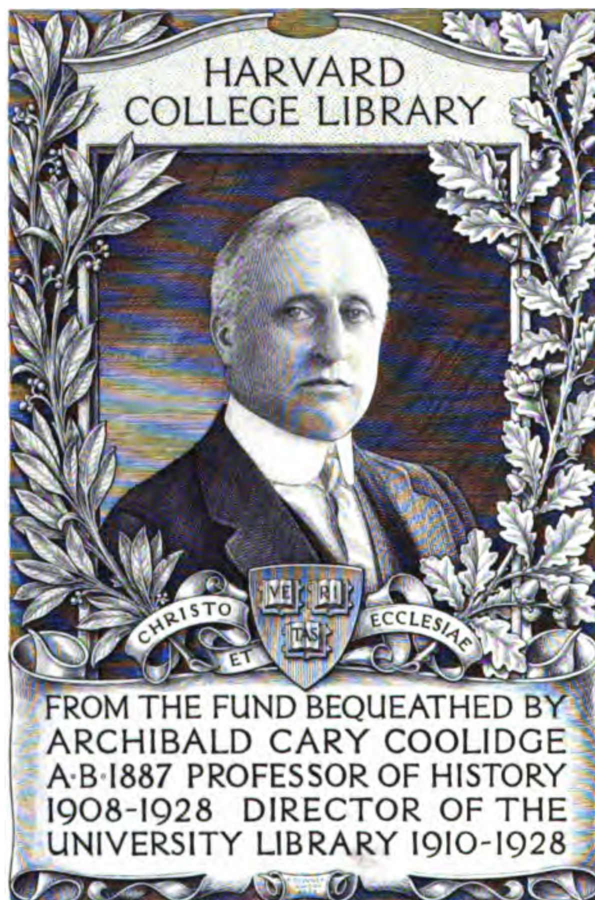
Aus meinem Leben

Erinnerungen und Erörterungen

von

Dr. Moritz Benedikt
Professor an der Wiener Universität.


HARVARD
COLLEGE LIBRARY
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE
FROM THE FUND BEQUEATHED BY
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
A·B·1887 PROFESSOR OF HISTORY
1908-1928 DIRECTOR OF THE
UNIVERSITY LIBRARY 1910-1928

Aus meinem Leben

Aus meinem Leben

Erinnerungen und Erörterungen

von

Dr. Moritz Benedikt

Professor an der Wiener Universität.

Wien 1906

Verlagsbuchhandlung Carl Konegen

(Ernst Stülpnagel)

Inhaltsverzeichnis.

I. Band.

II. Band.

III. Band.

I. BAND.

DEM ANDENKEN MEINER EDLEN FRAU

LOUISE GEB. GRIMM

SEI DIESER I. BAND GEWIDMET.

Widmung des I. Bandes.

Ich kann das Andenken dieses edlen Weibes, das mir ein trauriges Schicksal am 8. März d. J. raubte, nicht besser als mit den Worten eines hervorragenden Mannes ehren, die er mir zur Kondolenz schrieb:

»Nehmen Sie den Ausdruck meines innigsten Mitfühlens und Mittrauerns entgegen. Ich fasse die ganze Tiefe des Verlustes für Sie. Soviel Güte, Edelsinn und Klugheit, ein so warmes, vornehmes Wesen, soviel Selbstlosigkeit und echteste, reinste Weiblichkeit — alles ist geschwunden und Ihrem Leben der Schimmer und die Ruhe geraubt, die Ihnen soviel Glück gab. Wie sehr klage ich mit Ihnen um den Verlust, um das Hinscheiden dieser seltenen Frau, deren schlichte Größe und bewundernswerte Natürlichkeit jeden bestricken mußte, der für Wahrheit Empfindung hatte! Jedes Wort des Trostes ist ein Hohn; es mag schon ein Glück sein, wenn Sie in der Arbeit auf Augenblicke Ihren Schmerz lindern.«

Wien, im August 1905.

igen persönlichen Ver-
n noch am 9. September
wurde ich im folgenden
hen Leiden befallen und
hwerste Schicksalsschlag,
were Erkrankung und der
ysischen und moralischen
nterbrochener Fortführung
größten Schmerzen —, an
zu gehen, das ich mir für
alten hatte, nämlich meine
jene Charakterenergie zu ent-
und das Temperament dieses
chen und seelischen Qual auf-
es Beispiel, das meinem Arbeits-
ller unter den Beklemmungen
chtigen seine Meisterwerke Schlag
deren die Verpflichtung auf, seinen
lichen seelischen Schmerzen Zwang
en Geist und das Gemüt von den

ch »Erinnerungen und Erörterungen«
b, weil mein Leben nicht in erster Linie
in soziales Trachten vorstellt, sondern
ten und Aufsuchen seelischer Eindrücke,
weben unter dem Zwange sich auf-
r, ethischer und ästhetischer Probleme
ten.

m zweiten Teile an, diese Erinnerungen
von Reisekapiteln gefaßt, weil ich das
sten geistig selbständigen und charakter-

Einleitung.

Wohl selten ist ein Buch unter so traurigen persönlichen Verhältnissen entstanden wie dieses. Während ich noch am 9. September 1903 eine Ortlerbesteigung machen konnte, wurde ich im folgenden Jahre von einem qualvollen und schmerzlichen Leiden befallen und auf der Höhe desselben traf mich der schwerste Schicksalsschlag, der mich überhaupt treffen konnte, die schwere Erkrankung und der Tod meines teuren Weibes. In dieser physischen und moralischen Leidenszeit entschloß ich mich — bei ununterbrochener Fortführung meines ärztlichen Berufes, oft unter den größten Schmerzen —, an die Ausführung eines alten Vorhabens zu gehen, das ich mir für die Ruhetage meines Alters vorbehalten hatte, nämlich meine Erinnerungen niederzuschreiben und jene Charakterenergie zu entwickeln, daß der Geist, der Humor und das Temperament dieses Werkes nichts von meiner physischen und seelischen Qual aufweisen sollte. Es war ein erhabenes Beispiel, das meinem Arbeitsstimulus vorleuchtete. Daß Schiller unter den Beklemmungen eines dahinsiechenden Schwindsüchtigen seine Meisterwerke Schlag auf Schlag schuf, legt jedem Minderen die Verpflichtung auf, seinen physischen Leiden und persönlichen seelischen Schmerzen Zwang anzutun und bei der Arbeit den Geist und das Gemüt von den Qualen loszulösen.

Das Buch sollte eigentlich »Erinnerungen und Erörterungen« betitelt sein; vor allem deshalb, weil mein Leben nicht in erster Linie ein äußeres Handeln und ein soziales Trachten vorstellt, sondern ein ununterbrochenes Betrachten und Aufsuchen seelischer Eindrücke, ein fortwährendes Gedankenweben unter dem Zwange sich aufdrängender wissenschaftlicher, ethischer und ästhetischer Probleme und staatsbürgerlicher Pflichten.

Ich habe, besonders vom zweiten Teile an, diese Erinnerungen und Erörterungen in Form von Reisekapiteln gefaßt, weil ich das traurige Schicksal der meisten geistig selbständigen und charakter-

festen Österreicher hatte, daß, seitdem die Heroen der großen Wiener medizinischen Schule vom Schauplatze abtraten, das offizielle akademische und bureaukratische Wien sich mir feindlich gegenüberstellte und, wenn ich mich zeitweilig zur Wehr setzte, mich noch dazu zum professionellen Kampfhahn stempelte. Man versagte mir nicht nur die Stellung zur Gründung einer Schule; Alles, was ich sagte, lehrte und ausübte, wurde abgelehnt oder ignoriert oder so verleumdet, daß unbefangene, fernstehende Kreise ohne eigenes Urteil über mich und meine Geisteskinder sich über dieselben verurteilend aussprachen. Die Entrüstung über ein solches Verhalten der offiziellen Welt dem großen Patrioten und dem größten heimischen Dichter — Grillparzer — gegenüber hat mich als Jüngling zu meiner ersten literarischen Arbeit angespornt. Ich konnte nicht ahnen, daß — si licet comparare parva cum magnis — ich in einem viel tragischeren Grade dasselbe Schicksal haben werde. Ich mußte nach Paris, Rom, Brüssel, London etc. wandern, wenn ich einige Aussicht haben sollte, in Berlin Halt zu gewinnen — was mir nur teilweise gelang — und — worauf ich für Lebenszeit verzichte — in Wien für meine Geisteskinder jene Anerkennung zu finden, die sie gewiß verdienen.

Die mannigfachen Eindrücke, Anregungen, Begegnungen, Erörterungen der mich beschäftigenden Fragen, soweit sie nicht bloß ein engeres Fachinteresse haben, und die Erfolge derselben in der Fremde sind vorzugsweise in diesen Reisekapiteln dargestellt.

Viele Erörterungen betreffen engere medizinische Fragen, über welche das gebildete Publikum aufgeklärt werden soll, und auch Kunstfragen, welche dadurch eine individuelle Färbung und Klärung erhalten, weil ich in sie mit wissenschaftlichen Anfragen — zum Beispiel ethnographischer und anthropologischer Natur — eindrang, welche gewöhnlich weder von den Künstlern bewußt noch von den Kunstfreunden gestellt werden.

Mein ärztlicher Beruf und meine wissenschaftlichen Probleme haben mich weiters in innigen Kontakt mit Personen und Verhältnissen, in eine so mannigfache Verbindung hier und auswärts gebracht, daß ich Vieles und Vielseitiges zu erzählen habe, das weitere Kreise interessieren dürfte.

Mögen diese einleitenden Worte meinem Geisteskinde ein glückliches Geleit verschaffen!

Wien, im August 1905.

I. Meine Kindheit.

Am 4. Juli 1835 geboren, reichen meine Erinnerungen fast 70 Jahre zurück. Ich verlebte meine Kindheit in der Zeit des feudalen und autokratischen Österreich; meine Knabenjahre fielen in die Revolutionszeit und in die des zentralisierten neuen Despotismus, der sonderbarerweise mit dem Aufschwunge des höheren Unterrichtes zusammenfiel. Ich durchlebte die Zeit eines staatsmännisch schwachsichtigen Liberalismus, auf welche neue separatistische und nationale Strebungen folgten, welche eine neuartige reaktionäre Strömung erzeugten. Ich habe viele bedeutende Menschen beobachtet und gekannt, ich habe zwei Feldzüge als Volontär mitgemacht. Meine akademische Jugend und meine erste Lehrerzeit fielen in die Epoche der großen Wiener Schule. Ich habe die Zeit der großen mechanistischen Anschauung in der Biologie, der ich nur sehr kritisch folgte, und die Verirrungen des sogenannten Darwinismus mitgemacht und manche Originalthemata angeschlagen, die unter lehrreichem Widerstand erst allmählich zur Geltung kamen. Viele Wandlungen in der Kunst habe ich miterlebt, deren Auffrischung in der Erinnerung nicht ohne Interesse sein dürfte. Ich glaube daher Vieles erzählen zu können, was erzählt zu werden verdient. Daß selbst die Erinnerungen aus meiner ersten Kindheit einen lehrreichen Blick in die Verhältnisse vor dem Jahre 1848 liefern, dürfte der erste Abschnitt dieser Mitteilungen beweisen.

Meine Geburtsstadt ist Eisenstadt im Ödenburger Komitat, jetzt in Kis-Márton magyarisiert, das damals ungemischt deutsch war. Magyarische Laute schlugen zur Zeit meiner Kindheit kaum je an mein Ohr. So klein das Städtchen auch war, so spielte es doch, wie wir sehen werden, eine gewisse kulturhistorische Rolle, wenigstens in der Geschichte der Musik. Unter meinen Ahnen

waren manche Gottesgelahrte; sie trugen den slawischen Namen Kamen (Stein), der erst von meinem Urgroßvater mit dem jetzigen Familiennamen vertauscht wurde. Sonderbarerweise erfuhr ich dies erst vor wenigen Jahren, durch den Gelehrten Kaufmann in Pest, welcher mit der Abfassung der Geschichte meiner Familie beschäftigt war, als ihn der Tod ereilte. Unter meinen Ahnen befanden sich, und zwar in männlicher und in weiblicher Aszendenz, viele, welche über ein Jahrhundert lebten — bis 115 Jahre, soviel ich weiß. Noch meine Großmutter väterlicherseits und ihre Schwester überlebten ihren 100. Geburtstag.

Mein Vater war ein energischer und tätiger Kaufmann; er besaß keine besondere Bildung, hatte aber einen energischen Sinn für gute Erziehung. Es war vom Anfang seine Intention, mich für den Gelehrtenstand zu erziehen, und er hat dieses Ziel nie aus den Augen gelassen. Er hatte eine Leidenschaft des Spieles auf der Fondsbörse, die ihm im Leben viele Krisen einbrachte. Ich habe schon in ganz jungen Jahren ihn von dieser Leidenschaft zu heilen versucht, aber vergebens. Dies war wohl mit ein Grund, daß ich nie im Leben spekulierte. Als Anfang der siebziger Jahre die Wiener Ärzte von Skoda bis zu den letzten Praktikern herab von der Börsespielwut ergriffen waren, Rokitansky Verwaltungsrat einer Baubank wurde und darauf der »Krach« kam, äußerte sich der Wiener Polizeipräsident zu einem Kollegen, er wisse nur von einem Professor, der nicht gespielt habe, und nannte meinen Namen. Der Hauptgrund war freilich, daß seit meinen Studentenjahren mein Intellekt und Streben immer von Aufgaben und Problemen so erfüllt war, daß ich weder Sinn noch Zeit fand, meinen ökonomischen und sozialen Verhältnissen eingehende Sorge zu widmen. Ich war immer der Sklave der keimenden und sich entwickelnden Geisteskinder, meines »wissenschaftlichen Sports«, wie es meine Frau nannte, dem ich materielle Opfer brachte, wie verhältnismäßig vielleicht nur wenige Zeitgenossen. Meine Mutter hatte in ihrer Jugend viele literarische und künstlerische Neigungen. Ich erinnere mich noch, daß sie bei Einräumung und Ordnung des Wäschekastens Schiller rezitierte oder Mozartsche Arien trillerte. Sie war eine scharf beobachtende Menschenkennerin. Beiden Eltern fehlte die Kunst des Posierens, jenes Savoirfaire, das für soziale Erfolge so nötig ist. Sie gaben sich, wie sie waren, ohne soziale Lüge; sie beuteten die Schwächen der anderen nicht aus. Diese Doppelheredität fand in mir eklatanten Ausdruck. Beide legten jedoch Gewicht auf

ihre äußere physische Erscheinung; ich scheine durch einen Rückfall in irgendeine Ahnenstufe dieser Eigenschaft nicht teilhaftig geworden zu sein.

Meine Vaterstadt bot viele Anregungen. Sie zerfällt in vier Teile. Den Knotenpunkt bildet das fürstlich Esterházysche Schloß. Seine breite Fassade am Schloßplatze ist ein ziemlich unschöner, unfreundlicher Barockbau; die Gartenfassade war in gutem Renaissancegeschmack ausgeführt. Der Park gehört wohl zu den schönsten in Europa. Zum Teil in aufsteigendem Terrain gelegen, bietet er schöne Szenerien dar, zum Beispiel einen künstlichen Felsen mit Wasserfall. Seitlich davon ragt ein römischer Rundtempel hervor, der die Statue einer Prinzessin aus dem fürstlichen Geschlecht — als Klio — von Canova birgt. Dieser Teil des Parkes ist auf dem alten Führichschen Vorhang des Burgtheaters abgebildet. Eines der größten Treibhäuser Europas mit 90.000 Spezies bot eine reiche Fülle von pflanzlichen Erscheinungen. Ein reicher Obstgarten und eine Rosenallee boten weitere Anregungen aus dem Pflanzenreiche dar. Der Park lehnte sich an einen meilenweiten Wald, in dem von geschmackvollen Jagdhäusern aus mittels Durchbrüchen durch den Wald schöne Landschaftsbilder auf die Ebene und das Leithagebirge zur Ansicht kamen. Das fürstliche Schloß war im 18. Jahrhundert ein Sammelplatz für den Hof- und Hochadel, die sich an den Werken Haydns und Mozarts ergötzten. Auch italienische Opern wurden aufgeführt und ein eigenes Untergymnasium wurde für den Bedarf an Sängerknaben unterhalten. Die Nachklänge dieses früheren künstlerischen Treibens zitterten noch in den Tagen meiner Kindheit nach. In der fürstlichen Kapelle waren vorzügliche Künstler; ihr gehörte auch der Vater des berühmten Anatomen Hyrtel an und diesem Umstande verdankte meine Vaterstadt den Ruhm, die Geburtsstätte dieses hervorragenden Mannes zu sein.

Der Kompositeur Weigel ist ein Sohn meiner Vaterstadt. Bekanntlich ist Haydn in einer Kirche dieser Stadt begraben. Sein Schädel befindet sich aber im anatomischen Museum in Wien. Wie dieser Raub zustande kam, ist nicht bekannt. Die Gallsche Lehre hat ihn gewiß verursacht. Bekanntlich wurde auch Beethovens Grab geöffnet und ein Gehörorgan entfernt. Es soll ein englischer Gelehrter dieses Manöver ausgeführt haben; der naive Mann glaubte offenbar aus dem Bau des äußeren Gehörorgans ein Verständnis für die Schöpfung der IX. Symphonie zu gewinnen! Ich will hier

bemerken, daß ich einen starken Verdacht habe, daß auch der Schädel, der später als jener Beethovens ausgegraben wurde, ein unterschobener ist. Vielleicht wird er einmal, wenn die Lüftung des Geheimnisses ohne Gefahr ist, in einem fremden Museum auftauchen. Die Totenmaske und der Schädel stimmen nicht.

An das Schloß stößt eine Gasse, welche die Gebäude der Patrimonialherrschaft umfaßte. Dort war auch ein Gefängnis und jeden Samstag vormittags wurde öffentlich geprügelt. Dies war eine Gaudee für die Jugend; ich habe nie Lust empfunden, diesem barbarischen Schauspiel beizuwohnen. Während meiner militärischen Dienstzeit mußte ich einmal einer solchen Exekution beiwohnen. Der Eindruck war für mich entsetzlich und natürlich war ich sehr für die Aufhebung dieser Strafform eingenommen. Heute bin ich weniger abolitionistisch gesinnt. Für rohe Mißhandlung der Frauen, für kinderfeindliche Pädagogen und für — Sezessionisten dürfte sie nicht ungeeignet wirken.

Parallel mit dieser offiziellen Gasse verläuft die eigentliche »Stadt«, in der die Bourgeoisie und die Intelligenz hausten und wirkten.

Auf der anderen Seite des Schloßparkes war die Judenstadt, die das abgeschlossene Bild eines Ghettos noch zeigt. Die Liberalität der fürstlichen Familie hat aber noch zwei Häuserblocks den Juden konzediert. An die Judenstadt schließt sich der sogenannte »Berg« an. Zunächst ein Barmherzigenspital mit Apotheke, in dem ein Pater die Zähne der Bevölkerung zog. Auch meine Milchzähne befanden sich in seiner Sammlung. An das Kloster stieß eine Reihe von Häusern für die fürstlichen Beamten und für Bürger; auf der anderen Seite riesige Einkehrwirtshäuser und am Ende zwischen beiden Reihen auf einem künstlichen kleinen Hügel eine Wallfahrtskirche mit einem künstlichen Kalvarienberge rings um die Kirche mit Grotten, in denen rohe plastische Gruppen aus der Leidensgeschichte Christi sich befinden. In einer Terrainsenkung wohnte die Plebs und am Ende des Berges befand sich die Kaserne für das fürstliche Grenadierkorps, dessen hochstämmige Mitglieder in ihren roten ungarischen Hosen und blauen Fräcken, mit ihren grimmigen Bärenmützen uns Kindern den höchsten Respekt einflößten. Ein Teil dieses Korps — ein Rest aus der Feudalzeit — bezog die Wache dem fürstlichen Schlosse gegenüber und zwei Kanonen, die daselbst aufgepflanzt waren, gaben uns eine Idee von der Macht des fürstlichen Geschlechtes. Der Tambour dieses Korps vertrat den Moniteur des Ortes. War etwas verloren gegangen oder gefunden worden,

jemand steckbrieflich verfolgt etc., dann schritt der genannte Würdenträger durch die ganze Stadt, versammelte durch Trommelschlag alles um sich und verkündete seine Neuigkeiten. Wir Kinder begnügten uns natürlich nicht, die Nachrichten nur einmal anzuhören; wir folgten dem Verkünder an mehrere Haltstellen. Dies war aber nicht die einzige bewaffnete Macht des Städtchens. Es gab noch eine Bürgergarde und ich war ganz erstaunt, den leberkranken »grünen Schuster« bewaffnet in Reih und Glied zu erkennen. Diese Bilder hat die Neuzeit weggeschwemmt.

Aus der ersten Kinderzeit, in welcher ich noch dem Kindermädchen anvertraut war, sind mir zwei Chokszenen in Erinnerung, welche für die Dauerwirkung tiefer, die Nerven erschütternder Eindrücke lehrreich sind. Die Landstraße gegen den Neusiedler See führt durch eine Schlucht. Dort ging das Kindermädchen mit Vorliebe spazieren. Einmal begegneten wir einer Viehherde. Der Stier wurde wütend und stürzte auf uns zu. Das Mädchen flüchtete mit Mühe auf den steilen Abhang. Ein andermal nahte an demselben Orte eine Truppe von Zigeunern, die damals allgemein wegen Kinderraubes gefürchtet wurden. Das Mädchen stieß einen Schreckensschrei aus und flüchtete. Beide Szenen haben bis heute bei mir Spuren zurückgelassen. Stiere jagen mir noch heute ein gewisses Angstgefühl ein, so oft ich zum Beispiel einem solchen auf meinen Alpenwanderungen begegne, und ich träume noch öfters von Gefahren durch wilde Stiere und lange Zeit hatte ich Angst vor Zigeunern. Ich habe noch einmal in meinem Leben einen solchen Chok erlebt, als ich im Engadin aus einem Wagen geschleudert wurde. Jahrelang danach war es mir unmöglich, über eine schiefe Ebene hinabzufahren, während andere große Gefahren keinen besonderen Eindruck machten. Ich werde auf sie in späteren Abschnitten zurückkommen.

Das Stadtleben war gewöhnlich ruhig und eintönig. Belebt wurde es zur Marktzeit, in der neben den heimischen Kaufleuten viele Händler und besonders Händlerinnen auch aus Wien ihre Buden aufschlugen und die Bauern aus allen benachbarten Dörfern zum Schauen und Kaufen herbeiströmten. Da gab es für uns Kinder viel zu sehen und anzustaunen. Dabei erlebte ich mein erstes »Schienbeinabenteuer«. Aus dem Hause, in dem ich wohnte, wurde ein beladener Wagen mit menschlicher Bespannung auf den Markt gezogen. Wir Kinder machten uns wichtig und schoben und zogen an. Da stolperte ich über einen Eckstein und ein hinteres Rad ging

ohne erhebliche Verletzung über die Kante meines Schienbeines. Dasselbe geschah mir zweimal in Wien als junger Arzt. Ich wurde an je einer Straßenecke beim Lesen von Maueranschlägen von beladenen »Streifwagen« umgestoßen und beidemal ging mir ein Rad über das Schienbein, beidemal ohne erhebliche Verletzung. Da wußte ich, daß ich einer Familie mit gesunden Knochen entstamme.

Interessant sind meine ersten »Lehrjahre«, da wir heute von den damaligen Schulverhältnissen kaum mehr eine richtige Vorstellung haben. Eine öffentliche Schule in der Gemeinde gab es nicht. Als ich zu Pfingsten 1841 meinen Vater bat, mich »lernen« zu lassen, erlaubte er mir, den »Lehrer« ins Haus zu bringen. Das war ein Greis mit einem ausgeronnenen Auge, mit halbseitiger Lähmung rechts, mit einer entsprechenden etwas lallenden Aussprache. Außerdem verfügte er über einen angeborenen näselnden Ton. Der Unterricht war jedoch zu einseitig und es wurde nach einem neuen Lehrer gefahndet. Da erschien ein Kandidat zu Fuß aus einer benachbarten Gemeinde. Statt eines Rockes war er mit einem Ulanenspenser bekleidet, den er offenbar einem Offiziersburschen billig abgekauft hatte. Als Empfehlung zeigte er seine schöne Handschrift und er wurde für mich und zwei Kinder eines Lederermeisters, der auch eine passende Schulstube in seinem Hause hatte, engagiert. Schön schreiben zu lernen hat mir die Natur versagt und sonst konnten wir von dem Manne nicht viel profitieren. Wo nichts ist, hat der Schüler nichts zu gewinnen. Der Zivilulane wurde bald wieder verabschiedet. Ich sah ihn erst nach 30 Jahren wieder, als er zu mir kam, ich möge ihm eine Stelle in einer — Bank (!) verschaffen. Ich erkannte ihn merkwürdigerweise sofort und fragte nach seiner kommerziellen Bildung; er hatte keine. Auf meine Frage, womit er sich durch diese drei Jahrzehnte beschäftigt habe, antwortete er: mit dem Handel mit Hasenhäuten!

Man wandte sich nach Mähren, wo die Schulbildung vorgeschritten war. Da kam ein junger zaundürrer Mann, der in freien Stunden Bestecke gravierte. Auch diesem Manne konnte ich nicht viel verdanken und er gab bald seinen Lehrerberuf auf. Mitte der sechziger Jahre kam er als ein behäbiger, gutgenährter, reicher Fabrikant aus Mähren mit seiner leidenden Tochter in meine Ordination. Ich erkannte ebenfalls sofort in ihm meinen gravierenden Lehrer von ehemals.

Endlich setzte es mein Vater in einer Gemeindeversammlung durch, daß eine Gemeindeschule gegründet wurde und es wurde wieder aus Mähren ein echter Berufslehrer gewonnen. Dieser breitschultrige, mittelgroße Mann, der den Eindruck eines Pastors machte, war für seinen Beruf begeistert. Er hatte eine schöne sonore Stimme und wenn er die Propheten und Psalmisten, die wir in der Ursprache kennen lernten, vortrug, riß er mich zur Begeisterung hin. Dieser Lektüre verdanke ich eine Seite meines Stils, nämlich das Streben, Gedanken plastisch auszudrücken und den Sätzen durch Feilung einen gewissen Wohlklang und Rhythmus zu verleihen. Hat doch Dr. D. H. Müller vor nicht langer Zeit eine Art von Versmaß und Strophenbildung in diesen antiken Meistern herausgefunden. Ein solcher Stil — in der Rede verwendet — vermag, wenigstens nicht im vorhinein Andersdenkende hinzureißen.

Dabei wurde die Volksschule absolviert. Die damalige Volksschulbildung war eine magere und ich erinnere mich, daß zum Beispiel in der vaterländischen Geographie vor allem verlangt wurde, zu wissen, wo ein Bischof oder gar ein Erzbischof seinen Sitz hatte und wo ein Gymnasium bestand.

Während dieser Schulzeit machte ich eine Reise nach Wien, wo meinethalben der berühmte Chirurg Wattmann konsultiert wurde. Meine Eltern brachten mich in ein elegantes Geschäft, wo ich neu uniformiert wurde. Ich bekam lichte Schuhe, eine gelbe, bis zu den Knöcheln reichende Nankinghose, eine blaue Jacke mit Metallknöpfchen und einem kurzen »Frackschößel«, einen steifen Hemdkragen, eine Florentiner Strohmütze mit weißledernem Schilde und ein — Paraplui. Letzteres setzte mich oft in Verlegenheit. Ich trug es aufgespannt so steif und unbeweglich, daß ich in den Passagen der Durchhäuser und auf dem engen Trottoir fortwährend an die Vorübergehenden anstieß, wobei ich oft den »dummen Jungen« zu hören bekam.

Ich wurde auch in die Oper zur »Stummen von Portici« mitgenommen. Begreiflicherweise sah ich nur und hörte die Musik seelisch nicht. Dies war jedoch nicht mein erster Theaterbesuch In Eisenstadt wurde von einer Wandertruppe in einem großen Wirtshaussaal regelmäßig während des Winters Komödie gespielt. Einmal war meine Mutter so großmütig, meine ältere Schwester und mich ins Stehparterre zu schicken. Sechs Kreuzer Wiener Währung für die Köchin und je drei Kreuzer für die Kinder

war Entree. Gegeben wurde eine Posse: »Elias Regenwurm«, und die Köchin hob uns abwechselnd in die Höhe, damit wir sehen. So lernte ich dieses Meisterwerk erst nur rhapsodisch kennen und ich bin später diesem klassischen Stücke bei meinen literarischen Irrfahrten nicht mehr begegnet.

Lesesüchtig war ich sofort, nachdem ich lesen gelernt hatte. Meine Bibliothek bestand aus einem Jahrgange des »Pfennig-Magazins«, des Vorläufers der »Leipziger Illustrierten«. Viele Bilder sind mir aus diesem Buche bis heute in Erinnerung geblieben, zum Beispiel die Porträts von Wallenstein, von Tilly und Maria Stuart, die Abbildungen des Towers, des Straßburger Domes etc. Ein zweites Buch war eine »Naturgeschichte« von einem gewissen Graf, der die Tiere redend einführte. Es hatte auch eine kolorierte Tafel, auf der mich besonders die Hottentotten interessierten. Ich liebte es allein zu sein und auch unter dem Lärm der spielenden Kinder auf meinem Lesebänkchen abseits zu sitzen und mich in die Lektüre zu vertiefen. Auch ging ich gern im Parke und im Walde allein spazieren; eine lebhafte Phantasie und ein für ein Kind reiches Seelenbinnenleben machten mir das Alleinsein zum Bedürfnisse.

An eine solche »Phantasie« erinnere ich mich lebhaft. Ich hatte ein religiöses Gebot unabsichtlich verletzt und war darauf sehr zerknirscht. In der Nacht sah ich im Traume ein Gottesgericht. In überragender Körperhöhe erschien Gott; rechts und links von ihm die Patriarchen und die Propheten; auch der Psalmist König David und der weise Salomo fehlten nicht. Sie befanden sich in der Rangordnung und Körperhöhe, je nach der Wertschätzung, die sie in meinem kindlichen Gemüte genossen. Alle Gestalten hatten lange, in der Mitte gescheitelte Haare und lange wallende weiße Gewänder; sie waren bartlos.

Kinderstreiche übte ich selten, trotzdem ich der Verführung durch einen weiblichen Satanas — meine ältere Schwester — immer ausgesetzt war. Da machte ich manchmal eine Expedition auf die Kirschenbäume in der Nachbarschaft mit und erinnerlich ist mir eine klassische Szene, die meine Schwester arrangierte, deren Übermut noch heute, nach zirka 20 Geburten, in ihrer heiteren Gemütsart ein fernes Echo findet. Sie wandte sich an eine Frau, die ihr als geizig und sehr kurzsichtig bekannt war. Sie eröffnete ihr, daß sie im fürstlichen Obstgarten eine Leiter an einem Baume mit edlen Pfirsichen gelehnt gesehen habe. Sie lud die Frau ein, mit uns

Kindern in den Garten zu gehen, sie möge auf den Baum steigen, uns die gepflückten Früchte herabwerfen und wir würden sie ihr nach Hause bringen. Die Frau ging in die Falle. Als sie oben am Baume saß, warf meine liebe Schwester die Leiter um, schrie: Der Wächter komme. Wir liefen davon und die Frau schrie so lange, bis der Wächter wirklich kam, den dieser Schelmenstreich sehr amüsierte. Es war ein Feiertag und in der »Gasse« Korso. Der Wächter kam und erzählte die Geschichte. Meine Schwester wurde aufgesucht und gezüchtigt und dann erst danach geforscht, ob sie auch schuldig sei. Die Voraussetzung, daß nur sie die Urheberin sein könne, stand a priori fest und die Sühne erfolgte a posteriori.

Nach Ostern 1845 übersiedelte ich zu meinem Vater nach Wien. Bevor ich aber meine ersten Wiener Erlebnisse schildere, muß ich die selbstverständliche Frage des Lesers beantworten, ob ich in meiner Heimatstadt gar keine Liebesnot überstanden habe. Errötend muß ich die Frage bejahen. Das trug sich folgendermaßen zu. Bei einer Allerweltsmuhme versammelten sich an Winterabenden die jungen Frauen mit ihren Spinnrocken. Es waren dies zum Teil literarische Abende, da sich die Damen die Früchte ihrer Lektüre gegenseitig mitteilten. Meine Mutter bestand darauf, daß ich — damals ihr »einziges Buberl« — mitgenommen werden dürfe. Daß ich außer einzelnen Brocken aus den Lesestücken auch über die Dienstbotenverhältnisse der ganzen Stadt aufgeklärt wurde, versteht sich von selbst. Eine andere Mama bestand darauf, daß sie ihr ältestes Töchterchen mitbringen dürfe. Dieselbe war sieben, ich sechs Jahre alt. Ich entbrannte in Liebesglut für diese »Rosa«. Sah ich sie, so errötete ich, mein Atem stockte und es überfiel mich eine wohlige Beklemmung. Meine Liebe zu gestehen hatte ich nicht den Mut, schreiben konnte ich noch nicht und besonders zu reimen habe ich weder damals noch je später verstanden. Da traf es sich, daß ich von meinem Vater, als er wieder nach Wien fuhr, eine Silbermünze als »Letzgeld« erhielt. Ich wechselte sie und kaufte dafür jeden Tag einen Apfel, den ich meiner Dulzinea verehrte, bis mein Kapital erschöpft war. Mein Herz war dann durch zehn Jahre frei. Auch diesmal hatte ich nicht den Mut einer Erklärung. Ich kaufte einen Band lyrischer Gedichte mit Goldschnitt, strich den Namen der Verehrten des Dichters aus und schrieb den meiner Huldin dafür hin.

Da traf mich der Schicksalsschlag, daß die Familie meiner Angebeteten nach Pest übersiedelte. Ich machte vor der Schule

um 1 Uhr einen Abschiedsbesuch. Als ich auf der Uhr halb zwei abzulesen glaubte, eilte ich ins Gymnasium. Ich fand die Tore verschlossen und ich konnte in meinem Traumzustande dies nicht begreifen. Ich ging in die Praterstraße und traf dort Kameraden, die nach der Schule bereits vom Donaustrombad zurückkamen. Ich hatte zehn Minuten nach sechs mit halb zwei verwechselt.

Meine Übersiedlung nach Wien hatte den Zweck, mich fürs Gymnasium definitiv vorzubereiten. In die besseren Schulen in Wien konnte ich mitten im Jahre — nach Ostern — nicht unterkommen. Es blieb nur die »protestantische« Schule in der Dorotheergasse übrig. Mein Vater ging zunächst zu dem Klassenlehrer, der in der Nähe der Schule — in der Plankengasse — wohnte. Es war ein stattlicher, schöner Mann in den besten Jahren, eine sehr elegante Erscheinung, mehr einem hohen Beamten als einem Schullehrer gleichend. Seine Wohnung imponierte mir als höchst elegant. Ob ich reif war oder nicht, weiß ich nicht, aber auf ein Goldstück erfolgte die Reifeerklärung. Am anderen Tage erschien ich in der Schule, um »eingeschrieben« zu werden. Da ereignete sich folgende Szene, die ich bald als charakteristisch für die Schule kennen lernte. Die Bubenkorona war bereits vollständig versammelt und als mein Familienname genannt wurde, ertönte aus der Korona heraus folgender Gesang:

Der Benedikt
Hat's Kaibel geschlickt,
Hat no nit gnua,
Frißt no a Kua.

Der Chor wurde anfangs ganz piano gesungen, dann immer höher und lärmender, und es dauerte lange, bis der Lehrer imstande war, die Ruhe herzustellen. Solche Chöre ertönten oft. Hatte sich jemand etwas zuschulden kommen lassen, so gab der »Wisser« nach rechts und links seinem Nachbarn einen leichten Stoß mit der Aufforderung, »es weiter zu geben«. Vermutete der Berichterstatter, daß alle aufmerksam gemacht sind, dann intonierte er: »Was geschehen ist.« Das wurde immer lauter und lauter von allen mitgesungen und der Lehrer war nicht leicht imstande, das Ereignis zu erfahren, bis der Anstifter es für passend hielt, das Wort zu ergreifen. Dann folgte die Exekution entweder mit dem Lineal auf die flache Hand — eine Straftechnik, die mit dem Namen der »Batzenerteilung« beehrt wurde, oder mit dem spanischen Rohre a posteriori.

Das Schulpublikum bestand aus Kindern kleiner Gewerbsleute und alle außer mir kamen nach Absolvierung der vier Klassen zu einem Handwerker in die »Lehre«.

Die Schlußprüfung erfolgte in der Kirche und wir zogen aus dem Klassenzimmer, nach der Klassifikation geordnet; ich unter den Vorzugsschülern. Mein Vater hatte mir drei Silbergulden für den Lehrer mitgegeben und der »elegante« Mann hatte offenbar ein Cadeau erwartet. Ich hatte nicht den Mut, diese Bestechung auszuführen. Da rangierte mich der Lehrer noch im Hofe aus den Vorzugsschülern nach rückwärts aus. Ich erfuhr damals, daß man im Leben nicht gut reüssiere, wenn man nach ethischem Gefühle und nicht nach der Moral der Leute handelt. Mit den Kameraden von der Volksschule verlor ich später jede Fühlung. Nur noch in den ersten Jahren, als ich schon mit dem Stolze des Gymnasiasten umgürtet war, errötete ich öfters, wenn zum Beispiel ein Schusterlehrling, der ein Paar Röhrenstiefel trug, oder ein Schlosserlehrling mit einem Handwagen mich selbst mitten in der Stadt mit dem Rufe: »Grüß' di Gott, Beenahdig« — so wurde mein Familienname ausgesprochen — haranguierte.

Daß ein solches Schulwesen je bestanden habe, würde heute kaum jemand für möglich halten. Die protestantische Gemeinde erhielt noch eine spezielle Volksschule; sie ist heute natürlich eine Musterschule.

In die Schule gingen wir selten zu Fuß. Damals war rückwärts an jedem Fiaker ein Stehbrett, auf dem bei feierlichen Gelegenheiten ein livrierter Diener stand. Ich wurde von Mitschülern unterrichtet, daß man auf diesen Brettern in die Schule fahren könne. Auch ich sprang auf den nächsten derartigen Wagen auf, wenn er die Richtung zur Schule nahm. Verließ er diese Richtung, so wurde gewartet, bis ein anderer die Richtung fortsetzte, und so kam ich gewöhnlich von der Praterstraße bis mindestens auf den Stephansplatz. Dabei verlor ich einmal aus dem Schulriemen das lange Vorschriftheft und das Pennal. Ich kehrte weinend um, es zu suchen, ohne es zu finden. Seitdem ging ich immer zu Fuß und wußte, daß diese Fahrordnung für einen Gentleman unwürdig sei.

Ich will hier noch eine Erinnerung aufleben lassen, die für die Seelenkunde des Kindes bezeichnend ist. Bei einem Sattler stand ein schöngeschirrtes Pferd von etwa einem halben Meter Höhe in der Auslage. Dieses Modell spielte in meiner Phantasie eine große Rolle. Ich ritt auf ihm wie toll herum. Ich versäumte nie,

wenn ich vorbeikam, stehen zu bleiben und es zu betrachten. Ich war bereits gegen Ende des zehnten Lebensjahres, als mir plötzlich die Einsicht kam, daß dies Modell nicht lebe. Mit einem Schlage war die kindliche, das Spielzeug belebende Phantasie überhaupt ernüchtert.

Mit der Prüfung und den darauffolgenden Ferien endet die Knabenzeit, der Gymnasiast ist ja wenigstens Unterjüngling.

II. Meine Gymnasialjahre 1845—1853.

Ich trat ins Akademische Gymnasium, dessen Lehrer Piaristen waren. Man wußte damals nichts von dem verhetzenden nationalen und konfessionellen Geiste unserer Tage. Die Gesinnung dieser Geistlichen war die edle, tolerante und nichts weniger als klerikale. Der Geist und die Gesinnung der Gesellschaft war ja damals dem Geiste und der sozialen Anschauung der Regierung weit voraus.

Von nationaler »Reibung« habe ich während der ganzen Gymnasialjahre nur e i n Beispiel erlebt.

Wir hatten unter uns einen stämmigen Tschechen, der älter und größer war als wir alle. An ihn trat einmal vor dem Beginne des Unterrichtes der spätere »Spaziergänger« Daniel Spitzer heran und rief ihm im pathetischen Tone zu: »So jung und schon ein Böhm?« Der Angesprochene lachte mit uns allen über den Einfall. So war damals trotz des Regierungsprinzips: »Divide et impera« die Innigkeit des Verkehres. Mit Schmerz muß heute jeder vernünftige Österreicher an diese Periode denken. Nicht nur unser tschechische Kollege nahm dies dem herzigen Daniel mit seinen pausigen, schöngefärbten Wangen, dem kleinen, immer etwas humoristisch zugespitzten Munde, seinen treuherzigen Augen und seinen gekräuselten Haaren nicht übel. Als er einmal in einem Gegenstande schlecht stand und er den Professor über seine Note fragte, küßte ihn derselbe auf die Stirn und sagte: »Sehr schlecht!«

Unsere Lehrer waren meist schlichte Männer aus dem Bauernstande und viele unter ihnen hatten den Gesichtstypus des niederösterreichischen Bauers, wie ihn W a l d m ü l l e r und dessen Zeitgenossen malten. Sie waren »Klassenlehrer«, das heißt sie lehrten alle Gegenstände mit Ausnahme der Religion und stiegen gewöhnlich mit den Schülern wenigstens durchs ganze Untergymnasium auf. Man wußte, daß sie materiell sehr ärmlich gestellt waren. Die

wohlhabenden Väter ließen es sich nicht nehmen, den Professoren zum Beispiel zu Weihnachten Gaben zukommen zu lassen. Ich weiß, daß mein Vater jedesmal bei dieser Gelegenheit dem Klassenlehrer einen Hut Zucker, fünf Pfund Kaffee und einen Dukaten verehrte. Für die weitverbreitete Korrektheit jener Generation ist es charakteristisch, daß diese Dankesschuld ohne Heimlichkeit abgetragen wurde und ohne korrumpierende Folgen blieb. Man konnte nie eine Spur von Protektion bemerken, selbst nicht gegenüber den Söhnen hochgestellter Beamten und selbst von Ministern. Ich weiß aus einer späteren Zeit, wie weit die Korruption auf demselben Gymnasium um sich griff, so daß auf einmal zwei weltliche Lehrer desselben Faches pensioniert werden mußten. Die Professoren waren wirkliche Freunde der Kinder und es fiel ihnen nicht ein, einen Schüler erwischen oder ihm Schlingen legen zu wollen. Ich will hier eine charakteristische Anekdote erzählen. Beim Examinieren wurden immer sechs Schüler herausgerufen. Mein Freund Auspitz und ich waren gewohnt, immer die zwei ersten Gerufenen zu sein. Einmal hatten wir sechs Seiten »Altertümer« aufbekommen. Dieselben waren lateinisch abgefaßt und enthielten Schilderungen aus dem römischen Leben. Jeder der Gerufenen sagte eine Seite auf und dann sagte der Lehrer: »Sequens« (»der Nächste«). Da traf es sich zufällig, daß wir zwei nur vier Seiten gelernt hatten und wir wurden als Fünfter und Sechster herausgerufen. Ich zitterte am ganzen Leibe. Auspitz hatte die Geistesgegenwart, bei dem Rufe »Sequens« mit der ersten Seite zu beginnen und ich rezitierte die zweite. Der gute Lehrer merkte die Situation und wollte seine »Eminentisten« (»besten Schüler«) nicht blamieren; er wußte übrigens, daß diese unvollständige Vorbereitung bei uns nur ein Ausnahmefall war. Wie wenige Lehrer sind heute so liebevoll. Mir fällt dabei eine Szene aus meiner ärztlichen Praxis ein. Ich wurde zu einem Konsilium berufen und im ersten Zimmer zeigte mir der Hausarzt das Zeugnis des Patienten, eines Schülers der dritten Klasse des Untergymnasiums. Er hatte in Griechisch Auszeichnung und bei demselben Lehrer die schlechteste Note aus dem Latein. Ich machte die Diagnose, daß der Lehrer ein boshafter Trottel sei. Der Knabe litt an epileptischen Anfällen, die für einige Zeit vor und nach den Anfällen ein Ausfallen des Gedächtnisses erzeugten. Der Lehrer, der zufällig aus dem Latein in diesen Epochen geprüft hatte, erkannte den Zustand nicht und zog aus den Augenblicksresultaten seinen Kalkul.

Einem halbwegs gewissenhaften Lehrer konnte der Kontrast

zwischen den Resultaten in beiden Sprachen nicht entgehen und zudem lernte er doch gerade Lateinisch schon im dritten Jahre.

Der Knabe litt noch an angeborener Paraplegia spastien infantilis, das heißt seine Hände und Arme waren krampfhaft zusammengezogen und zuckten bei jeder Bewegung. Dennoch hatte er Violinspielen gelernt. Er spielte mir eine Etüde von Spohr vor und fuhr nur einmal aus. Mir rannen Tränen der Rührung über die Wangen. Welche Begeisterung, welcher Arbeitsaufwand gehörte von seiten dieses Knaben dazu, um die ungeheuren Schwierigkeiten zu überwinden! Und den Knaben kränkte der Lehrer! In solchen Momenten bedauere ich fast, daß die Prügelstrafe für gewisse Versündigungen abgeschafft ist. Ich will bei dieser Gelegenheit die Pädagogen auf Anfälle von Gedächtnisausfall aufmerksam machen, die auch bei Individuen ohne eigentliche Epilepsie vorkommen. Der Bruder eines Patienten, den ich wegen Epilepsie behandelte, litt an solchen Anfällen. Er besuchte das Gymnasium am Theresianum. An dieser Anstalt fungieren »Präfekten«, welche das Lernen der Knaben außerhalb der Unterrichtsstunden überwachen. Ein solcher Präfekt hatte zu wiederholten Malen beobachtet, daß der Knabe seine Lektion ausgezeichnet wußte. Bei der Prüfung in der Schule konnte es geschehen, daß er keine Frage beantworten konnte, als ob er von dem Gegenstande nie etwas gehört hätte. Dieser Knabe war natürlich vor den bösen Folgen seines Zustandes geschützt. Als Student bereitete ich einen Schüler für eine Gymnasialprüfung vor. Am Abend vor der Prüfung ging ich mit ihm alle Gegenstände kreuz und quer durch; er war gut beschlagen. Am anderen Morgen wußte er zum Beispiel in der Geographie so absolut nichts, als ob er nie etwas gelernt hätte. Die Prüfung bestand er wenige Stunden später gut. Ich riet ihm, nicht zu studieren, und er wurde ein angesehener Großindustrieller der Holzbranche.

Ich habe früher meinen Kollegen Auspitz genannt. Es war dies der später berühmt gewordene Dermatologe Heinrich Auspitz. Wir hatten am Gymnasium gemeinschaftliche Stunden bei den »Repetitoren«, den Sprach- und Zeichenlehrern; nur Schreibstunden nahm ich allein — ohne Erfolg. Wir waren unzertrennlich beim Lernen und Spielen, so daß wir für unsere Kameraden, unsere Lehrer und Bekannten konjugierte Vorstellungen waren. Sein Vater war als Patron der Chirurgie aus Nikolsburg nach Wien wegen der Erziehung der Kinder übersiedelt und er hatte nicht nur mit diesem ältesten Sohne Glück, sondern auch mit einem jüngeren,

der zu unseren geistreichsten Generalen gehört. Dieser »Poldi« war der ungebärdigste Junge, der mir je untergekommen ist. Er war zum Beispiel nicht leicht zu beruhigen, als man ihm das »Mondkipfel« nicht vom Himmel herunterholte. Vater Auspitz hatte lange schwer für die Existenz zu kämpfen, bis er nach dem Jahre 1848 Matura machte, neben der Erwerbstätigkeit die medizinischen Kollegien besuchte, Doktor und später Primarchirurg wurde. Er war ein breitschultriger, ziemlich großer Mann mit einem mächtigen breiten und hochstirnigen, nach abwärts gebeugten Denkerkopf, war ein ausgezeichneter rationeller Praktiker, ein vollgültiger Freidenker und politisch aufgeklärt.

Unser »Korrepetitor« und erster Lehrer der französischen Sprache war ein Mediziner aus Nikolsburg in Mähren, namens Bernhard Deutsch. Er hatte von seinem 13. Jahre an Unterricht erteilt, war ein ernster, strenger Lehrer. Unsere Unterrichtsstunden im Hause Auspitz wurden öfters unterbrochen, wenn ein Heft der »Grenzboten« erschien. Dann steckten der Doktor, der Lehrer und ein nachbarlicher Seidenhändler die Köpfe zusammen und politisierten. Wir Zöglinge horchten auf; es waren für uns Frühklänge politischen Freisinnes vor 1848. Als Privatlektüre trieb ich außer den deutschen Klassikern Geschichte, und zwar eine abgeschmackte, längst vergessene Weltgeschichte von Millot in deutscher Übersetzung, Mignets Geschichte der französischen Revolution, Rotteks Weltgeschichte und Johannes Müllers »24 Bücher allgemeiner Weltgeschichte«; letzteres Buch gehört zu den bestgeschriebenen der deutschen Literatur und ich wundere mich bis heute, daß nicht Teile davon wenigstens in jeder Chrestomathie abgedruckt sind. Auf mich und meinen Stil hat dieses Buch den größten Eindruck gemacht und ich wußte es geradezu auswendig.

Die dritte Gymnasialklasse fiel ins Jahr 1848. Wir Knaben spielten auch »Studenten«, trugen »Kalabreser« mit wallenden Federn und schwarzrotgoldene Bänder um die Brust. Wir empfingen unseren Professor einmal mit einem »Hurra«, überreichten ihm einen Lorbeerkranz und eine Petition des Inhaltes, er möge uns jedesmal beim Examinieren die eingeschriebene Note sagen! Der Unterricht war vielfach unterbrochen und ich nahm besonderen Anteil an den politischen Ereignissen. Ich war überall dabei, bei der Sturmpetition der Märztage am Michaelerplatz, bei den Szenen am 15. und 26. Mai, in der Aula der Universität, wenn bei Studentenversammlungen Reden gehalten wurden — ich erinnere mich aus

dieser Zeit an Ansprachen von Josef Unger und des Feldpaters der Studenten, Füster, mit seinem großen Korbsäbel. Ich ließ selten eine Sitzung des »Sicherheitsausschusses« im alten Musikvereinsgebäude, dem Dr. Fischhof präsidierte, aus und war oft im Parlament. Als ich einmal einem »freiheitlichen« Studentenaufzuge mit leuchtendem begeisterten Auge zusah, fiel ich dem Dr. Goldmark, einem der Führer der Revolution, auf. Er fragte mich um meinen Namen und weissagte mir, daß ich ein »großer Demagoge« sein werde! Wir Knaben politisierten natürlich viel und mein Ideal war Danton. Dennoch zeigte sich ein Zwiespalt in meiner Seele. Ich war schon damals ein guter Österreicher und die Siege Radetzkys in Italien erfüllten mich mit Freude. Da kam die Revolution vom 6. Oktober. Die Lynchung Latours erfüllte mich mit Grauen. Als die Stadt zerniert wurde, jeder Zuzug von außen ausblieb und die Ungarn bei Schwechat geschlagen wurden, ward mir bang um die »Freiheit«. Da traf ich meinen Lehrer Deutsch, der dem Studentenausschusse angehörte, der damals Wien beherrschte, gerade als ich die Proklamation von Windischgrätz gelesen hatte. Er fragte mich, da er schon lange nicht zum Unterrichte kam, was ich treibe. Ich sagte ihm, ich lese fleißig Geschichte, und er antwortete, er mache Geschichte. »Ich fürchte aber schlechte«, antwortete ich. Mein Vater war gezwungen, als Nationalgardist auszurücken, obwohl er eigentlich ein »Schwarzgelber« war. Wir wohnten damals im III. Bezirk im »Brunnenmacherhause«, das knapp hinter dem Invalidenhause liegt. Der Vater war bei der St. Marxer Linie mit seinem Bataillon postiert. Ich trug ihm täglich in einem Eßkorbe sein Mittagsessen zu. Das tat ich auch am 28. Oktober und drang während der Kanonade bis fast zum oberen Ende der Artilleriekaserne vor. Ich hörte die Kanonenkugeln pfeifen und sah mit Verachtung auf die fliehenden Garden. Da packte mich ein Bekannter vom vierten Bataillon der Garde des Inneren Bezirkes, die im Heiligenkreuzerhofe ihren Sammelplatz hatte, unsanft am Arme und zwang mich zum Rückzuge. Ich kehrte nachhause zurück. Unser Haus war durch die Kanonade von der Praterseite der Sophienbrücke sehr gefährdet und an der Mauer zwischen den Fenstern unserer Hofwohnung steckt noch heute eine Kanonenkugel von diesem Tage. Meine Mutter zog sich mit uns fünf Kindern in ein Hinterstübchen zurück, das gegen einen Lichthof mit hohen Feuermauern gelegen war. Sie jammerte natürlich um den Vater. Ich war so fanatisch, ihr Vorwürfe zu machen, da der Vater für die Freiheit kämpfe. Was aus uns

geworden wäre, wenn er für die Freiheit gefallen wäre, bedachte ich damals nicht.

Inzwischen hörte das Bombardement auf; dieser Teil der Stadt befand sich in den Händen der Kaiserlichen und Banus Jellacic und General Zeisberg hielten sich in der Einfahrt unseres Hauses auf. Im rückwärtigen Teile des Hofes stand ein »Mobilgardist«, von zwei Grenzern bewacht. Er sagte mir, er sei den Soldaten mit dem Gewehre entgegengelaufen, um sich zu ergeben, während seine Kameraden aus einem Gemüsegarten noch Schüsse abfeuerten und den Oberleutnant, der sich am Brunnen seine Wunde wusch, an der Stirn streiften.

Er wäre gewiß, da er »mit den Waffen in der Hand« gefangen wurde, füsiliert worden.

Da trug sich eine aufregende Szene zu. Der Banus bog seinen Kopf um die Torecke. Da sah er ein Aufblitzen von der Bastei her; er zog den Kopf zurück und im nächsten Moment riß eine Kanonenkugel die Mauerstelle weg, wo er den Kopf hinausgesteckt hatte. Es war ein wunderbar gezielter Schuß. Während dieser Szene ließen die Grenzer den Gefangenen außer Augen; ich riet ihm, über die Gartenmauer zu springen und während man ihn nach eingetretener Ruhe im Hause suchte, warf ich ihm vom Fenster aus Zivilkleider meines Vaters zu, so daß er in Sicherheit war. Er war ein Brauergeselle aus Bayern; ich habe nie wieder etwas von ihm gehört. Bald kam auch der Vater nachhause; er hatte sich am Verwundetentransport beteiligt und konnte dann vom Spital aus in Zivil ungefährdet nachhause gehen.

Der Anblick der siegreichen Grenzer und »Rotmantler« — dalmatinische Serben — hat mir eine tiefe historische Lehre eingeprägt. Ich sagte mir, was nutzt es einer freiheitlichen Bewegung, wenn sie von einem Bruchteile der Bevölkerung ausgeht, während die Massen gleichgültig bleiben. Was nutzt die Begeisterung eines Bevölkerungsteiles, wenn ganze Nationen desselben Gebietes zurückgeblieben sind und der Reaktion zur Verfügung stehen. Wir müssen zuerst die ganze Bevölkerung für die Kulturideen gewinnen, wenn sie durchdringen sollen. War doch noch lange Zeit die slawische Bevölkerung zu Diensten der Reaktion, und wenn diese nicht genügte, stand der Bund mit der slawischen Großmacht zu Gebote. Erst wenn die germanischen, romanischen und slawischen Völker in Europa vereint für die Kulturideen einstehen, ist die

europäische Zivilisation gesichert. Es wäre ein wahres Glück für Österreich, wenn die politischen Greise von heute den Eindruck und die Einsicht des damals Dreizehnjährigen hätten. Deshalb stand ich auch später an der Seite Fischhofs und trauerte, als nationale Borniertheit und politische Feigheit den Ausgleich mit den Tschechen hintertrieben.

Mein Lehrer war auf der Flucht aus Wien gefangen genommen worden und harrte in der Salzgrieskaserne seines Urteiles. Er war als Mitglied des Studentenausschusses stark kompromittiert. Er erhielt die Erlaubnis, Bücher zur Lektüre von außen zu erhalten. Ich brachte ihm einen Band Goethe in einer Folioausgabe. Er schrieb mit Bleistift auf dem leeren Einbandblatt einen Brief an die Generalin Reszey. Ihr Mann war während der Oktobertage ein Gefangener und stand unter der Aufsicht von Deutsch, der ihn, natürlich nach seiner Art, sehr liebenswürdig behandelt hatte. Dieser Brief entzog ihn jeder ernsten Verfolgung. Er wurde von Wien ausgewiesen und mußte seine Studien in Prag vollenden. Er trat später in die Armee ein, avancierte bis zum Oberstabsarzte und lebte lange als Pensionist in Wien.

Trotz des ungeheuren Druckes während des »Belagerungszustandes«, der vielen Exekutionen, der Nachrichten vom Kriegsschauplatze aus Ungarn, der Auseinandertreibung des Kremsierer Reichsrates und der Rücknahme der Verfassung, des wahnwitzigen Attentats auf den jungen Kaiser waren wir Jungens doch bedeutend gemütsruhiger geworden. Die Schauerszene vom 6. Oktober 1849, an dem sechs angeblich bei dem Lynchakt Latours Beteiligte am Glacis nebeneinander gehängt wurden, deprimierte außerordentlich. Die Leichen blieben den ganzen Tag am Galgen exponiert und ich konnte mich nicht enthalten, den Schauplatz zu besuchen. Selbst die Lektüre von Thiers' Geschichte der Revolution regte mein radikales Blut nicht bis zur Störung des Schülergleichgewichtes auf.

Die Ursache dieser Beruhigung war wohl zunächst, daß das Denunziantentreiben Niemand aus der näheren Umgebung traf, ferner, daß rasch eine größere Wohlhabenheit in Wien herrschte, die auch ich im elterlichen Hause empfand.

Der Hauptgrund der Beruhigung lag aber in der fortschrittlichen Umwälzung, welche durch Leo Thun und Bonitz in das Gymnasialleben hineingetragen wurde. Der Konkordatsminister hat das Mittelschul- und Hochschulwesen auf ein höchstes Niveau

gebracht. Ist doch die Universitätsverfassung Thuns die freisinnigste der Welt und die Epigonen haben es noch vor wenigen Jahren versucht, die liberale Zusammensetzung der Professorenkollegien zu beschneiden. Thun ist ein leuchtendes Beispiel, daß auch ein konservativer Minister, wenn er ein Staatsmann mit dem Schwunge patriotischen Ehr- und Rechtsgefühles ist, für die Kultur mehr leistet als ein liberaler, der haltlos ist. Dem konservativen Staatsmanne kommt freilich eine Bewegungsfreiheit durch seine Autorität nach oben zustatten, die dem liberalen oft fehlt.

Der Klassenlehrer verschwand aus der Institution und Fachlehrer ersetzten ihn. Der ganze Unterricht wurde reicher, anregender und es tauchten neue Lehrer auf, welche natürlich schon wegen ihrer Person die Schüler beschäftigten. An das akademische Gymnasium wurden aus allen Teilen der Monarchie Männer herbeigezogen, die geistig aus dem schlichten Rahmen der früheren heraustraten, und viele Kräfte aus anderen akademischen Berufskreisen wendeten sich jetzt dem Lehramte zu. Da erschien ein Mann namens Jordan, ein fein silhouettierter Gelehrtenkopf, der uns statt der Schulgebete moralische Betrachtungen vorlas, über die Gretchen Faust interpelliert hätte und die auch uns freigeistig erschienen waren. Er verschwand bald wieder, ohne daß wir seine weitere Lebensspur verfolgen konnten.

Da kam als Geschichtsprofessor ein kleiner, beweglicher Benediktiner, Siebinger, der mit allen Muskeln des Körpers mit einer eigenen scharfen Pointierung sprach. Er war ein ausgezeichneter Fachmann und echter Lehrer.

Wenn er uns beobachtete, wie wir außerhalb der Schulstunden auf der Bastei oder sonst an öffentlichen Orten herumtollten, sah er vergnügt zu. Er lächelte nicht, daß er uns »erwischt« habe, sondern weil er Freude an dem Knabenübermute, der ein Zeichen guten Gewissens und guter Gesundheit ist, hatte.

Er agierte beim Vortrage so drastisch, daß er einst in Gefahr war, von der hohen Kathederstufe herabzustürzen, als er uns etwas zu anschaulich demonstrieren wollte, wie die Hyksos nach Ägypten »hinabstiegen«.

Er war eine jener Figuren, die zum Karikieren herausfordern, und ich geriet bald in den Ruf, es am besten zu treffen.

Eines Tages hielt ich auf dem langen Korridor des ersten Stockes des Gymnasiums, in den vier Lehrsäle, die Direktionskanzlei und der Zugang zum angebauten Kloster mündeten, einen ambu-

latorischen Vortrag in der Manier Siebingers, umgeben und gefolgt von der ganzen Buberei.

Am Ende des Ganges wurde Kehrt gemacht und vor uns stand jetzt — das Original. Er spitzte den Mund lächelnd und erhob sozusagen mit weicher Bewegung drohend seine Hand. Auch dieses »Erwischen« blieb ohne Folgen. Dies war aber nicht der Fall, als Siebinger einst, von Brasilien sprechend, äußerte: »Dom Pedro war ein braver Mann; er gab seinem Volke eine Konstitution.« Dieser Ausspruch wurde denunziert und der Direktor hatte viele Mühe, den Mann vor der Militärjustiz zu retten. War doch damals die österreichische Konstitution beseitigt worden. Zur Strafe, daß »Dom Pedro ein braver Mann war«, wurde Siebinger nach dem klerikalen Innsbruck als Direktor des dortigen Gymnasiums geschickt. Dieses Avancement schmerzte ihn sehr.

Ich dachte oft an den Mann und jüngst tauchte seine Gestalt wieder auf, da Adolf Pichler, der als Gymnasiallehrer unter ihm wirkte, in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, wie sehr ihn Siebinger von den Folgen von Denunziationen rettete. Denn Pichler wurde für ein gefährliches, freigeistiges Individuum gehalten, trotzdem er 1848 an der Spitze einer Studentenkompagnie aus Wien an der Grenze Tirols gegen den Reichsfeind kämpfte. Aber er tat es unter einer schwarzrotgoldenen Fahne und das genügte, daß er von bornierten, böswilligen privaten und offiziellen Persönlichkeiten angefeindet wurde. Es gibt gewisse Kreise in Österreich, die den Patriotismus nur im Gewande des Servilismus goutiren und dulden.

Aus dem alten Lehrerbestande aus dem Piaristenorden muß ich zunächst Auers gedenken, der sich den Griechischunterricht vorbehielt. Dieser Priester war von innigster Liebesglut für eine Freundin erglüht und diese Freundin war die — Gymnasialjugend. Er war zimperlich wie ein Backfisch und wenn man ihn auf der Straße grüßte, zog er den Hut und senkte den Blick zu Boden. Er schwatzte gern und geistreich, wenn er auf dem Katheder seiner Freundin gegenüber saß; er legte seine Meinungen über die verschiedensten Dinge dar und erzählte gern von seiner Lektüre. Er war eine lokale Berühmtheit durch die unwillkürlich komische Form, in der er seine Aussprüche oft hüllte. So zum Beispiel erzählte er, daß Cäsar ganz nackt, als Sklave verkleidet, über den Rubicon schwamm. Als einst eine Dame sich bei ihm bitter beklagte, daß ihr Sohn Griechisch lernen müsse, obwohl er es im Leben nicht verwerten könne, führte sie Auer zum Fenster. Es war

ein sehr kalter Wintertag. Er zeigte ihr einen Kutscher, der neben seinem schweren Fuhrwerke einherging und sich in eine grobe Pferdedecke hüllte. »Sehen Sie, wie der Mann sich vor Kälte schützt und Sie tragen einen Pelz. Dieser Luxuspelz ist das Griechische.« Er erzählte uns dies mit den angeführten Worten. Wenn wir über solche Aussprüche lachten und er das Komische merkte, lachte er selbst mit.

Damals traten viele aus anderen akademischen Berufen in den Lehrerstand ein, weil sie auch ohne weitere Prüfungen nach kurzer Zeit definitiv wurden. Darunter war ein Doctor juris Bernd. Er war der Typus eines schönen deutschen Mannes. Sein weichmännliches Gesicht war von einem feinhaarigen blonden Vollbarte umrahmt und lange seidenweiche blonde Haare zierten, hinter das Ohr gescheitelt, seinen Kopf. Er war ein Lyriker und mancher Almanach enthielt seine Beiträge. Er lehrte Deutsch und Lateinisch. Ich stand mich mit ihm nicht besonders gut. Er war so recht abhängig von den gangbaren Anschauungen in der Literatur; ich hatte damals — im Obergymnasium — schon meine selbständigen Urteile. Ich war sozusagen intellektuell empört, wenn er Grillparzer mit Houwald, Zacharias Werner und Müllner nach damaliger Sitte zusammenwarf, während ich schon wußte, daß Grillparzer neben Goethe und Schiller stehe. Ich beschämte ihn, als er meine Ansicht bestritt, daß Hagen des Nibelungenliedes mehr ein dramatischer als ein epischer Held sei. Bald darauf fand ich meine Meinung von Gervinus ausgesprochen, und ich hielt ihm diese Entdeckung vor. Ganz entsetzt war er, als ich zu einer Redeübung das Thema: »Das Volk der Römer« wählte. Ich haßte dieses brutale Krieger- und Oberervolk und einen Teil seiner Literatur; besonders Livius und Virgil waren mir zuwider. Horaz schätzte ich nicht als Dichter, sondern als Meister der Sprache und ebenso verehrte ich diese Meisterschaft bei Tacitus. Daß ein Nichtmilitär Cäsars beide kriegsgeschichtlichen Werke lesen und würdigen solle, schien mir paradox und auch für Cicero hatte ich keine Sympathie; er war mir zuviel Advokat, ein zu weicher Politiker und als Philosoph zu sehr Nachbeter.

Ganz besonders spitz war unser Verhältnis inbezug auf die lateinischen Kompositionen. Ich las und schrieb diese Sprache gewiß so gut wie er. Dennoch hatte er die Kaprice, meine Kompositionen immer nur mit »befriedigend« zu klassifizieren. Fehler fand er nicht, aber die »Ausdrücke gefielen ihm nicht«. Einmal diktierte er

deutsch einen Aufsatz zur Übersetzung. Ich erkannte, daß dies ein Abschnitt aus Ciceros »De officiis« war. Ich schrieb also genau ab und wieder erhielt ich: befriedigend.

Er hatte wieder einzelne Worte rot unterstrichen. Ich interpellierte ihn und er sagte wieder, einige Ausdrücke gefielen ihm nicht. Da zog ich das Buch aus der Tasche und erklärte, daß ich nicht wußte, daß Cicero nur »befriedigender«weise lateinisch schrieb. Das Rätsel dachte ich mir so gelöst. Er hatte offenbar eine Vorlage für seine Aufgaben und hielt sich bei seiner Unsicherheit streng an dieselbe. Seine Vorlage war diesmal offenbar eine Übersetzung eines gewesenen Lehrers oder Schülers, der unbewußt, daß das ursprüngliche Diktat eine Stelle aus Cicero war, sie nach seiner Art korrekt übersetzte.

Aus dem Laienstande stammte auch unser Mathematiklehrer Gernert. Nicht nur ich, sondern auch manche Kollegen erinnerten sich bei seinem Anblicke unwillkürlich an den heiligen Josef vieler Bilder. Er machte auf uns einen tischlerartigen, aber ehrwürdigen Eindruck. Er hatte einen eigentümlichen schiebenden Gang in großen Schritten und zeigte in seinen Bewegungen und auch in der Tonart seines Sprechens eine gewisse Härte. Befremdend war, daß er an einem Ohre einen Ohrring trug, was in gebildeten Kreisen ganz ungewöhnlich war. Bart und Haupthaare waren rötlich. Er war ein gediegener Mensch und ein gediegener, wohlwollender Lehrer. Er hatte die Methode, öfters, statt selbst vorzutragen, die Schüler die Beweise suchen zu lassen und ich teilte öfters diese Ehre mit noch zwei Kollegen.

Ein anderer vorzüglicher Lehrer war der Physiker Pick, der bis zu seinem Eintritt am Gymnasium der Lehrer des späteren Professors Ludwig Mauthner und seiner Brüder war. Drei seiner Schüler aus dieser Familie sind hervorragende Menschen geworden. Er hatte einen schönen Kopf, der auf einem stark gewölbten Rücken saß. Das noch frische Taufwasser glättete seine prononcierten Bewegungen nicht und besonders die Art, wie er mit seinen Schultern sprach, erheiterte uns oft, ohne daß es uns jedoch je einfiel, uns respektwidrig gegen ihn zu benehmen.

Ein ausgezeichneter Naturhistoriker war Pokorny, der uns besonders zum Botanisieren und anderem Sammeln naturhistorischer Objekte anregte. Er war ein eigentümlich zimperlicher Mann, der errötete, wenn man ihn ansprach; er war ein feingebildetes, für sein Fach begeistertes und begeisterndes Männchen.

Es waren wohl immer und sind unter den ausgezeichneten Lehrern viele Sonderlinge, von denen gerade die beliebtesten von den übermütigen Jungen hinter dem Rücken verspottet werden; es gab aber bei uns auch wirkliche Karikaturen. Da war einer, der von einem Landgymnasium in unseres hereingeschneit wurde. Er war zu nichts zu brauchen und wurde zu allem verwendet. Wenn wir ihn auslachten und verhöhnten, erzählte er uns, er habe viele Belobungsdekrete. Einige Zeit trug er Geometrie vor. Wenn er mich examinierte, bezeichnete ich die Dreiecke statt mit a, b, c und d, e, f, mit m, n, o und p, q, r. Da war er verloren, da kannte er sich nicht mehr aus. Er bat mich, die ersteren Buchstaben zu verwenden; ich weigerte mich, da es alleseins sei. Ein andermal trug er »Deutsch« und Literaturgeschichte vor. Da stellte er einmal die Frage: »Was hat Lessing angezündet?« Die Antwort sollte lauten: »Die Fackel der deutschen Kritik.« »Löschen Sie aus und kürzen Sie ab, damit wir schneller weiter kommen«, ist eines seiner geistreichsten Worte. Einmal kam er in die Schule und sagte: »Heute werden wir eine Novelle machen. Sie, A., von wem handelt die Novelle?«

A.: »Von einem Fürsten.«

W.: »Na, sogen's, vom Herrn Pfarrer. Sie, B., wo ist er gesessen?«

B.: »An seinem Schreibtische.«

W.: »Na, sogen's, auf der Bank vor dem Pfarrhofe. Sie, C., was hat er auf dem Schoße gehabt?«

Eine Stimme aus der Schülerzahl: »Die Köchin.«

W.: »Na, sogen's, die Katz'.«

In dem Moment brach er natürlich die pädagogisch so korrekte Verfassung der Novelle ab.

Ich quälte den Mann mit Fleißaufgaben und wehe ihm, wenn er nicht jeden ausgelassenen Beistrich und jede ausgelassene Punktierung mit roter Tinte ausbesserte. Einst schrieb ich zehn Seiten Kommentar über ein Trinklied von Hagedorn. Da schrieb er darunter: »Ausgezeichnet, aber fad.« Seit diesem einzigen intellektuellen Lichtpunkte, den ich an ihm beobachtete, behelligte ich ihn nicht mehr mit solchen Aufgaben. Er wurde später Schreiblehrer an einer anderen Mittelschule.

Wenn der Mann hilflos der Verhöhnung der Jungens gegenüberstand und er vor innerer Wut bebte, nahm sein Gesicht ein raubtierartiges Aussehen an. Einen tierartigen Ausdruck bemerkte

ich an ihm in späteren Jahren, als ich ihn einmal auf der Jagd nach Dirnen ertappte.

Einen anderen bösartigen Ulk übte ich an einem Supplenten der Physik, der den erkrankten Professor Pick ersetzen mußte. Er war ein feistes Gigerl und offenbar im Fache ein homo novus. Er trug durch zwei Unterrichtsstunden vor und sagte am Schlusse der zweiten, das nächstemal werde er examinieren. Ich merkte, daß er sich ängstlich vorbereitet hatte und also das nächstemal unvorbereitet kommen werde. Vor der nächsten Stunde, welche die erste Unterrichtsstunde des Tages war, bestieg ich den Katheder und redete die Kameraden in folgender Weise an: »Meine Herren Lausbuben! Heute kommt der D. unvorbereitet. Wir werden uns entschuldigen und ihn bitten, vorzutragen.« Natürlich war die Korona mit der Spitzbüberei einverstanden. Als der arme Teufel ins Zimmer trat, redete ich ihn an und sagte ihm, es sei Sitte am Gymnasium, daß, wenn die ganze Klasse, weil sie anderweitig stark in Anspruch genommen war, sich entschuldigt, nicht examiniert, sondern weiter vorgetragen werde. Seine schönen roten Wangen wurden ganz bleich; er dehnte das »Vaterunser« so lange er konnte aus und fing dann an »herauszurufen«. Wieder erhob ich mich und wiederholte meine Ansprache. Da erklärte er, er werde nur die Schüler der hinteren Bänke — wir waren nach den Noten loziert — examinieren und milde sein. Er fragte den ersten: »Was ist ein Flaschenzug?« Ich markierte bei meinen beiden Nachbarn eine Maulschelle, im Wiener Jargon »Flasche« genannt, und forderte die Nachbarn auf, es weiter zu geben. So ward ein »Flaschenzug« arrangiert.

Der arme Teufel verklagte mich; ich wurde aber nicht zur Verantwortung gezogen. Offenbar hatte der Lehrkörper selbst ein Vergnügen an dem Streiche. Natürlich verschwand der Supplent bald vom Gymnasium. Am Ende des Semesters sollte aber das Donnerwetter über mich kommen. Auer als provisorischer Direktor kam zur Zeugnisverteilung. Er gab mir das meine und fragte mich, was ich dazu sage. Ich hatte in sechs Gegenständen »Ausgezeichnet«, in zweien »Lobenswert«, in Sitten: »Ordentlich«, in Fleiß: »Nicht verhältnismäßig« und in Aufmerksamkeit: »Nicht gleich.« Ich antwortete: »Herr Direktor, ich ersehe aus dem Zeugnisse, daß ich ein Genie bin, da ich ohne Fleiß und Aufmerksamkeit so hervorragende Noten habe.« Auer bekam einen wahren Lachkrampf und rieb sich dabei nach seiner Gewohn-

heit beim Lachen mit dem rechten Zeigefinger zwischen Kragen und Hals.

Daß die Jugend an solchen Streichen Gefallen findet, ist offenbar ein Naturgesetz; daß man, alt geworden, sich selbst noch darüber freut, ist eine Sünde, aber gewiß auch — ein Naturgesetz.

Ich habe die Lehrer geschildert und komme nun dazu, zu erzählen, was ich von ihnen gelernt habe. Hier muß ich das Bekenntnis ablegen, daß ich ein für Schulung ganz ungeeignetes Individuum war und bin. Anregen konnte mich ein Unterricht, aber nicht eigentlich die Rolle der Ausbildung übernehmen. Am Gymnasium kam dieser Fehler, der zugleich ein Vorzug ist, nicht wesentlich in Betracht. Jede Ausbildung, selbst jede technische, mußte bei mir das Produkt mehr minder mühsamer Selbstbildung sein. Von außen konnte die Anregung und das Ziel kommen. Ich bildete mich am Gymnasium weit über den Unterrichtsplan aus. Im Hofmineralienkabinett studierte ich Mineralogie und Kristallographie, im zoologischen Kabinett das Tierreich, im botanischen Garten und im Treibhause in Schönbrunn und auf Botanisierexkursionen die Pflanzenlehre weit über den Mittelschulplan hinaus. Besonders in den zwei letzten Jahren verschlang ich dazu die populären Schriften von Schleiden, Liebig, Karl Vogt, Littrow und den »Kosmos« von Humboldt.

In der Physik las ich bereits das Buch von Müller-Pouillet und in der Geometrie habe ich ein Buch von Aufgaben ohne Schwierigkeit gelöst. Am intensivsten trieb ich Geschichte. Thiers' Geschichte der Revolution habe ich schon in der vierten Klasse des Untergymnasiums gelesen und grundlegend für mein ganzes, besonders psychologisches Denken ward für mich Fr. Ch. Schlossers Weltgeschichte. Dieses große Gelehrsamkeits- und Denkwerk wird heute leider sehr unterschätzt; das deutsche Volk kann noch lange darauf stolz sein. Die große Darstellung der geschichtlichen Persönlichkeiten, Taten und Leistungen im Lichte der Zeit, der herrschenden Anschauungs- und Empfindungsweise, der geschichtlichen Vorbereitung, der Stammes- und Familieneigenschaften ist mustergültig. Auf diese Weise konnte der Meister auch das Individuelle einer Persönlichkeit aus der Hülle jener Faktoren ausschälen. Man hebt immer die gleiche große Auffassung von seiten französischer und englischer Schriftsteller hervor; des deutschen Meisters wird zu wenig gedacht. Jede andere

Denkungsweise in der Psychologie ist fehler- oder lückenhaft oder selbst pervers und ich sehe heute noch täglich, wie schwer sich selbst die fähigsten Männer gegen die richtige Auffassung der zu beurteilenden Menschen versündigen, wenn sie in der genannten Betrachtungsweise nicht geschult sind. Dabei lief natürlich noch manche andere Lektüre, wie zum Beispiel Macaulay, Juniusbriefe etc., mit.

Das vollständige Infiltriertsein mit Schlosserscher Auffassung sollte mir nicht zum Vorteile gereichen. Bei der Matura hatten wir als schriftlichen deutschen Aufsatz: »Philipp der Zweite von Makedonien« bekommen. Ich entwickelte einleitend die durch Schlosser gewonnenen Prinzipien der Auffassung und der Darstellung und baute die Schilderung des Vaters Alexanders des Großen nach dieser Vorlage auf. Diese »Altklugheit« zog mir die Ungnade des Präses der Prüfungskommission zu, der mir mein Maturitätszeugnis »verschandelte«. Derselbe genoß einen gewissen Nimbus, weil er der Bruder eines jener berühmten Dichter war, dessen Werke nur Literaturprofessoren lesen. Er hatte den Ruf eines guten Griechen und hatte seiner Frau statt Kinder die griechische Sprache beigebracht.

Mit großem Eifer trieb ich schöne Literatur, und zwar war mir die Form des Dramas, besonders der Tragödie, sympathisch. Shakespeare war meine poetische und psychologische Bibel. Ich habe von Gervinus die Art der Analyse der Shakespeareschen Stücke gelernt. Natürlich kehrte ich auch immer wieder zu Goethe und Schiller, zu Grillparzer und H. Kleist, zu Molière und Racine zurück. Corneille war mir, mehr als gerecht ist, durch Lessing verleidet. Das Nibelungenlied, Uhland, Lenau und Anastasius Grün waren auch Lieblingsdichter; wegen meiner Abneigung gegen jede Frivolität genoß ich Heine mit geteilten Gefühlen, obwohl ich ihn bis jetzt noch nach den Psalmisten für den größten Lyriker der Geschichte halte. Lyriker in fremden Sprachen waren für mein Gefühl von jeher fast inkommensurabel. Byron bewunderte ich, aber liebte ihn nicht. Sein zerfahrenes Wesen, seine ewigen, für den Fremden und Nichtzeitgenossen unverständlichen Malicen störten mich.

Meine Vorliebe für das Drama wurde natürlich durch den häufigen Besuch des Burgtheaters gefördert. Damals spielte man noch gut die Schillerschen Dramen; man konnte noch pathetisch sprechen, ohne unnatürlich zu sein. Ich genoß die Meisterleistungen

der älteren Schule von Anschütz, Löwe und La Roche, der Rettich, Hebbel, der Seebach und der Bayer-Birk aus Dresden, die hier oft gastierte, und ebenso regten mich die Rachel und die Ristori mächtig an. Später traten Josef Wagner, Davison und Lewinsky, Baumeister, Sonnenthal, Robert und Hartmann in den Vordergrund, und auch die Wolter. Doch fallen diese Leistungen in eine spätere Zeit.

Der Neger Ira Aldrish, der großartige Darsteller von Macbeth und Shylock, mimte auch noch zu meiner Gymnasialzeit. An hochtragischer Kraft erreichten ihn nur Rossi und Salvini und manchmal Anschütz, zum Beispiel in den Fluchszenen im »Lear«. Besonders die großartigen Vorstellungen der Shakespeareschen Tragödien unter Laube waren ganz geeignet, die Auffassung zu vertiefen. Stolz bin ich bis auf heute auf meinen Spürsinn, als ich die Wolter — gegen das Ende meiner Gymnasialzeit — entdeckte. Sie hatte bis dahin nur kleinste Rollen gespielt und Nestroy nannte sie das »dumme Mädel«, wenn sie ein Wiener Stubenkätzchen mit einem Anfluge von Kölner Àkzent sprach. Da kam Döring nach Wien und spielte im Carltheater Richard den Dritten, die Wolter stellte die Anna dar. In der Werbeszene nahm sie eine überraschend glückliche Pose ein und ich raunte meinem Nachbar ins Ohr, das ist unsere künftige Ristori. Sie tauchte dann in die Provinz unter und Laube brachte sie erst nach Jahren als große Künstlerin nach Wien. Als ich ihr einmal von meiner Bemerkung von damals erzählte, sagte sie mir, auch Döring habe sie damals schon gewürdigt. Sie habe die zweite Hexe in Macbeth gesprochen und Döring habe ihr prophezeit, sie werde einmal eine berühmte Lady Macbeth werden. Sie hatte die Rachel und die Ristori nie gesehen und sie ließ sich von mir gern von deren Kunstleistungen und Stil erzählen.

Zu den dramatischen Hochgenüssen jener Zeit gehörten für mich auch die Stücke von Nestroy, der zu den deutschen Klassikern zu rechnen ist und als solcher gelten würde, wenn er nicht zu »bodenständig« wienerisch gewesen wäre, zwar nicht gerade durch seine Stoffe, sondern durch den Dialekt. Sein »Mädchen aus der Vorstadt«, seine »Verhängnisvolle Faschingsnacht«, sein Stück: »Einen Jux will er sich machen«, sein »Kampl«, seine »Schlimmen Buben«, seine »Vorlesung bei der Hausmeisterin«, sein »Der Zerrissene«, der von der Märchenwelt losgelöst zu denkende »Lumpacivagabundus«, seine Parodie »Judith und Holofernes« kennzeichnen ihn als den deutschen Molière. Die Satyre traf er als Schauspieler

in unübertrefflicher Weise; als Charakterdarsteller war er zu monoton und ich finde zum Beispiel die Darstellung Blasels zutreffender.

Als Privatmensch war er etwas mürrisch. Sehr erbost konnte er gegen »Kiebitze« (Zuschauer beim Kartenspiele) sein, wenn er schlechte Karten bekam. Als er einst mit meinem Vater Pikett spielte und »Pech« hatte, suchte er seinen Kiebitz, einen »alten Herrn«, zu verscheuchen. Da machte er die trocken vorgebrachte Bemerkung: »Es ist merkwürdig, drei meiner Kiebitze hat heuer schon der Schlag getroffen.« Der Kiebitz entfernte sich eiligst. Seinem Kollegen Grois, der gern scheinheilig tat, schickte er sein lithographisches Bildnis mit der Widmung:

Gegen die ganze Welt sei ein Liguorianer*),
Nur mir gegenüber sei kaner.

Von allen Poesieformen goutierte ich am wenigsten den Roman. Die Novellen von Kleist, Hauff und Stifter las ich gern. Von Romanen las ich während der Gymnasialzeit jene von Walter Scott und Bulwer, den unvermeidlichen Vicar of Wakefield und einiges von Dickens und Cooper. An deutschen Romanen fand ich erst viel später Geschmack und es waren besonders Freitag und Ebers, deren Schöpfungen ich in mich aufnahm. Natürlich noch später kamen die Russen daran. Ein großes Vorurteil hatte ich gegen französische Romane und erst nach Dezennien interessierte ich mich für Jules Verne und Zola, den Evangelisten des Elends unter den Dichtern.

Die Romane sagten mir zuviel; ich liebe es, daß meiner Phantasie voller Spielraum gewährt werde.

Griechisch betrieb ich mit großem Eifer. Besonders in den Ferien wanderte ich mit Homer, irgendeinem Drama von Sophokles oder Euripides oder mit einer Rede von Demosthenes in der Tasche in den Prater oder in den Wiener Wald, um dort auf abgelegenen Pfaden zu lesen. Demosthenes habe ich nicht nur gelesen, sondern auch zum Vortrage studiert. Ich brachte es dahin, durch Nuancierung des Vortrages dessen verwickeltste Perioden so vorzutragen, daß sie als entwirrt erschienen. Als einmal der früher genannte Schulinspektor, der Dichterbruder, in der Schule erschien, ließ er mich mehrere Seiten vorlesen, ohne eine Übersetzung zu verlangen. Später habe ich mir, wie bereits erzählt, seine Gunst durch Altklugheit verscherzt.

---

*) Ein den Jesuiten verwandter Orden.

Als mein französischer Meister von Nikolsburg nach Prag verbannt wurde, nahm ich mit Auspitz noch Stunden bei einem Franzosen, der sich auf einen Kapitän aus der Napoleonszeit hinausspielte; er war aber eher ein Sergeant aus der Armee Karls des Zehnten. Er war ein simpler Sprachschulmeister ohne literarische Kenntnisse. Am Obergymnasium begannen wir englische Stunden zu nehmen, und zwar bei keinem Professor aus Oxford, sondern beim Bruder eines berühmten Wiener Würstelfabrikanten, später bei einem Engländer, bei dem interessante Vortragsabende waren, an denen Herren und Damen aus der besten Wiener bürgerlichen Gesellschaft teilnahmen. Mitglieder der Gesellschaft waren der Advokat Hochenegg und zwei Schwestern Winiwarter, von denen die eine Frau Hochenegg wurde. Es sind dies die Eltern unseres genialen Operateurs Hochenegg. Aus Sehnsucht, Shakespeare schon in den ersten Wochen des Englischunterrichtes im Original zu lesen, nahm ich »Macbeth« in die Arbeit. Über 300 Worte schlug ich im Wörterbuch nach und notierte ihre Bedeutung stenographisch an der Seite. Nachdem ich das Drama mehrmals durchgelesen hatte, bis mir die Worte im Gedächtnis blieben, konnte ich als Lohn die anderen Dramen ohne große Schwierigkeiten in der Ursprache genießen.

Die Ferienmonate benutzte ich, um auch meinen Geschmack für die Malerei auszubilden. Als Leitfaden benutzte ich Kuglers Geschichte der Malerei und ich studierte die drei großen Sammlungen im Belvedere, die Esterházy- und Liechtensteingalerie. Später durchstreifte ich ganz Europa — mit Ausnahme von Portugal und Norwegen —, immer die Bilderschätze aufsuchend und studierend. Zur Ausbildung inbezug auf Plastik und Architektur gab es in Wien nicht genügende Gelegenheit.

Eigentümlich ist mein Verhältnis zur Musik geworden. Ich habe keine musikalische Erziehung genossen und einige kleine Anläufe, die ich später nahm, wurden bald abgebrochen. Dennoch bin ich für Musik enorm empfänglich und empfindsam. Virtuosen und Einzelkünstler konnten mich damals mächtig hinreißen; die Produktionen der Therese Milanallo, der Wilhelmine Klaus und besonders des großen Geigers Laub und von diesem die Wiedergabe des Beethovenkonzerts sind mir heute noch im tiefsten Angedenken. Später habe ich den Geschmack an Virtuosen immer mehr verloren und ich würdigte die Technik nur als Mittel im Dienste der Wiedergabe der klassischen Tonwerke. Bei den ersten Aufführungen der neunten Symphonie von Beethoven, denen ich bei-

wohnte, empfand ich beim Adagio selbst physischen Schmerz — Magenkrampf — bei der großen Eleonorenouvertüre wand ich mich vor Entzücken und nach dem ersten Anhören des »Don Juan« war ich so erregt, daß ich bei Schneesturm durch mehrere Stunden in der Nacht in den Straßen herumirrte, bis ich die Ruhe fand, das Bett aufzusuchen. Einst wurde in einem »Nicolaikonzerte« im alten Hofburgtheater ein russisches Oratorium von Lwoff als erste und »Christus am Ölberge« von Beethoven als zweite Nummer angekündigt. Neben mir saß ein Schulkollege, der ein guter Geiger war und auf den ich als einen Kenner bescheiden hinaufsah. Als die ersten Takte erklangen, sagte ich zu ihm, das ist Beethoven. Er verwies mich aufs Programm. Als der Text begann, wußten wir, daß ich recht hatte. Auch ein Ignorant wie ich kann in der Kunst sehr feinfühlig sein.

Neben allen diesen Beschäftigungen führte ich ein reiches Phantasieleben. In meinem »Secondlife« spann ich durch Jahre persönliche Romane, wissenschaftliche und politische Träume fort. Ein Lieblingsthema dieses meines Seelenbinnenlebens war ein — kriegerisches. Ich phantasierte mich in das Bild eines zweiten Eugen von Savoyen hinein und sann immer nach, wie ich sämtliche Länder, welche die Habsburger je besaßen, wieder erobern könnte. Die vielen verlorenen Länder, besonders der spanischen Linie, lieferten mir reichliches Material für das Hirngespinst. Wie sehr ich das Fabulieren von der Wirklichkeit zu trennen wußte, geht daraus hervor, daß ich nie daran dachte Soldat zu werden.

Ich war ein fanatischer Deist im Sinne von Jacobi; materialistische Anschauungen, die von Kameraden oft ausgingen, verletzten mich tief. Ebenso war ich fanatischer Moralist, eines Kaplanes würdig, und eine Balletteinlage konnte mir die schönste Oper verleiden. Meine Kollegen waren nicht lauter Idealisten. Da war ein derber Vorstädtler, H., der sich bereits am Gymnasium ein Wänstchen angemästet hatte. Auf einem Spaziergange mit ihm bedauerte ich einen Kollegen wegen seiner Melancholie. »Es ist halt seine Tante gestorben«, sagte H. »Wegen des Todes einer Tante wird man doch nicht gemütskrank«, bemerkte ich. »Ja, aber die Tante hatte ihn ‚dernährt'«, antwortete jener. »Wenn zum Beispiel meine Mutter stürbe, würde ich nicht melancholisch werden, wohl aber, wenn der Vater stirbt, denn der dernährt mich.« Ich fragte ihn, was er anfangen würde, wenn sein Vater stürbe. Er darauf mit trockenem Humor: »Da möchte ich Stunden bei Gymnasiasten geben. Diese müßten

sich aber verpflichten, am Gymnasium 16 Jahre zuzubringen.« Er hat die Universität nicht erreicht; er wurde Kanzleibeamter.

Ich war damals dem Gesellschaftsleben nicht abgeneigt. Ich kam in viele Beamten- und in beste bürgerliche Familien. Die ruhige und anspruchslose Lebensanschauung, die feinen Sitten imponierten mir. Ich liebte es, die musikalischen Produktionen in den Familien und die Gespräche über Musik anzuhören. Da ich mir über verschiedene Dinge bereits selbständige Meinungen gebildet hatte, so nahm ich an allen Diskussionen lebhaft teil und regte solche an. Ich sprach mit großer Verve. Es war mir eine hohe Befriedigung, daß ältere, geistvolle Männer an meiner Teilnahme am Gespräche Gefallen fanden. Da in diesen Kreisen auch viel Natursinn herrschte, so wurde ich auch in dieser Richtung angeregt.

Besonders gern hielt ich mich in der Familie meines Kollegen Max Tetzer auf.

Freund Max mit seinem kahnförmigen, äußerst schmalen Kopfe und entsprechend schmalem Gesichte war ganz Intelligenz. Sein Vater war ein feingebildeter und feinfühliger Mann, der ein sehr wohlhabendes Bürgermädchen aus der Vorstadt geheiratet hatte und sein Leben berufslos zubrachte. Die Erziehung seines Sohnes war seine einzige ernste Tätigkeit. Natürlich mußte der Sohn auch musikalisch ausgebildet werden. Er spielte auch technisch und intellektuell ausgezeichnet Klavier, aber ohne alles künstlerische Temperament, zur großen Kränkung seiner Eltern. Für mich war er jedoch ein Lehrmeister und ich war glücklich, daß er mir mit besonderer Vorliebe die Sonaten von Beethoven vorspielte. Er war von äußerst schwankender Gesundheit und ich erlebte bei ihm nicht weniger als dreimal Typhus; ich war ihm in der Rekonvaleszenz ein lieber Besucher. Mit Vergnügen machte er Exkursionen und in den Ferien Alpentouren, deren Erzählung in mir eine Sehnsucht erweckten, welcher ich erst später Genüge leisten konnte. Sein Beispiel war jedoch ein Anreiz für mich durchs ganze Leben; bestieg ich doch noch im 69. Lebensjahre den Ortler (9. September 1903).

Sein Begleiter auf den Exkursionen und Reisen war ein interessanter Mensch. Derselbe war Bankier in Wien gewesen. Bei dem großen Staatsbankerott im Jahre 1811 hat er sein Vermögen bis auf einen kleinen Rest verloren. Von den mageren Zinsen desselben lebte er in kargsten Verhältnissen. Er war ein großer Tourist vor dem Herrn und war glücklich, auf Kosten der Familie Tetzer mit Max Touren machen zu können. Als ich ihn

kennen lernte, war er bereits gegen 80 Jahre alt. Wenn Tetzer zum Beispiel an einem Sonntag aufs »Eiserne Tor« gehen wollte, fuhr er Sonntags früh mit der Bahn nach Baden. Sein Begleiter aber ging während der Nacht dahin, holte seinen jungen Gefährten am Bahnhofe ab, um mit ihm die Partie zu machen und ging meist abends wieder zu Fuß nach Wien zurück.

Als Sport betrieb ich vor allem Wanderungen durch den Wiener Wald.

Sehr liebte ich von Kindheit auf das Wasser, wobei ich manches erlebte, das mir im Gedächtnis blieb. Ich bemühte mich, Naturschwimmer zu sein, wobei es mir im offenen Donaubade passierte, daß ich unterging. Zum Glücke fuhr ich an einen Pfosten an, der als Marke für Badende diente. Es war wohl kaum mehr als eine halbe Minute, daß ich das Bewußtsein hatte, jetzt ertrinke ich. Dabei machte ich die merkwürdige Selbstbeobachtung, daß in dieser kurzen Zeit sämtliche Erinnerungen meines Lebens vor mir in rasender Eile vorübergingen. Diese Beobachtung ist in der Psychologie bekannt; selbst erlebt haben es wenige. Ich war damals etwa 12 Jahre alt. Etwa zwei Jahre später nahm ich in der Militärschwimmschule Unterricht. Als ich zur sechsten Lektion kam, war ich Zeuge einer komischen Szene. Ein mir bekannter Lehrer hatte wieder eine ungeheure Angst vor dem Wasser. Er wagte es nicht, obwohl er an der Stange war, ins Wasser zu springen. Da sagte der Meister — ein alter italienischer Unteroffizier — der Junge werde gleich allein ins Wasser springen. Gesagt, getan. Ich schwamm die Schule auf und ab, sprang vom Trampolin vom ersten Stock und wurde freigesprochen. Diese Voreiligkeit des Meisters verursachte, daß ich lebenslang ein mittelmäßiger Schwimmer blieb.

Ich habe meine Gymnasialjahre mit einer bestimmten Absicht so ausführlich behandelt. Diese Jahre sind es, in welcher die Natur die Konturen der künftigen psychischen individuellen Gestalt knetet. Eine richtige Erziehung muß dieser Entwicklung Raum lassen. Wird zuviel inokuliert, so verliert der Baum in der Entwicklung zuviel von seiner gesunden Wurzelständigkeit. Wir sind selten in der Lage, ein Individuum in diese Jahre zurückzuverfolgen. Darum ist es gut, wenn einzelne, die an ihrer Entwicklung ein psychologisches Interesse und ein psychologisches Verständnis haben, dies tun.

III. Die Universitätsjahre 1853—1859.

Auf der philosophischen Fakultät.

Der Abschied vom Geistesleben des Gymnasiums fiel mir besonders wegen des Griechischen schwer. Ich inskribierte die »Griechischen Übungen« bei Bonitz; ließ sie aber streichen, da ich einsah, daß man beim Übergang auf die Hochschule sich für eine gewisse Einseitigkeit der weiteren Studien entscheiden müsse. Ich gehöre zu den ersten, welche in Österreich gegen die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der klassischen Erziehung auftraten. Daß diese Überzeugung nicht aus Unkenntnis und Mißachtung stammte, sondern aus wichtigen kulturellen Gründen, sei hier betont. Ich werde in einem besonderen Abschnitte die Mittel- und Hochschulfragen von meinem Gesichtsstandpunkte beleuchten.

Ich wollte Physiker und Mathematiker werden. Ich besuchte das physikalische Institut, das abgesondert in einer fernen Vorstadt — Erdberg — installiert war. An der Spitze stand v. Ettingshausen, einer der reizendsten alten Herren, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Eine hohe schlanke Gestalt mit einem frischen, feinen Gesichte, mit einem Teint, der jeder Beauté gut zu Gesichte gestanden wäre; das weiße Haar, das nicht zu dicht war, stand dem Kopfe sehr gut. Er war in seiner eleganten, einfach-würdigen Haltung das Ideal eines Akademikers der alten Zeit. Dabei war er höchst liebenswürdig im Umgange mit den Schülern, wahrhaft gemütlich im guten alten Sinne. Er war ein sehr eleganter, wenn auch kein schöpferischer Experimentator, aber ein ausgezeichneter eleganter Mathematiker. Ich habe bei ihm die Cauchysche Undulationstheorie und die Poissonsche mathematische Lehre der Spannungselektrizität gehört und arbeitete bis in das Sommersemester 1857 im Institut. Physikalische Vorlesungen habe ich bei dem genialen, zu früh ver-

storbenen Grailich bis in das letzte Semester gehört und auch einzelne Vorlesungen bei Kunzek.

Ich habe im Institut zwei experimentelle Arbeiten ausgeführt. Die eine betraf das Meßinstrument für statische Elektrizität von Kohlrausch, der nebst einem Metallstab die Magnetnadel gleichsinnig lud und aus der Abweichung der Magnetnadel die Spannung messen wollte. Ich wies nach, daß der Magnetismus der Nadel durch die elektrische Ladung verändert werde, also das Instrument seinen Zweck nicht erfüllte.

Die zweite Arbeit betraf die Änderung des elektrischen Leitungswiderstandes durch die Größe und Dauer des galvanischen Stromes. Diese Arbeit trug mir die seltene Ehre ein, als Student »zitiert« zu werden. Ich hatte davon auf der Naturforscherversammlung in Wien 1856 Mitteilung gemacht. Unter den Zuhörern befand sich Robert Remak. Dieser zitierte die Arbeit in seiner Galvanotherapie. Auch der Physiologe Rosenthal zitierte das Gesetz in seiner Elektrizitätslehre für Mediziner. Später schrieb Siemens eine wuchtige Arbeit über dieses Thema, ohne mich zu zitieren, und so wurde der berühmte Physiker fernerhin als Urheber des Satzes angesehen; von mancher Seite wurde komischerweise auch Kohlrausch als Urheber genannt. Die Versuche von Siemens waren aber einseitig; ich hatte zum Beispiel gefunden, daß die diamagnetischen Metalle sich anders verhielten als die magnetischen und diese Seite der Frage wurde bis heute weiter nicht gestreift.

Beide Abhandlungen wurden 1857 in den Mitteilungen der k. Akademie der Wissenschaften veröffentlicht. Außer den mathematisch-physikalischen Vorlesungen bei Ettingshausen und später bei Grailich hörte ich durch drei Semester: Höhere Mathematik bei einem recht ungeschickten Lehrer, der mit dazu beitrug, mir das mathematische Studium zu verleiden. Da sein Name kaum in der Geschichte des Faches erscheint, so sei er auch hier verschwiegen. Damit erspare ich etwaigen Familienmitgliedern eine Kränkung. Ein Semester (1858) hörte ich bei Petzval: »Analytische Mechanik.« Petzval war eine hochinteressante Persönlichkeit. Klein, breitschulterig, hatte er einen mächtigen Kopf mit Backenbart und Schnurrbart, wie ihn die ungarische Gentry zu tragen pflegte. Er war schon in seiner äußeren Erscheinung mit seinem niederen breitkrämpigen Hut auffallend; er war ein leidenschaftlicher Reiter und gehörte zu den Habitués in der Reitallee des Praters. Sein Kollegium war dadurch sehr lehrreich, daß er uns

Probleme aus der Mechanik vorführte und uns lehrte, wie man solche Probleme mathematisch formuliert und dann entwickelt.

Diese Vorlesung war für meine medizinische Laufbahn von Bedeutung, weil ich daraus lernte, wie scharf und richtig ein Problem gefaßt werden muß, um daraus sicher zu deduzieren. In der Medizin wird viel, aber schlecht gedacht und je logischer die Folgerungen sind, desto irriger sind in der Regel die Resultate. Die Erkenntnissätze nämlich, von denen ausgegangen wird, enthalten viele Unbekannte, mit denen nicht gerechnet wurde. Als ich später einmal diesen wunden Punkt des biologischen Denkens in einer englisch geschriebenen anatomischen Abhandlung berührte, schrieb ein berühmter englischer Anatom, den ich gebeten hatte, den Aufsatz in bezug auf korrektes Englisch zu revidieren, auf den Rand des Manuskripts, er verstehe diesen Satz nicht. Als ich die Korrektur des gedruckten Aufsatzes mit dem Manuskript erhielt, war gerade ein Professor der Technischen Hochschule bei mir. Ich zeigte ihm die Randbemerkung und er konnte wieder nicht verstehen, wie der Engländer meinen Satz nicht verstehen konnte. Ich popularisierte den Satz ausführlicher in der Korrektur. Als ich bald darauf einem Wiener Anatomen die Sache erzählte, sagte er: »Wie soll man wissen, daß Unbekannte vorhanden sind?« Ich habe es ihm wohl nicht ganz klar gemacht, daß man darauf komme, daß formal korrekte Schlußfolgerungen sich faktisch als falsch erweisen, weil der erste Denkansatz unvollständig war. Wir werden später sehen, daß dies ein Hauptvorzug der Skodaschen Denkweise war, daß er sich stets des Vorhandenseins von Unbekannten bewußt war. Dem Kollegen von der Technik aber gegenüber stieß ich den Stoßseufzer aus: »Sie begreifen, was ich mit den Medizinern ausstehe. Einfache, leichtverständliche Sätze werden von diesen gern akzeptiert, so falsch sie auch sein mögen; über komplizierte Denkgleichungen gehen sie ignorierend hinweg.« Das quantitative Denken, das ich aus den mathematischen Studien in die Medizin hinübernahm, hat mir viel Kummer durch Widerspruch und Ignorierung wichtigster Sätze bereitet.

Aus den angeführten Gründen ist das mathematische Studium, auch wenn man den Inhalt später ganz vergißt, so bedeutsam für alle anderen Wissenschaften.

Petzval hatte die Eigenschaft vieler Altösterreicher; er war schreib- und publikationsfaul. Darum war er teilweise überholt, als er sein großes Lebenswerk veröffentlichte und seine wichtigen

Arbeiten über Akustik und über Straßenbeleuchtung sind verloren gegangen.

Der Magyar Petzval konnte leicht Betyar werden. So bekämpfte er in roher Weise den Physiker Doppler, der den Wechsel der Tonhöhe beim Nahen oder bei der Entfernung der Signale der Lokomotive und der Farbe der näherrückenden oder sich entfernenden Gestirne zuerst beobachtet und gelehrt hatte. Petzval behauptete, eine Wellenlänge ändere sich nicht, und bestritt aus diesem Grunde, den er als Axiom behandelte, die Tatsachen Dopplers. Allein beide hatten recht. Doppler hat übrigens selbst seine Entdeckung als subjektive Erscheinung des Gehöres und des Gesichtes aufgefaßt, und sie rührt gewiß daher, daß gewisse Töne und Farben je nach der Entfernung der Quellen leichter oder schwerer unsere Sinnesorgane erregen und daher aus einem kombinierten Tone die tiefen aus der Entfernung ausfallen und ebenso aus gemischtem Lichte je nach der Entfernung die eine oder andere Farbe unser Auge vorwaltend reizt.

Ein andermal mißhandelte Petzval den ausgezeichneten Mathematiker S. Spitzer in einer Akademiesitzung. Ich war anwesend und schrieb eine tadelnde Notiz in der »Ostdeutschen Post«. Man zerbrach sich damals den Kopf, wie diese Notiz in die Zeitung kam, ohne es zu erraten. Dieser Tadel minderte aber meine große Verehrung des genialen Mannes nicht. Ich bin gewohnt, bei Menschen und Leistungen die Wertschätzung nach dem positiven Werte und nicht nach den Schwächen zu nehmen.

Am Anfang des dritten Semesters entschloß ich mich, Medizin zu studieren. Es waren äußere Verhältnisse maßgebend, da ich nach den damaligen Verhältnissen in Österreich nicht einmal in einer Mittelschule als Physiker und Mathematiker unterkommen konnte. Ich trat in dieses Studium mit der reservatio mentalis ein, als Doktor zur Experimentalphysik im Auslande zurückzukehren. Die Hoffnung, Mathematiker zu werden, gab ich nach und nach auf, als ich zur Erkenntnis kam, daß ich nie ein schöpferischer Mathematiker sein werde.

Da es geradezu häufiger als in jeder anderen Wissenschaft geschieht, daß Studenten sich der Mathematik widmen wollen, aber bald, mehr minder über die Ursache klar, dieses Studium verlassen, so will ich auf die eigene innere Erfahrung näher eingehen. Ich beobachtete an mir bei intensivem mathematischen Studium Abnahme des Gedächtnisses für alles andere und ohne

intensive Beschäftigung ein Nachlaß des Gedächtnisses für das bereits Erworbene in der Mathematik. Ohne Gedächtnisstärke für ein Fach kann aber von einer selbst passiven nennenswerten Leistung keine Rede sein. Die Intelligenzen scheiden sich überhaupt in zwei Kategorien. Die einen nehmen nur Begriffe in sich auf, wenn sich dieselben bei ihnen synthetisch aus den Elementen aufgebaut haben. Sie können dann auch bedeutende Begriffsdenker werden. Als großes Modell für solche Intelligenzen kann Goethe gelten. Andere können fertige Begriffe in sich aufnehmen, wobei die denselben zugrunde liegenden Vorstellungen und Wahrnehmungen für die Betreffenden eine sehr geringe Rolle spielen. Diese Begriffsdenker verfallen leicht der geistigen Onanie einer mehr minder bald als haltlos anerkannten Spekulation. Solche Menschen können durch Jahrhunderte durch die Schärfe der Dialektik blenden, ohne daß es ihnen gelungen ist, eine wichtige Erkenntnis und Einsicht zu verschaffen. Als Typus solcher Denker können Sokrates und Plato gelten, die mehr zur Verwirrung als zur Entwirrung tiefer Erkenntnis beitrugen Die Begabung für mathematisches begriffliches Denken ist besonders spezifisch und es ist eine verschwindende Minorität, die sie besitzt. Auf dem internationalen medizinischen Kongreß in Rom (1894) wurde das Thema des Aufgebens des Studiums der Mathematik in einem Gespräche zwischen einem berühmten norddeutschen Anatomen und mir angeschlagen. Er gestand mir, daß auch er diesem Fache sich widmen wollte und es aufgab, da er merkte, daß ihm die spezifische Begabung abging. Er sagte, er beobachte seine mathematischen Kollegen in der Akademie und er sehe, daß diese Menschen eigentlich ganz anders denken als wir anderen. Vor wenigen Jahren beklagte sich ein Mathematiker unserer Universität, daß so viele Studenten im Laufe des Semesters verschwinden und abfallen. Er glaubte dies auf das Gymnasialstudium beziehen zu sollen; ich machte ihn auf die eben entwickelte seelische Anlageursache aufmerksam.

Einen Hochgenuß boten mir in meinem ersten Universitätssemester die Vorlesungen des genialen, phantasiereichen Botanikers Unger über Pflanzenanatomie und Physiologie und seine histologischen Übungen. Sein Vortrag war merkwürdig schleppend; er schien mit den Worten zu ringen. Er sprach wie ein verlegener Dichter, der seine schönen Verse stotternd rezitiert. Aber die Art der Darstellung war eine fesselnde; man hatte immer das Gefühl eines der ersten Schöpfer des Faches.

In diesem Jahre hatte ich einen eigenartigen Erwerb. Ein längst verbummelter Student, der allerlei trieb, trat an mich mit einem eigenartigen Antrag heran. Es bestehe in Wien eine Privatgesellschaft, in der die Mitglieder schöngeistige Beiträge liefern müssen. Ein Hofrat sei Mitglied dieser Gesellschaft. Derselbe sei nicht in der Lage, Eigenesprit zu verzapfen und wünsche daher jemanden abzuzapfen. Der Agent hielt mich für diese geheime Stellvertretung für geeignet. Ich nahm den Antrag an und lieferte mehrere Beiträge, worin ich den Herrn Hofrat besonders auch mit den zitierten Namen französischer und englischer Autoren paradieren ließ. Ich wurde so glänzend honoriert, daß ich mir in den Ferien nach dem ersten Universitätsjahre eine Alpen- und Münchenreise vergönnen konnte.

Ich möchte hier eine Bemerkung über die politische Entwicklung machen. Die stürmischen Wogen, welche unser Knabengemüt heftig erregt hatten, waren erloschen. Ich freute mich, trotzdem das Konkordat meine Lebensverhältnisse so eindringlich störte, über die Energie, mit welcher die damaligen Staatsmänner aus dem feudal versumpften und föderalistisch zergliederten Österreich einen großen, mächtigen und viel reicher gewordenen modernen Einheitsstaat umgewandelt haben. Natürlich lebte ich in der Illusion, daß dies ein Dauerzustand sei. Besonders das rege geistige Leben, das durch Leo Thun und seine Mitarbeiter Bonitz, Exner und Nadherny entfesselt wurde, faszinierte und der Student ging in der Lust, an der Hand bedeutsamer Lehrer in Wissenschaft zu schwelgen, ganz auf. Ich interessierte mich wenigstens als Leser für Politik. Ich las täglich die »Times«, das »Journal des Debats« oder die »Indépendance belgique«, die »Augsburger Allgemeine«, besonders deren Beilage, und weil mich immer die Ansicht der Gegner interessierte, regelmäßig die »Kreuzzeitung«. Die französischen Zeitungen interessierten mich auch wegen des Stils; ich liebte die pointierten Antithesen. Ich war gerade nicht darauf versessen, in Antithesen zu schreiben und zu denken. Der französische Stil ist für einen Deutschen wichtig. »Was nicht klar ist, ist nicht französisch«, wohl aber öfters deutsch. Doch werden die Franzosen oft die Sklaven klingender Phrasen. Für den wissenschaftlichen Stil ist wohl der englische am maßgebendsten. Das konservative Blatt interessierte mich, weil hier Anschauungen, die tief in den geistigen und materiellen Traditionen mächtiger Gesellschaftsschichten ruhten, zum Ausdrucke kamen und ich den Eindruck hatte, daß der akademische Liberalismus von 1848 und früher nicht die richtige breite Basis in der Nation hatte

und große Traditionen und Interessen in ihrer Bedeutung und Macht nicht richtig eingeschätzt hat.

Nach dem ersten Jahre machte ich mittels der früher erwähnten Ersparnisse eine Alpentour, die mit einem Besuche in München abschloß. Die Darstellung der damaligen, uns heute als antidiluvianisch erscheinenden Touristenverhältnisse dürfte viele Kreise interessieren.

Die erste Ferienreise (August 1854).

Die erste Frage, die an mich bei der Vorbereitung zur Reise herantrat, war die äußere Ausstattung. Heute macht dies Niemandem Kopfzerbrechen; damals war die Schablone noch nicht geschaffen. Neben genagelten Schuhen ein Zwilchbeinkleid und Kittel, ein schwerer Tuchrock für kalte und nasse Tage, eine Filzkappe und eine Seitentasche mit einem gestickten Hunde — auf dem Tandelmarkte erstanden — ein Bädeker und ein Parapluie bildeten neben weniger Reservewäsche in der Tasche mein äußeres Rüstzeug. Nach Ischl sendete ich ein zweites Paket Wäsche zur Reserve voraus. Ich trat am 1. August mit einem Bekannten, einem Jurisdoktor, die Reise über den Semmering an. In Wien hatte man solche Angst vor den vielen Tunnels, daß wir beide unserer Familie telegraphieren mußten, daß wir glücklich über den Semmering kamen. Von dort ging es nun zu Fuß bis Berchtesgaden. In Neuberg schlossen sich uns auf dem Wege übers »Tote Weib« und die Frein nach Mariazell zwei Brüder, Lehramtskandidaten aus Graz, an. Am anderen Tage ging's zum Erlafsee. Dort machte ich ein gefährliches Experiment. Mitten auf dem See entkleideten wir zwei Wiener uns, um ein erfrischendes Seebad zu nehmen. Ich machte aus Spagat ein kleines Netz, in das ich einen Stein einschloß, hielt ihn in einer weiten Schlinge durch Beugung des Sprunggelenks fest und tauchte unter. Ich wollte die Tiefe des Wassers kennen lernen. Plötzlich spürte ich in ziemlicher Tiefe Schilf; ich erkannte die Gefahr, konnte zum Glück das Netz mit dem Steine durch Senkung des Fußes entfernen und schnellte in die Höhe. Zu einer solchen Torheit muß man pudeljung sein!

In Mariazell herrschten damals noch inbezug auf die Preise heute kaum glaubliche patriarchalische Verhältnisse. Mein Wiener Begleiter zahlte für ein elegant eingerichtetes Zimmer in einem Hotel $17^1/_2$ Kreuzer pro Tag; ich kehrte mit den Grazer Kollegen in einer

Herberge ein und wir zahlten bloß halb soviel. Am anderen Morgen nahm ich eine Kümmelsuppe; sie kostete soviel als das Nachtquartier; da ich aber nur die Hälfte verzehrte, rechnete der Wirt auch nur die Hälfte des Preises! Dann ging es nach Eisenerz, Vordernberg, an den Leopoldsteiner See und dann ins Gesäuse. Von Weichselboden an wanderte ich allein. Die stundenlange Durchwanderung des Gesäuses, das mehr einer breiten Schlucht gleicht, mit den malerischen Blicken auf die stellenweise hineinlugenden Berge, machte natürlich einen großen Eindruck. Wenn ich heute mit dem Schnellzuge denselben Weg durcheile, denke ich mit Sehnsucht an den überlegenen Genuß der Fußwanderung. In einem Kaufladen auf dem Wege fand ich eine Wiener Zeitung und erfuhr daraus die Schlacht an der Alma. Ich empfand es unangenehm, über die weltbewegenden Ereignisse des Krimkrieges seit Tagen keine Nachrichten zu haben und auch noch viele Tage darben zu müssen. Eine politische Zeitung in diesen Gegenden war damals nur äußerst selten zu finden. Unvergeßlich bleibt mir der Moment, als ich am Ausgange des Gesäuses bei bereits tiefstehender Sonne im romantischen Lichte einer von Feuchtigkeit durchtränkten Sphäre das Ennstal erblickte, mit der Ansicht auf Admont, sein Kloster und seine Kirche und mit dem breiten Grimming als Schlußdekoration im Hintergrunde. Dann ging's durch Markt Aussee, der durch die Heirat des Erzherzogs Johann mit der Postmeisterstochter im Herzen eines jeden Österreichers mit einem romantischen Nimbus umgeben ist, nach Alt-Aussee, an den Grundlsee und die hinter diesem gelegenen weltabgeschlossenen kleinen Seen. In Alt-Aussee stand am See ein kleines Wirtshaus. Auf der Höhe der Saison füllten zwei Brüder, Fürsten Czartoryski, die als Herausgeber einer musikalischen Zeitung stadtbekannte Persönlichkeiten in Wien waren, und meine Wenigkeit die Gasträume. Ich fuhr in einem Kahne allein in die Mitte des Sees und nahm dort ein Bad. Auch hier ging es nicht ohne Aufregung ab, da ich Mühe hatte, wieder in den Kahn hineinzugelangen.

Am Grundlsee, an dem heute zahllose leuchtende Villen prangen, gab es nur ein kleines Fischerhäuschen, in dem in anspruchslosester Weise einige Burgschauspieler ihre Ferien verbrachten. Dann eilte ich über Hallstadt nach Ischl. Als ich mich diesem beliebten Sommeraufenthalte näherte, stieg mein Zeitungshunger zu einem bedenklichen Grade. Ich wußte, daß beim Konditor auf der Promenade auch auswärtige Blätter aufliegen. Nachdem

ich mich in einer Herberge meines überflüssigen Gepäcks entledigt hatte, eilte ich ohne Toilettebedenken in das ersehnte Lokal. Meine Zwilchbeinkleider und Kittel waren durch das häufige Naßwerden und kunstloses Trocknen ganz zerknittert, dazu die Filzkappe und die Tasche mit dem gestickten Hunde riefen eine eigentümliche Bewegung hervor. Die dort zum Nachmittagsklatsch versammelten Damen griffen nach dem Portemonnaie. Sie hielten mich offenbar für einen bettelnden Handwerksburschen. Ich ignorierte die Situation und verlangte zunächst die »Times« und ein Eis. Ich las mich satt zuerst an den »Times«, dann an einem französischen und einem Wiener Journal. Die Neugierde der Damen schien hochgradig zu sein. Als ich die »Times« verlangte, hörte ich, wie sie zischelten, daß ich ein »verrückter Engländer« sei; reisende Engländer galten damals allgemein als exzentrische Sonderlinge. Keine von den Damen wich vom Platze. Zuletzt rief ich tendenziös im Wiener Jargon: »Zoolen!« und nun erreichte die Überraschung den höchsten Grad. Ich machte dann rasch soviel Toilette als ich konnte und stattete der Dame, bei der meine Gepäcks- und Geldreserve war, einen Besuch ab und wurde von ihr für den nächsten Tag — einen Sonntag — für ein Uhr zu Tische geladen. Ich eilte nach St. Wolfgang und von dort mit einem jungen Bürschchen als Führer auf die höchste Almhütte des Schafberges. Am anderen Morgen war ich lange vor Sonnenaufgang auf der Spitze. Die ganze Landschaft war noch in Nebel gehüllt. Mit der aufsteigenden Sonne wurden erst die Tal- und Seebilder frei. In dem wogenden Nebelmeere entstanden zeitweilig Risse, welche ferne Berggruppen wie im Rahmen erscheinen ließen, bis endlich der Ausblick nach allen Richtungen frei wurde. Das malerische Bild fesselte mich derart, daß ich das Zeitmaß verlor. Endlich sah ich auf die Uhr; es war Punkt neun und um ein Uhr sollte ich in Ischl beim Diner sein. Ich rannte in $1^1/_2$ Stunden nach Wolfgang hinab. Dort hoffte ich einen Wagen zu finden. Das ist aber am Sonntag in der haute saison nicht möglich und so rannte ich nach Ischl und um viertel nach eins war ich, so gut toilettiert als möglich, bei der Dame. Nachmittags erschien ich mit ihr auf der Promenade und jetzt wußten die gestern um ihre Mildtätigkeit geprellten Damen beiläufig, wohin ich gehöre.

Den anderen Morgen ging ich nach Hallstadt zum Aufstiege auf den Dachstein; mir stand für den nächsten Morgen meine erste Gletscherwanderung in Aussicht. In Hallstadt gab es damals einen einzigen Dachsteinführer. Es war ein Werkmeister des Salzsudwerkes

und dieser erhielt nur über Feiertage Urlaub. Ihn hatte bereits eine englische Familie — ein General mit Schwester und Schwager — zu einem Übergange auf die Gosauseite engagiert. Mir stand nur ein junger Träger zur Verfügung. Die englische Familie versprach mir, wenn ich sie noch morgen ein Stück begleite, den Führer — er hieß Wallner — abzutreten und den Rest des Weges mit dem Träger fortzusetzen. Wir übernachteten in der höchsten Alpenhütte und nachdem wir uns am anderen Morgen — es war am 15. August — endlich von der Familie getrennt hatten, ging es übers Karlseisfeld bis zur Platte am Fuße des krönenden Kegels. Es war gegen Mittag und der Führer schlief und ich betrachtete eine mich interessierende Wolkenbildung um die Spitze des Großglockners. Ich machte Wallner darauf aufmerksam; dieser erschrak, sagte, dies bedeute ein Unwetter und wir müßten sobald als möglich aus der Gletscherregion herauskommen. Es sei auch nicht mehr derselbe Weg zurückzunehmen; auf der anderen Seite sei eine Alm näher. Er wäre zwar nie diesen Weg gegangen, aber er kenne ihn. Ich muß gestehen, daß letztere Bemerkung auf mich nicht sehr beruhigend wirkte. Er nahm mich nicht ans Seil, sondern reichte mir seine Rechte und wir liefen den Schladminger Gletscher hinab, wobei wir über die Spalten hinübersprangen. Wir hatten den Gletscher bereits passiert, als uns zuerst Nebel umhüllten. Doch kam von der entgegengesetzten Seite auch ein Gewitter, so daß die Nebel immer wieder auseinandergetrieben wurden. Als Neuling hatte ich meinen Weinvorrat bereits am Vormittag aufgebraucht. Ich war in Schweiß gebadet und meine Zunge lechzte so, daß ich aus kleinen Vertiefungen das darin stehende lehmige Wasser leckte. Als wir wieder einmal in Nebel gehüllt waren, rutschte ich seitlich ab; ich rief den Führer, er antwortete nicht. Endlich konnte ich mich festhalten. Ich kletterte nach meiner Schätzung wieder so hoch hinauf, als ich abgerutscht war und setzte, da sich der Nebel wieder hob, den Weg in der früheren Richtung fort. Nicht weit mußte ich über eine scharfe Ecke biegen und dort saß Wallner, bleich, und empfing mich mit den Worten: »Daß ich Sie wieder lebendig sehe, hatte ich nicht geglaubt.« Er war bereits um die Ecke herum gewesen, als ich stürzte, und darum hörte er mich nicht rufen.

Erst um 6 Uhr abends erblickten wir die Hütte — dank einer neuen Entschleierung der Atmosphäre. Ich war seit halb vier Uhr morgens unterwegs, ganz erschöpft und in dem Moment, als ich

das sichere Ziel vor mir hatte, konnte ich keinen Schritt mehr gehen. Wallner holte den Freund der Almerin, der den Feiertag zum Besuche benutzt hatte. Sie nahmen mich beide unter den Arm und führten mich bis in die Hütte. Dieselbe war in naher Distanz von drei Seiten durch steile Wände eingeschlossen und nur nach einer Seite frei. Kaum waren wir angekommen, brach das Ungewitter mit aller Heftigkeit los. Der Donner rollte in vielen Brechungen um jene Wände herum. Ich fieberte leicht, schlief aber bald fest ein. Als ich erwachte, war Wallner verschwunden; sein Urlaub endete am frühen Morgen und ich ging mit dem Freunde der Almerin nach Hallstatt hinunter. Trotz des Unfalles hat diese Gletscherwanderung einen fanatisierenden Eindruck zurückgelassen und einen solchen empfand ich jedesmal wieder und noch bis zu meiner letzten Gletscherwanderung im September 1903, als ich im Zillertale und in der Ortlergruppe solche Wanderungen machte und im 69. Lebensjahre die Spitze des Ortlers erreichte.

Als ich etwa 30 Jahre später mit meinem ältesten Sohne wieder den Dachstein bestieg, hatte ich an derselben Stelle, an der ich 1854 die Wolkenbildung am Großglockner anstaunte, ein ergötzliches Abenteuer; ich fand dort — ein Gebiß! Ein Führer, der mit einer anderen Partie zur Stelle war, erzählte, daß ein Herr aus Sachsen das Gebiß vor einigen Tagen verloren habe. Sie konnten es nicht finden; er hatte die Adresse und das Fundstück kam an seinen Besitzer.

Bei dieser Gelegenheit sei es gestattet, mehrere andere merkwürdige Funde, die ich erlebte, zu erzählen.

Eine Dame aus meiner Heimat hatte bei einem Bade im Neusiedler See ihren Ring verloren. Da sie nicht ganz sicher war, ob der Verlust während des Bades oder während des Ankleidens sich ereignete, meldete sie ihn jedenfalls beim Ortsvorstande. Nach Jahrzehnten trocknete der See wieder einmal ganz aus. Da die Wiederfüllung durch mehrere Jahre auf sich warten läßt, wird dann die Fläche bebaut. Da fand ein Bauer beim Pflügen des Schlammes den Ring. Die Dame lebte noch und er wurde ihr zugestellt.

Als ich auf einem Studentenballe meine Tänzerin zum zugesagten Tanze abholte, war sie sehr verstimmt. Sie habe einen sehr wertvollen Stein aus ihrem Schmucke — wahrscheinlich im Ballsaale — verloren. Ein Komiteemitglied rief den Verlust aus; es meldete sich kein Finder. Am dritten Tage kam ein Mann, der mit der Hilfeleistung beim Aus- und Einsteigen der Gäste be-

schäftigt war und brachte den Stein. Erst am dritten Tage putzte er seine Röhrenstiefel und fand am unteren Rande der Sohle in der dicken Schneekruste den Stein.

In größte Verlegenheit setzte mich vor Jahren der Verlust einer Uhr. Es kam ein fast hundertjähriger Mann zu mir in Behandlung, der sich entkleiden mußte. Als er fortging, kehrte er von der Stiege zurück, er habe seine Uhr vergessen. Es war eine Bréguet aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, die der Mann seit seiner Firmung trug. Es war niemand außer mir im Zimmer gewesen und die Uhr fand sich nicht, obwohl ich selbst bemerkt hatte, daß er sie beim Entkleiden ablegte. Der Mann war verzweifelt. Am anderen Tage fiel mir eine französische Kriminalgeschichte ein. Eine Kammerzofe war wegen Diebstahls eines Bracelets verurteilt worden. Nach mehreren Jahren wurde ein gepolstertes Möbel repariert. Da fand sich das Schmuckstück; es war zwischen der Polsterung des Sitzes und der Rücklehne hineingeschlüpft.

Der Greis hatte sich auf einer gepolsterten Longuechaise entkleidet und die Uhr war zwischen den Polsterungen hineingerutscht. Das Möbelstück befindet sich — es sind mehr als 30 Jahre — noch unbelästigt unter dem Gerümpel auf dem Boden und ohne jene Erinnerung wäre der Verlust bis heute unerklärt geblieben ...

Am 16. August wanderte ich noch bis Abtenau, wo ich in der Nacht ein sonderbares Abenteuer hatte. Ich fand nur in einem großen Schlafsaale Unterkunft, die ich mit etwa zwölf Kutschern schwerer Fuhrwerke teilte. Der Luxus einer Kerze existierte nicht. In der Nacht wachte ich, von einem Lichtscheine geblendet, auf. Vor mir stand die Magd mit einer brennenden Talgkerze und umher im Nachtkostüm sämtliche Schlafgenossen. Man sagte mir, ich hätte im Schlaf ungeheuerliche Wehrufe gemacht und sei durch Zurufe nicht zu erwecken gewesen. Die Kutscher hielten mich für »besessen«. Sie riefen die Magd und baten, sie möge mit einer Kerze kommen. Ich hatte vom Absturz am Dachstein geträumt und im Traume ein solches Geheul erhoben, daß im Moment der Gefahr Wallner es wahrscheinlichst gehört hätte.

Ich habe öfters im Leben beobachtet, daß eine Gefahr mir erst nachträglich im wachen und im Traumzustande Schreck einflößte. Während der Gefahren war ich immer ganz ruhig.

Am anderen Tage ging es über Golling nach Hallein, wo ich zum erstenmal im Leben in ein Bergwerk einfuhr. An diesem Tage

beobachtete ich zum erstenmal an mir einen Gemütszustand auf Reisen, nämlich, daß ich in der dritten Woche der Abwesenheit vom Hause jedesmal einen Anfall von Heimweh bekam, und in dieser Stimmung passierte ich, ohne mir die Gollinger Wasserfälle anzusehen. Ich erinnerte mich dabei an einen biderben Vers von J. G. Seidel. Erst im Jahre 1889 holte ich das frühere Versäumnis nach. In der Gegend wütete damals die Cholera und merkwürdigerweise hörte ich, daß die Seuche vorwaltend die Bewohner der Almen hinraffte. In Berchtesgaden erfuhr ich auch, daß die Cholera in München große Ausdehnung gewonnen habe. Ich bestieg dort den Watzmann mit einem Knaben als Führer. Am anderen Morgen bestieg ich von der höchsten Almhütte aus die Spitze. Auf dem Wege machte ich eine mir sonderbar erscheinende Beobachtung. Auf einem schmalen Grate, der von Westen nach Osten strich, stand eine ganze Reihe von Gemsen hintereinander, unbeweglich nach der aufgehenden Sonne starrend. Sie hörten das Klappern unserer Alpenstöcke und der genagelten Schuhe erst, als wir in der nächsten Nähe waren, worauf sie scheu davonstürzten. Eine ähnliche Beobachtung habe ich 21 Jahre später auf Rigi-Rotstock an einer Kuh gemacht. Auch diese starrte unbeweglich nach der aufgehenden Sonne, ohne meine Nähe zu beachten. Nach Jahren erzählte ich diese Beobachtung meinem Führer über das Niederjoch. Er war ein professioneller Jäger. Ihm war die Erscheinung bekannt und er sagte mir, daß dies auch die Murmeltiere machen und dies erleichtere ihren sonst schwierigen Abschuß. Das große Schauspiel des Sonnenaufganges fesselt also auch Tiere und versetzt sie in einen hypnotischen Zustand. Bekanntlich sind auch Pferde leicht zu hypnotisieren, wenn man sie scharf ins Auge fixiert, und dies wird nach dem österreichischen Kavalleriereglement beim Hufbeschlag störrischer Pferde geübt. Die Hypnose der Krebse ist ja auch bekannt.

Trotzdem ich in der Zeitung las, daß in München täglich 120 Personen an der Cholera starben, war meine Sehnsucht nach dem Genusse der Kunstschätze von Isar-Athen so mächtig, daß ich die Reise dahin nicht aufgab. Mein »Passierschein« aus Wien berechtigte mich nicht zur Reise ins Ausland und zur Möglichkeit einer paßlosen Reise hatte sich die Staatsweisheit Mitteleuropas damals noch nicht aufgeschwungen. Ich bat daher den Kreishauptmann in Berchtesgaden — es war ein Herr v. Ow — um einen Passierschein über München nach Salzburg und er erfüllte meine Bitte. Ich mußte

dennoch befürchten, bei meiner Rückreise nach Österreich polizeilichen Anstand zu haben, was glücklicherweise nicht zutraf. Ich fuhr mit einem Poststellwagen gegen München. Ich glaubte recht weise zu handeln, wenn ich mein Quartier nicht in München nahm, sondern im letzten Dorfe vor der Stadt. Des anderen Morgens ging ich in die Stadt und widmete den ersten Tag der Weltausstellung, der ersten, die ich zu sehen bekam. Am Abend ließ ich mich verführen, in die Oper zu gehen, um den berühmten Baritonisten Kindermann als Don Juan zu hören. Ich hatte viele Mühe, auf der Straße und im unbeleuchteten Dorfe mein Quartier zu finden. Am anderen Morgen übersiedelte ich doch in die Stadt zum Ober-Pullinger. Und nun ging ich daran, die Kunstschätze der bayrischen Hauptstadt zu genießen. Ein Kontrast berührte mich unangenehm, nämlich der Kontrast zwischen der alten Stadt und der Bevölkerung zu den Kunstblüten der letzten Dezennien. Ich hatte, obwohl ich noch nicht viel in der Welt herumgekommen war, das Gefühl, daß Kunst, Land und Leute ein zusammengehöriges einheitliches Gepräge haben sollen. Darum hat auch die Frauenkirche — besonders das Innere — den größten Eindruck auf mich gemacht. Sie gehört übrigens zu den lichtesten deutschen Domen.

Die alte Pinakothek machte — trotz allen Interesses an ihrem Inhalt — keinen zu mächtigen Eindruck; sie war für mich quasi als Fortsetzung der Wiener Galerien eine quantitative Bereicherung, kein neuer tiefer Eindruck. Der Zyklus der Bilder Rembrandts aus der Osterwoche scheint damals noch nicht in der Galerie gewesen zu sein, sonst hätten sie so wie später zu den tiefsten künstlerischen Eindrücken meines Lebens gehört, um so mehr, da kaum ein anderer mich mehr interessiert als Van Rhyn, und zwar als Künstler an und für sich und als eigenartige kulturhistorische Erscheinung. Auch die Meister aus den älteren deutschen Schulen scheinen damals viel spärlicher vertreten gewesen zu sein als jetzt, da auch diese bei meinen späteren Besuchen meine größte Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Auch das große Bild von Memling mit den vielen Szenen, das für mich zu den interessantesten der Sammlung gehört, scheint nicht vorhanden gewesen zu sein, da ich vom ersten Besuche keine Erinnerung daran hatte. In die Werke dieses Brügger Meisters bin ich verliebt, wie ein junger Mann in ein schönes Mädchen.

Hier will ich eines noch interessanten Besuches der alten Pinakothek — etwa 40 Jahre später — in Gesellschaft Baiers-

dorfers erwähnen. Ich hatte ihn aufgesucht, um von ihm Aufschlüsse über die mittelalterlichen französischen Schulen zu erhalten, die mich nach dem Besuche von Palermo (1893) sehr interessierten, da ich das berühmte Triptychon daselbst für ein französisches Meisterwerk halte.

Viel mehr interessierten mich die neue Pinakothek und die Fresken im Königsbau, in der Ludwigskirche, in der Basilika und in der Auer Kirche etc. Ich hatte soviel von der neuen Kunst gelesen und gehört, so daß ich sie zunächst als »Gebildeter« studierte und mich in ihre Bewunderung hineinversetzte. Die Fresken von Cornelius und Schnorr bereicherten mehr meine Kunstintelligenz, ästhetische Begeisterung erregten sie nicht. Die liebste und bleibendste Erinnerung aus dem modernen Bilderschatze waren mir aber die Landschaften von Rottmann, ferner Kaulbachs »Zerstörung von Jerusalem«. Auch die Bilder von Heß wirkten unmittelbar auf mich.

Einen neuen großen Eindruck bedeutete für mich die Glyptothek. Dort lernte ich zuerst antike Plastik kennen. Das Hofbräuhaus besuchte ich weder damals noch je später. Gemütlich und viel trinken sah ich die Münchner besonders bei späteren Besuchen in den verschiedenen Kellern und ich lernte auch die chronologische Ordnung der verschiedenen Würstelepochen während des Vormittags kennen.

Von München fuhr ich im Stellwagen nach Salzburg, dieser hochinteressanten Mozartstadt. Dort ereilte mich das traurige Geschick eines echten deutschen Studenten; meine Geldbörse war leer und als ich Bekannte aufsuchte, um einen Pump anzulegen — traf ich niemanden an. Sie waren alle auf Ferialexkursionen. Eine alte Dame, meine Gefährtin im Münchner Stellwagen — merkte meine Verlegenheit und bot mir ein Anlehen von fünf Gulden Konventionsmünze an, was ich natürlich nicht ablehnte. So konnte ich wieder mittels Stellwagen nach Linz gelangen und am nächsten Morgen endlich mit einem modernen Transportmittel — einem Dampfboote — nach Wien. Ich fieberte auf dem Wege, mußte in der Kajüte bleiben und verlor so den Anblick des romantischen Nibelungenweges durch die Wachau. Erst vor wenigen Jahren habe ich diesen Genuß nachgeholt.

In Wien — respektive Nußdorf — kam ich als wahrer Bettelstudent, das heißt ohne Heller Geld an. Es war an einem Sonntage. Ich mußte zu Fuß wandern und es war mit meiner äußeren Erscheinung eine Unmöglichkeit, auf offener Heerstraße, die von ge-

putzten Sonntagswienern wimmelte, zu gehen. Zum Glücke waren damals noch »Holzgestätten« vom Landungsplatze in Nußdorf bis zur heutigen Stephaniebrücke, damals Karlskettensteg, und ich benutzte diesen gerade am Sonntage verlassenen Weg längs des Donauarmes. Von dort eilte ich — die Augen zu Boden gesenkt — in die nahe Wohnung der Familie Auspitz. Es war bloß das Dienstmädchen zu Hause. Sie borgte mir Geld für einen Einspänner und besorgte zugleich den Wagen. Unsere Wohnung war verschlossen; die ganze Familie und die Dienstboten waren ausgegangen und ich mußte stundenlang auf dem Gange warten. Hörte ich jemanden auf der Stiege, flüchtete ich in einen Vorraum des Klosetts.

So endigte die genußreiche Reise in Not und in sozialer Verlegenheit. Die ganze Reise habe ich mit 140 Gulden Konventionsmünze bestritten, also mit kaum 300 Kronen.

Während meiner Studentenjahre habe ich — zwei Jahre später (1856) — nur noch eine alpinistische Exkursion gemacht. Von Felixdorf zu Fuß nach Gutenstein, das durch Raimund allen Österreichern ans Herz gewachsen ist, dann durchs Höllental nach Reichenau. Gegen Ende des Marsches holte mich ein Wiener Ehepaar ein und lud mich ein, im Wagen die letzte Strecke mitzumachen. Ich akzeptierte. Wir kehrten im Talhofe ein, der damals noch ein kleines Etablissement war. Die malerische Lage dieses Hauses kennt jeder Wiener Landschaftsfreund und Waldmüller hat ein herrliches Bild dieser Landschaft, und zwar von der Stelle aus, wo heute das Kurhaus steht, gemalt. Das Bild, im Besitze der Familie Waisnix, hängt in einem Zimmer des alten Hauses. Es wurde leider bei der heurigen Waldmüller-Ausstellung nicht eingesendet und ist den Waldmüller-Kennern und -Schätzern unbekannt. Es ist eine wahre Perle.

Als wir ankamen, fragte ich sofort um einen Führer, um den Schneeberg zu besteigen, und das Ehepaar entschloß sich, mitzugehen. Es war schon Sonnenuntergangszeit, als wir an dem Laakerboden vorüber waren. Unter Beleuchtung von duftigen Fichtenspänen wanderten wir durch den Wald und stiegen ab und auf zum »Baumgartner«, der damals noch eine einfache Alpenhütte war. Des anderen Morgens stiegen wir auf die Spitze (Kaiserstein) und uns schloß sich Professor Klaar aus Graz mit einem acht- und einem sechsjährigen Sohne an. Die Knaben waren bereits geübte Bergsteiger; der ältere starb heuer als Professor der Balneotherapie

an der Wiener Universität. Beim Abstieg trennte sich die Familie Klaar von uns, weil sie nach dem Kaiserbrunn absteigen wollten und da sie den Weg nicht kannten, so bat Papa Klaar, ich möchte ihm den Führer abtreten. Ich bewilligte es gern, da ich aus dem Aufstiege den Abstieg gut im Gedächtnis hatte. Wir hatten kaum den Wald, den wir gestern unter Beleuchtung durchwandert hatten, passiert, als ein Gewitter im Anzuge war. Das alte Ehepaar geriet in Aufregung, meinte, wir hätten den Weg verfehlt, setzte sich nieder und wollte nicht weiter gehen. Zum Glücke hörte ich tief unter mir Holzfäller bei ihrer Arbeit. Ich eilte hinab und kehrte mit der Botschaft zurück, daß wir auf dem rechten Wege seien, was ich nicht bezweifelt hatte, und daß wir den weiteren Weg nicht verfehlen können. Ich hatte noch meine liebe Not, als wir in der »Enge« die Holzriesen passieren mußten und kamen noch vor dem Ausbruche des Gewitters im Talhofe an. Ich faßte den festen Vorsatz, nie mehr als Bergführer zu dienen, nie eine Partie mit touristischen Dilettanten zu machen und auch nicht mit überlegenen »Bergrennern«, wegen der üblen Erfahrung, die ich wenige Tage später bei Gelegenheit einer Besteigung des Hochschwabs machte. Ich gehe am liebsten allein und gewöhnlich nur bei längeren und schwierigen Partien mit zwei Führern aus verschiedenen Gründen und Erfahrungen, die ich bei anderer Gelegenheit erörtern will.

Im Gasthof traf ich abends einen alten Geschäftsfreund meines Vaters, einen Weißgerber aus dem Rheinland, der früher in Wien sein Gewerbe betrieb. Es war der 10. August. Am 8. August 1896 war ich bei einer Abendunterhaltung in Reichenau und ich erzählte dem Bürgermeister, daß ich morgen das 40jährige Talhofjubiläum feiern könne und daß ich morgen zur Feier dieses Jubiläums einen der schwierigeren Aufstiege auf die Rax machen werde. Ich erzählte auch, daß ich damals den rheinländischen Gerber traf, der wohl schon vor Jahrzehnten gestorben sei, da ich niemals mehr bei meiner häufigen Anwesenheit in Reichenau etwas von ihm gehört habe. Da erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß der Mann lebe und sich als nahezu Hundertjähriger im nächsten Orte bei seinem Schwiegersohne, dem Schulleiter, aufhalte. Am anderen Morgen ging ich übers Gscheidt nach Neuberg und übers Bürgeralpl nach Weichselboden, um den Hochschwab (8000') zu ersteigen. Ich mietete den einzigen Führer, einen Jäger von Profession. Da schlossen sich mir der Assistent der Wiener Augenklinik

Dr. Rupert Koller, der im höchsten Orte Europas, in Heiligenblut, geboren war, und Dr. Viktor v. Reiner aus Klagenfurt, der später auch Reichstagsabgeordneter war, an. Obwohl ich ganz flink stieg, so waren mir die zwei geborenen Älpler doch über. So kamen sie abends etwa eine Viertelstunde früher bei unserem Nachtlager, der Erzherzog Johannhütte, an. Dort verlangten sie vom Führer, daß er Wasser hole. Da aber die nächste Quelle eineinhalb Stunden entfernt war, so weigerte er sich und es entstand ein lebhafter Wortwechsel. Da mir Streiten zuwider ist, so setzte ich mich — erhitzt und ermüdet, wie ich war, etwa 100 Schritte von der Hütte nieder, leider in feuchtes Gras. Ich konnte nicht mehr aufstehen. Ich hatte einen hochgradigen »Hexenschuß» akquiriert. Mühsam brachte man mich in die Hütte, auf die ledige Holzpritsche, und ich schlief mit Schmerzen ein und wachte am anderen Morgen früh unter Schmerzen auf. Man mußte mich von der Pritsche herabheben und ich war ganz zusammengekrümmt, auch mit tief eingebogenen Knien.

Meine Begleiter wollten eine ungeheuerliche Rücksichtslosigkeit üben, die um so verwunderlicher war, als der eine von ihnen Arzt war. Sie wollten mich allein zurücklassen und mit dem Führer auf der anderen Seite in die Tragöß absteigen. Die Situation war für mich geradezu lebensgefährlich, da die Hütte ohne Bewohner und natürlich ohne jede Bewirtschaftung war. Da machte ich die riesigste Anstrengung, um mit aufzusteigen. Ich ging anfangs ganz zusammengeknickt. Je mehr ich aber durch die Anstrengung in Schweiß geriet, desto gerader und beweglicher wurde ich. Ich stieg noch zirka 5000′ hinauf und auf der anderen Seite in die Tragöß hinab.

Dieses Souvenir des Hochschwabs — der Hexenschuß — begleitete mich noch durch zirka 30 Jahre durchs Leben. Ein Fehltritt, eine Erkältung oder ein Ärger konnte mir einen schmerzlichsten Rückfall verursachen und ich hatte Anfälle, die wohl zu den schwersten zu rechnen sind. Ich wohnte in Wien einige Zeit in einem Hause neben der Ruprechtsstiege, in einer Wohnung, die am Tage ohne Stufen zugänglich war; bei Nacht, wo der Eingang vom Salzgries war, mußte ich drei Stock hoch steigen. Da erlitt ich einmal bei spätem Nachhausekommen in einer äußerst kalten Nacht einen Anfall. Ich mußte mich auf die Stiege niederlegen und wenn nicht zufällig jemand gekommen wäre, wäre ich vielleicht erfroren, da niemand mein Hilferufen wahrnahm.

Ein andermal mußte ich mich im Bette chloroformieren lassen, um eine richtige Lage einnehmen zu können. Einmal erfaßte mich der Anfall auf einem Dienstritt nach einem Fort in Verona, wo ich eine schwierige Geburtsoperation bei der Frau eines Unteroffiziers vornehmen mußte und stark in Schweiß geriet, während bei der Rückkehr kalter Nebel herrschte. Ich mußte, steif wie ein Stück Holz, vom Pferd herabgehoben werden. Merkwürdigerweise überfiel mich das Leiden nie mehr auf einer Bergpartie.

Daß ich dann gut schlief, ist begreiflich, und den anderen Morgen, dem letzten vor meiner Rückkehr zu den Büchern nach Wien, schmeckte mir das Frühstück, wie wenigemal im Leben. An diese große Schale Kaffee mit »Sterz« aus Heidemehl statt Brot zum Eintunken denke ich manchmal noch heute.

Ich will hier eine kleine Bemerkung einschalten. Es ist merkwürdig, daß man an einzelne Mahlzeiten besonders lange denkt. Ich esse im Hotel Benedikt immer gut, besonders inbezug auf gutes Material und gute Zubereitung. Ich habe oft an vornehmen und reichlichen Tafeln gegessen und ich suche auf Reisen immer nur möglichst teure Restaurants auf, weil man in solchen wohl auch schlecht essen kann, aber in billigen der Gefahr verdorbener Speisen und gefälschter Weine sehr ausgesetzt ist. Und dennoch sind mir durch Jahrzehnte einzelne Mahlzeiten in besonderer Erinnerung geblieben. Dahin gehört zum Beispiel ein Forellenschmaus im Fischerhause am Erlafsee, der Kaffee in Tragöß, ein Dejeuner in der französischen Restauration am Lungarno in Pisa, ein Diner auf Euston-Station in London, ein Fish-dinner in Greenwich, ein Dejeuner im Hotel Louvre in Paris, wobei ich einen selten guten Burgunder trank, und an wunderbar schmeckendes Rindfleisch bei einem vom Kaiser von Rußland den Mitgliedern des internationalen Medizinerkongresses gegebenen Goûter in Zarskoje Selo. Unvergeßlich bleibt mir noch ein Diner, das mir zu Ehren die neapolitanischen Kollegen in einem Restaurant am Posilipp gaben (1871). Es war auf einem Flachdache, auf dem sich ein Glassalon befand. Es waren nicht die ausgezeichneten Speisen und Weine, die mir unvergeßlich geblieben sind, sondern die Szenerie: Ausblick auf den Golf von Neapel; bei Sonnenuntergang auf die wie Alpenglühen leuchtenden Granili, dann hinter ihnen das Auftauchen feuriger Lavaströme am Vesuv und zuletzt eine neapolitanische Volkssängergesellschaft, von der ich zuerst das

»Santa Lucia« hörte und mit einemmal die süße Melodienfülle Rossinis aus der Tiefe des süditalienischen Volksgenius verstand.

Ich bezeichnete in meinem Toast dieses Diner nicht als ein Festessen, sondern als ein Gedicht, welches das höchste Lustgefühl in mir entfesselte.

Das anfangs so bedenkliche Bergfest am Hochschwab, das dann so schön endete, fiel wie die Besteigung des Dachsteins auf den 15. August.

An einem 15. August (1859) sah ich auch zum erstenmal den Markusplatz in Venedig und an demselben Jahrestage im folgenden Jahre war ich auf der Spitze des Monte Baldo am Gardasee mit seinem herrlichen Ausblick. Dadurch ward mir dieser Tag ein besonders werter Feiertag. Die erste Gletscherpartie und der erste Anblick des Markusplatzes aber waren neben dem ersten Anhören von »Fidelio« die drei mächtigsten Ersteindrücke meines Lebens. Ich bin für tiefe Eindrücke auch sonst sehr empfänglich. Ist es mir doch geschehen, daß mich mehrmals Bilder zu Tränen gerührt haben, zum Beispiel der Schrank der heiligen Ursula von Memling in Brügge, das Kölner Dombild, die Bilder von Fra Angelo in der Academia zu Florenz und ein Bild Murillos in Sevilla. Letzteres zeigt das Bild Christi am Kreuze, der seinen rechten Arm herabneigt, um den heiligen Antonius zu umarmen. Dieses Bild verzückter religiöser Extase ist noch imstande, einen Ungläubigen zu rühren.

Eine komische Szene durch eine ästhetische Extase erlebte ich in London. Als ich mit einer Schar Besucher der Westmünsterabtei in die Kapelle Heinrichs VII. eintrat, war ich von dem reizenden Anblick der Architektur so entzückt, daß ich der Begeisterung in einer Ansprache an eine neben mir stehende junge Engländerin, der ich aber nicht »vorgestellt« war, Ausdruck gab. Die Dame hielt mich offenbar für geisteskrank und zog sich scheu zurück.

Der Leser wird verwundert sein, daß ich an diese Ferienbeschreibung so kaleidoskopisch und stillos Fernliegendes aneinandergereiht habe. Wer Erinnerungen nicht an der Hand einer Art von Chronik schreibt, bei dem taucht an der Hand von Schlagworten zeitlich und örtlich Verschiedenes auf. In dem, was er weise verschweigt, zeigt sich der Meister des Stils. Was der Meister aus Weisheit tut, soll der Schriftsteller als Regel befolgen. Aber auch

literarische Sünden schmecken oft süß und ich bitte den Leser, mir meine Geschmacksverirrung zu verzeihen und den stellenweisen Plauderton zu entschuldigen.

An der medizinischen Fakultät 1854—1858.

Es waren äußere Verhältnisse, die mich zur Medizin drängten. Wie bereits erwähnt, setzte ich dabei die mathematisch-physikalischen Studien fort; ich habe selbst einen Teil der nicht sehr leichten Lehramtsprüfung für Oberrealschulen abgelegt, als ich einige Hoffnung hatte, an einer von der Regierung unabhängigen Lehranstalt die Stelle eines Physikers zu erhalten. Der Gedanke an den Seziersaal flößte mir solange Grauen ein, bis ich ihn betrat und das Interesse, in die Werkstätte der Natur Einblick zu erhalten, bald alle Gefühlsvorurteile verdrängte. A priori war keine große Neigung zur Heilwissenschaft vorhanden; die Begeisterung für die Meister, welche damals die Schule vertraten, erzeugte die Begeisterung für ihre Lehren und für den ärztlichen Beruf. Schon die Antrittsvorlesung Hyrtls, zu der sich Studierende aller Fakultäten drängten, war geeignet, das geistige Innere eines jungen Mannes in mächtige Schwingung zu versetzen. Hyrtl war ein Künstler, wenn er sprach, wenn er schrieb und wenn er präparierte. Es sprach eine priesterliche Weihe aus seiner ganzen Haltung, wenn er den Hörsaal betrat; seine Sprache und seine Mimik hatte den Charakter eines künstlerischen Rhetors, der im Moment, in dem er fachlich sprach, auf Begeisterung gestimmt war. Seine jährliche Antrittsrede, rhetorisch ein Meisterwerk, gab der hohen Bedeutung der Anatomie, der medizinischen Wissenschaft und des ärztlichen Berufes schwungvollen und geistreichen Ausdruck. Diese Rede entsprang aus dem tiefen Borne des Gefühls und zwang das Gehirn der Hörer in derselben Weise mitzuschwingen. So künstlerisch gerundet war die Sprache Hyrtls überhaupt auch beim trockensten anatomischen Thema und er fesselte die Hörer, indem er die Details ins rechte Licht ihrer konstruktiven und funktionellen Bedeutung zu rücken wußte. Er war immer klar; bei verwickelten Verhältnissen manchmal auf Kosten des wirklichen Verhältnisses. Hyrtl war ein unübertrefflicher Techniker; der letzte große anatomische Präparator. Er war ein sehr gelehrter, viel belesener Anatom, eigentlich kein großer Denker; Pfadfinder war er nur durch technisches passives und aktives Genie. Er beherrschte

viele Sprachen, war aber nicht naturwissenschaftlich vielseitig gebildet. Noch anziehender als in den Vorlesungen über beschreibende, war Hyrtl in jenen über topographische Anatomie, in der er besonders glücklich die Wichtigkeit der Details für die Chirurgie hervorhob.

Im Privatleben war er ein großer Sonderling. Er führte ein Einsiedlerleben. Er hatte ein großes Einkommen von den Kollegiengeldern, um so mehr, als außer den obligaten fünf Semesterkollegien die meisten Studenten sieben und mehr Semester belegten. Dazu kamen die Rigorosengelder, die Summen Honorare für seine ungemein gekauften Lehrbücher und große Summen für seine kunstvollen Präparate, die aus der ganzen Welt begehrt und brillant gezahlt wurden. Seine persönlichen Bedürfnisse waren minimal. Wenn er ein »neues« Beinkleid brauchte, schickte er den Andreas auf den Trödelmarkt. Bei seinen medizinischen Universitätskollegen war er sehr unbeliebt, und zwar wahrscheinlich, weil er vom Auslande soviel geehrt wurde und bei den Studenten mehr als alle anderen beliebt war. Als er denn doch einmal Dekan werden wollte — eine Würde, die zugleich eine schöne Summe Geldes bedeutete — wurde er »ein«stimmig gewählt; er erhielt nämlich nur seine eigene Stimme. Rektor wäre er durch die Wahl seiner medizinischen Kollegen nicht geworden. Aber die anderen drei Fakultäten bestanden darauf, daß er für das fünfhundertjährige Jubelfest die Wiener Universität vertrete, da vorauszusehen war, daß alle Hochschulen der Welt ihre Abgesandten schicken würden.

Bei dieser Gelegenheit überraschte er die Wiener Gelehrtenwelt durch seine klerikale Gesinnung. Die freisinnigen Professoren wollten das fünfhundertjährige Datum des fürstlichen Stiftsbriefes als Festtag ansetzen; die Klerikalen das Datum der päpstlichen Bestätigung. Hyrtl setzte sich für das letztere Streben ein und setzte es auch durch. Daß Hyrtl mit seiner künstlerischen Pose, seinem Esprit, seinen Sprachkenntnissen, seiner Eleganz glänzend repräsentierte, versteht sich von selbst. Seine Meisterschaft der Mise-en-scène beweist folgende Anekdote. Hyrtl wollte auch eine lateinische Rede halten. Kein Delegierter hatte aber eine lateinische Ansprache vorbereitet. Da bat er den Vertreter der Moskauer Universität darum. Derselbe versicherte, daß er ein sehr schlechter Lateiner sei. Hyrtl gab ihm ein lateinisches Wörterbuch und half ihm nach. Schade, daß Baccelli die römische Universität damals nicht vertrat. Er und Hyrtl hätten Worte gewechselt, an denen Cicero seine Freude gehabt hätte.

Die heftige Gegnerschaft, auf die Hyrtl bei dieser Gelegenheit stieß, mag ihm sein akademisches Leben noch mehr verbittert haben. Seine Lust am Lehren wurde ihm sehr getrübt, als eine zweite Lehrkanzel für Anatomie und eine ganz gleichberechtigte gegründet wurde. Diese Gründung war gerechtfertigt, da zuviel Studierende für eine Lehrkanzel vorhanden waren. Hyrtls Eitelkeit war verletzt. Gewiß spielte auch der materielle Verlust eine Rolle, obwohl das Einkommen auch jetzt noch die Höhe weit übertraf, von der Hyrtl vor Jahren träumen konnte, bevor die Zahl der Mediziner so rasch gewachsen war. Der Kollege, Langer, war übrigens keine Persönlichkeit zum Verlieben. Eine reizende Anekdote, welche für die Gereiztheit Hyrtls charakteristisch ist, möge hier Platz finden. Langer hatte die Gewohnheit, öfters einen Knochen, zum Beispiel ein Schienbein, zum Rigorosum mitzubringen. Er hüllte denselben zum großen Teil in seinen Rock ein und ließ den Kandidaten erraten, welcher Knochen es sei, ob ein rechtsseitiger oder linksseitiger, ob jugendlich oder nicht mehr, ob weiblich oder männlich. Hyrtl parodierte einmal diese Methode und nachdem der Kandidat alles zur Befriedigung beantwortet hatte, fragte Hyrtl mit dem ihm eigenen Pathos: »Und wie hieß der Mann, von dem dieser Knochen stammt?« Diese Verstimmungen bewogen Hyrtl, vor der Zeit des »Muß« sich zurückzuziehen. Er berief sich auf sein schlecht gewordenes Auge.

Bekannt ist seine Feindschaft mit Brücke. Hyrtl hatte durch einen herrlich geschriebenen Artikel im literarischen Beiblatt der »Wiener Zeitung« den Minister Thun auf die Bedeutung der Physiologie, wie sie in der Schule von Johannes Müller in Berlin getrieben wurde, und auf die Bedeutung Brückes aufmerksam gemacht. Ein bedeutsamer Gedanke stieß bei Thun und seinem hochverdienten Ratgeber in medizinischen Angelegenheiten, Ignaz von Nadherny, auf volles Verständnis und Brücke wurde nach Wien berufen. Er baute einen Hundestall, in dem seine operierten Hunde zu heulen beliebten. Dieser Stall befand sich unter den Fenstern von Hyrtl und machten den nervösen Mann hysterisch. Er war schon früher verstimmt, weil Brücke seine Vorlesungen unter dem Titel: »Physiologie und höhere Anatomie« ankündigte. Brücke meinte damit die mikroskopische Histologie. Hyrtl wollte kein »niederer« Anatom sein und sah auch seine Anatomie für keine inferiore an.

Er sann wegen der höheren Anatomie und wegen der heulenden Hunde auf Rache. Die Gelegenheit bot sich bald.

Brücke schrieb seine dialektisch geistreiche Abhandlung über die »Selbststeuerung des Herzens«. Hyrtl ergriff die Gelegenheit, diese Idee auf Grund von anatomischen Präparaten und Injektionen zu widerlegen. Eines Abends trat er in den Lehrsaal und forderte uns auf, in die Akademiesitzung zu kommen. Dort ließ er eine leidenschaftliche Polemik gegen Brücke los und sagte unter anderem, seine Anatomiediener verstünden dies besser als der berühmte Physiologe. Die Szene war ungemein peinlich und Brücke war ja jedenfalls gebunden, da er Hyrtl seine Wiener Stellung verdankte. Als ich einst an einem Fenster des physiologischen Instituts mit Brücke stand und Hyrtl unten in seinem Gärtchen arbeitete, sagte er zu mir: »Der Mann hat mir sehr wehe getan.« Brücke war von den Argumenten Hyrtls nicht überzeugt und durch die geistreiche Dialektik, die er in dieser Streitfrage anwandte, gewann er die »Intellektuellen« unter den Studenten für sich.

Ich sah erst ein, daß Hyrtl recht hatte, als ich es von Karl Ludwig, dem Freunde Brückes, erfuhr. Die unglückliche Unterbringung des Hundestalles zwang Brücke, die Tierversuche aufzugeben, und die nervöse Erregtheit über die Störung machten offenbar Hyrtl zum Feinde der Vivisektionen. Für jene Laien, Heuchler und Schwachköpfe, welche die Vivisektion prinzipiell bekämpfen, ist leider die Autorität Hyrtls ein schwerwiegendes Argument geworden.

Während der Vorlesungen bei Hyrtl fiel mir immer auf, daß er mich fort und fort fixierte. Ich war schon Dozent, als ich ihn einst mit einer Deputation des medizinischen Doktorenkollegiums in seinem Buen Retiro in Perchtoldsdorf besuchte. Da trat er auf mich zu, legte beide Hände auf meine Schultern, sah mir, mich scharf fixierend, in die Augen, küßte mich auf die Stirn und sprach im pathetischen Tone: »In diese Augen habe ich immer hineingeschaut. In ihnen las ich den Enthusiasmus, den Zweifel oder die Ablehnung.« Seine Logik schien mir aber nicht immer die richtige und seine geometrischen Auffassungen oft irrig. Diese Szene verdient gewiß fixiert zu werden. Daß ein Lehrer auf den unwillkürlich angedeuteten Zweifel und die Ablehnung eines Schülers achtete und daß der Schüler trotzdem ein Liebling des Meisters blieb, ist in der Geschichte akademischer Moral fast ein Ereignis. Es ist ein Beweis, wie hoch ich in der Achtung meiner Lehrer stand. Meine Position als Student war in der Tat eine seltene. Ich werde darauf öfters zurückkommen und ich will mir hier den Stoßseufzer vergönnen, daß ich glücklich wäre, wenn ich

heute nach mehr als vierzigjähriger wissenschaftlicher Tätigkeit, der zuliebe ich große materielle und soziale Opfer brachte, in der Fakultät so angesehen und beliebt wäre wie als Student. Mein Gemütsverhältnis zu Hyrtl wurde für einige Zeit getrübt. Er hatte im Jahre 1873 in der Rotunde eine Sammlung ungarischer Räuberschädel ausgestellt. Als ich im Jahre 1875 auf der Grazer Naturforscherversammlung die moderne Kriminalanthropologie gründete — Lombroso erschien erst einige Zeit später auf diesem Arbeitsfelde — schrieb ich an Hyrtl, er möge mir gestatten, diese Sammlung zu besichtigen und zu studieren und er möge mir die Zeit bestimmen, wann ich kommen könne. Ich erhielt keine Antwort. Dies kränkte mich. Ich war aber auch sehr betrübt. Hyrtl hatte nie den kulturhistorisch bedeutsamsten Denker und Forscher, der aus der Wiener Schule hervorging, nämlich Gall, zu schätzen gewußt. Er überschüttete ihn mit Hohn und seine Anschauung ist noch heute, selbst für Professoren in Wien, maßgebend.

Da ich damals gegen eine Welt in Waffen, die besonders in Wien sehr vergiftet waren, zu kämpfen hatte, so schmerzte es mich tief, daß, wie ich annahm, auch Hyrtl ein Gegner meiner Bestrebungen sei. Erst nach einigen Jahren erfuhr ich von seinem gewesenen Assistenten Fridlowsky, den er quasi als Mitglied der Familie mit sich in sein Landheim mitgenommen hatte, daß Hyrtl zur Zeit, als ich ihm schrieb, diese Sammlung bereits nach Amerika verkauft habe und sich schämte, mir dies zu gestehen.

Ich sah Hyrtl noch einmal, als sein Monument — intra vitam — in der Aula eingeweiht wurde. Als ich ihn von der Ferne kommen sah, war ich überrascht. Er trug einen langen Vollbart. Ich kehrte mich sofort um. Ich hörte die letzte Blüte seiner Eloquenz an, begrüßte ihn aber nicht persönlich und sah ihn nicht mehr an. Ich wollte sein so tief in meine Intelligenz- und Gefühlszellen eingegrabenes Bild mit seinem glatten Gesichte und seiner so beweglichen Mimik nicht aus meinem Gedächtnisse verdrängen lassen.

Schon im zweiten Semester hörte ich Physiologie bei Brücke. Er war in seiner äußeren Erscheinung für einen Österreicher fremdartig. Seine rötlichen Haare, sein starres Gesicht, ein ironisch erscheinender Zug um den Mund bewirkten, daß viele Studierende einen »mephistophelischen« Eindruck bekamen. Seine Gemütseigenschaften waren durch seine äußeren Erscheinungen so verdeckt, daß viele den Eindruck hatten, daß er eine kalte Seele

besitze. Er wurde nie »gemütlich« und fand sich überhaupt — ungleich Karl Ludwig, Billroth, Brahms — nie in die Wiener und österreichische Weise hinein. Seine Vorlesungen überschritten das Niveau der gymnasialen Vorbereitung besonders in der Physik, namentlich für die Abiturienten der meisten Provinz- und der nichtdeutschen Gymnasien.*) Auch für mikroskopisches Denken und für mikroskopische Anschauung waren nur wenige vorbereitet.

Von unglaublichem, mir psychologisch noch heute kaum verständlichen Starrsinn war Brücke als Examinator. Stellte er eine Frage, die der Kandidat nicht beantworten konnte, so war er nicht zu bewegen, eine zweite zu stellen. Er saß dem Kandidaten die gesetzliche Viertelstunde starr gegenüber, war taub für die Bitte des Kandidaten und des Dekans und reprobierte unnachsichtig. Als er einst beim Rigorosum ein chemisches Experiment machen ließ und der Kandidat, nachdem er die Spirituslampe entzündet hatte, das Zündholz auf die Erde warf, wollte Brücke nichts weiter vom Kandidaten hören und reprobierte ihn wegen der begangenen Todsünde!

Es zeigt von dem ungeheuren Respekt, den Brücke einflößte, daß es nie zu einer Emeute der Studenten gegen ihn kam. Manche Partien seines Vortrages waren undeutlich, weil Brücke ein schlechter Zeichner auf der Tafel war. Dies gilt besonders von der Embryologie. Ich habe seine Vorlesungen stenographiert und nur weil ich wörtlich die begleitenden Worte zu den Zeichnungen

*) Zwar wurde damals in allen Ländern Österreichs an den Gymnasien in deutscher Sprache unterrichtet. Der Kampf mit der Sprache schädigte aber an vielen Orten die geistige Ausbildung. Ein gewaltsamer Entnationalisierungsversuch, besonders ein plötzlich geübter, führt zu den sonderbarsten Ausgängen. So kam der Auftrag des Unterrichtes in deutscher Sprache auch nach dem stockmagyarischen Szatmár. Lehrer und Schüler büffelten die Lektionen mechanisch und wörtlich. Da examinierte der Mathematiklehrer einen der besten Schüler. Der Lehrer verstand kein Wort von dem, was der Schüler mit großer Geläufigkeit sprach. Aus Angst, sich zu blamieren, unterbrach der Lehrer nicht. Endlich erschienen die erlösenden Worte: Kaiser Karl VI. Da sagte der Lehrer: »Mein Sohn, mir scheint, du sagst deine Geschichtslektion auf.« »Möglich«, antwortete der Knabe. So erzählt von dem betreffenden Lehrer! Se non é vero, é ben trovato, Hoffentlich werden die europäischen Machthaber und führenden Völker endlich einsehen, daß man heute keine national gesinnte Bevölkerung mehr entnationalisiert und daß die Kulturaufgabe eines überlegenen Volkes darin besteht, eine zurückgebliebene Bevölkerung mittels ihrer Sprache auf die Höhe der Kultur zu bringen.

notierte, war es mir möglich, seine Vorträge über Embryologie zu verstehen. Es war dies auch das einzige Kapitel, das ich durchging, als ich mich zum Rigorosum rüstete.

Ich trat bald in engere Beziehung zum Meister. Ich begann sofort die histologischen Übungen bei ihm. Eines Tages schlug er ein mathematisches Kollegienheft, das neben mir lag, auf und rief ganz erfreut aus: »Das ist ja die Entwicklung der Cauchyschen Formel. Entwickeln Sie mir dieselbe; ich war es nie imstande«, setzte er hinzu. Der französische Mathematiker hat nämlich nur die Ansatz- und die Schlußformel veröffentlicht; den Rest überließ er dem Leser, der meist das Überlassene unterlassen mußte. Es war mein Kollegienheft der Vorlesungen von Ettingshausen. Man kann sich denken, mit welcher Lust und mit welchem Stolze ich der Aufforderung nachkam. Ich zweifle, ob ich heute noch die Entwicklung der Formel verstehen würde; fünfzig Jahre Medizin sind ein tiefes Grab für Mathematik. Aber die quantitative Denkungsart hat das damalige Studium zürückgelassen. Als ich später — von der Mitte der siebziger Jahre — mich mit dem gerade für den so komplizierten Schädel gelungenen Nachweise beschäftigte, daß die Natur auch in der Morphologie den Satz Newtons: »Die Natur triebe nichts als Geometrie« befolge, hielt ich über das Thema in einer Wiener medizinischen Gelehrtengesellschaft einen Vortrag und ich äußerte dabei die Sehnsucht, solche Formen mathematisch behandeln zu können. So zum Beispiel wäre ich glücklich, die Rotationskurve einer Wurst — als Teil der Rotationskurve des gespannten Darmes — konstruieren zu können. Da erschallte ein lebhaftes Lachen und ein berühmter Kliniker (B.) lachte am lautesten. Die Herren wußten nicht, daß sie damit den eigenen mathematischen Blödsinn, an dem die große Majorität berühmter und unberühmter Mediziner leidet, bezeugten. Ich weiß wohl, wie man den Ansatz zu dieser Formel machen müßte, aber mein Wissen und offenbar auch meine Begabung reichen nicht zur Entwicklung aus. Ich habe als schriftliche Aufgabe bei meiner Lehramtsprüfung eine ähnliche, viel einfachere Kurve mathematisch konstruiert. Sie benötigte eine dreifache Integration; die hier erwähnte erforderte eine unvergleichlich vielfachere.

Meine Studien haben mich wenigstens vor der innerhalb der Ärztewelt endemisch wütenden mathematischen Trottelosis bewahrt!

Ich trat Brücke durch ein anderes pikantes Ereignis noch näher. Ich arbeitete einmal im Institut und war allein. Da trat ein Fremder ein und bat mich, ihm das Institut zu zeigen. Da sagte

ich ihm: »Gehen Sie hinab in den ersten Stock und treten Sie links durch die letzte Tür von der Stiege in die Wohnung Brückes ein, schauen Sie sich den Mann gut an und Sie haben das Institut gesehen. Hier heroben gibt es nur einige Mikroskope und eine zerbrochene Luftpumpe aus dem instrumentellen Nachlasse des Vorgängers.« Der Fremde entfernte sich und aus dem Raume hinter dem Amphitheater trat Brücke hervor, der das Gespräch mit angehört hatte. »Ja, mein lieber Benedikt«, sagte er, »ich habe nur 600 Gulden Dotation und ich kann es nicht über mich bringen, es wie Hyrtl zu machen, der immer die Dotation überschreitet und Schulden macht und so auf die Regierung einen moralischen Druck ausübt.« — »Warum verlangen Sie nicht mehr?« — »Ja, mein lieber Benedikt, wenn ich das tue, so kommt mein Gesuch in den Reichsrat zur Begutachtung und dort wird es gewiß nicht günstig erledigt.« *) »Sie irren sich«, antwortete ich. »Wären Sie ein Österreicher, so würden Sie vielleicht keinen Erfolg haben. Vor dem Fremden werden die Herren sich schämen. Ich habe mit einigen dieser Herren über die Meister der Schule gesprochen und ich hoffe, sie werden Respekt vor Ihnen haben.«

»Meinen Sie? Glauben Sie, daß ich das Doppelte verlangen kann?« — »Nein. Sie müßten das Dreifache verlangen«, antwortete ich.

Brücke, der allen österreichischen Verhältnissen bis an sein Lebensende mit einer gewissen schüchternen Scheu gegenüberstand, faßte diesmal Mut und reüssierte vollständig.

Ich will hier ein anderes für die Geschichte der Wissenschaft nicht unbedeutsames Gespräch erwähnen, das ich als junger Dozent mit Brücke hatte. Ich beschäftigte mich mit Galvanotherapie, die damals neu und viel verdächtigt war. Sie wurde geschichtlich definitiv von Robert Remak geschaffen. Remak war darob in Berlin von den Matadoren der Wissenschaft geradezu verfolgt. Brücke fragte mich, was ich von Remak halte. Ich sagte ihm, ich halte denselben

*) Dieser längst verschollene »Reichsrat«, aus dem später der »verstärkte Reichsrat« hervorging, war ein Kollegium von Exzellenzen, dem alle wichtigeren, besonders finanziell belastende Akte der Ministerien zur Begutachtung vorgelegt werden mußten. Demselben gehörte unter anderen der später so hervortretende Lichtenfels an. Ich hatte das Vergnügen, einigen von den Herren in der Familie eines Freundes vorgestellt zu werden und über den Glanz und die Größe unserer Fakultät zu sprechen, was damals auch den Gebildetsten noch ziemlich wenig geläufig war.

für einen der genialsten Ärzte der Geschichte. Er sehe, wo niemand sieht, und habe den Mut, die paradoxeste Erscheinung bekannt zu geben und die kühnsten Anschauungen auszusprechen. Ich habe immer die Erfahrung gemacht, daß er richtig gesehen habe und ich hüte mich, die paradoxeste Meinung von ihm a priori zurückzuweisen, obwohl manche von ihnen geradezu ungeheuerlich sind.

Dieselbe Meinung habe ich von ihm in der Histologie und Embryologie gewonnen. Ich habe oft zehn Jahre gesucht, bevor ich seine Angabe bestätigen konnte. Ich war aber immer überzeugt, daß er richtig gesehen und angegeben habe. Wie es mir später gelang, Remak in Berlin auch als Galvanotherapeut zu Ehren zu bringen, werde ich später erzählen.

Das zweite Jahr meiner medizinischen Studien war neben der Physiologie der pathologischen Anatomie gewidmet. Ich saß sozusagen zu Füßen Rokitanskys. Diese mächtige Persönlichkeit imponierte schon durch ihr Äußeres, durch die ziemlich große, breite Gestalt mit dem mächtigen Denkerkopfe auf den Schultern. Als Vortragender war er eine Unmöglichkeit. Noch als die zweite Auflage seines Buches erschienen war, brummte er den Inhalt des Vortrages aus seinem Manuskripte herunter. Er begann gewöhnlich die Vorlesung mit der Phrase: »Wir sind neulich stehen geblieben«, und es passierte ihm auch, daß er die erste Vorlesung im Jahre so begann. Nachdem er sich ausgebrummt hatte, ging es an die Demonstration der Präparate, die als Auslese aus den Sektionen des Morgens vom Diener herbeigebracht wurden. Diese Auseinandersetzungen waren die pièce de résistance der Vorlesung.

Waren nur wenige Schüler bei der Demonstration anwesend, so klagte der Meister mit den Worten: »Ich verlange ja nicht, daß die Herren die Vorlesung anhören, aber bei den Demonstrationen sollen sie da sein.« Der Stil Rokitanskys war sehr eigentümlich. Ich erinnere mich, wie komisch es Ettingshausen fand, als ich ihm einst einen Satz mit allen seinen Eigenschaftswörtern vorlas. Dieser Stil ist aber eigentlich der klassische der pathologischen Anatomie. Rokitansky schildert das Entstehen, die fortschreitende Entwicklung, den Höhepunkt eines jeden Prozesses sowie alle Rückbildungen in einer einzigen Periode. Die Schilderung ist immer klassisch. Die Präzision der Sätze machte, daß die Angabe vieler wichtiger Tatsachen, aus deren Darstellung andere ein Buch gemacht hätten, in einer oder anderthalb Zeilen abgemacht war. Darum wurde so vieles überlesen. Nach dem Erscheinen dieser zweiten Auflage

konnte sich Rokitansky zu keiner dritten entschließen. Er war scheinbar von Virchow vollständig überholt. Rokitansky hat der zellularpathologischen Darstellung eigentlich keine Opposition gemacht. Er hat aber die Lehre, daß aus organischen flüssigen Massen im Körper, zum Beispiel aus Exsudaten Gewebe entstehen, nicht vollständig aufgeben wollen. Er stand damals isoliert. Heute wird die Lehre ihre Auferstehung feiern, da wir heute wissen, daß sogar aus anorganischen Plasmen gewebeartige Formen hervorgehen.

Seine Riesenleistung hat Rokitansky in einem Lokal vollführt, das an Unansehnlichkeit wohl das Ungeheuerlichste bot. Zwei kleine Gemächer mit einem Seziertische, frei in einem Hofe stehend, bildeten die Werkstätte des gewaltigen Meisters und dort wurden alle Sektionen von den Kliniken und Abteilungen gemacht, auch die gerichtlichen. Rokitansky war sehr ungehalten, wenn dort geraucht wurde und jahrelang wurmte es ihn, daß Oppolzer immer bei der klinischen Sektion die brennende Zigarre im Munde hatte und die Korona dem Beispiele des Meisters folgte. Bei einer solchen Gelegenheit erschien Rokitansky. Er ging wie der Löwe im Käfig leise brummend auf und ab. Da platzten endlich die Worte heraus: »Das ist niederträchtig, daß hier so geraucht wird. So, jetzt habe ich mir mein Herz erleichtert, jetzt gehe ich.« Oppolzer geriet in die größte Verlegenheit. Er wandte sich an mich, der neben ihm stand, mit den Worten: »Ihr müßt's halt alleweil rauchen.« Leider sagte ich in meiner Unschuld, ich habe heute gar kein Geld gehabt, mir eine Zigarre zu kaufen.

Rokitansky hatte eine Dame zur Frau, von der mir die Grillparzer-Fröhlichs oft erzählten, daß sie als Mädchen eine ausgezeichnete Sängerin war. Daraus erklärt es sich, daß zwei der Söhne, wie einmal der Papa Rokitansky sich ausdrückte, heilen und zwei heulen. Das durfte der Papa sagen. Der ältere Heuler war der berühmte Bassist, Hans, der freilich auch ein Stück Philosoph war, und der andere galt als guter Lehrmeister in der Musik.

Madame Rokitansky war von der Bedeutung ihres Mannes erfüllt und sie führte ein großes Haus, dem sozialen Ansehen des großen Gelehrten entsprechend. Die ökonomischen Verhältnisse waren dadurch oft getrübt und gerieten in Verwirrung, als der Meister gesetzlich von der Lehrkanzel mit 71 Jahren Abschied nehmen mußte. Da fielen die Kollegiengelder und Rigorosentaxen aus und auch die Revenuen wiederholter Dekanate. Nur die

Referentenstelle im Ministerium mit einer kleinen Rente blieben ihm neben der Pension. Als er starb, mußte die Gesellschaft der Ärzte seine Orden auslösen.

Die ganze medizinische Welt gehörte zu den Schülern Rokitanskys; eigentliche direkte hervorragendste Schüler hat er — mit Ausnahme von Engel und Klob — nicht hinterlassen. Mit Engel war er durch die Schuld der Frau zerfallen. Der Schüler hat eine Bedienstete des Hauses Rokitansky geheiratet und die stolze Gelehrtenfrau wollte das Ehepaar nicht empfangen. An Engel reiht sich eigentlich nur Klob an, der frühzeitig starb. Seinen Nachfolger Heschel kann ich mit wenigen Worten charakterisieren. Als ich nach dem Rücktritte Rokitanskys nach Paris kam, entspann sich zwischen Charcot, der damals als Nachfolger Cruveilhiers den Lehrstuhl der pathologischen Anatomie inne hatte, und mir folgendes Zwiegespräch:

»Qui est les successeur de Rokitansky?«

»Un certain Heschel«.

»Qui est Heschel?«

»Le successeur de Rokitansky.«

Wie hoch Rokitansky den Mann schätzte, der noch bei seinen Lebzeiten sein Nachfolger wurde, geht aus folgender Tatsache hervor: Er hatte mir, als jungem Manne, das Geheimnis anvertraut, daß er das Recht habe, jede Privatleiche auszugraben und davon wichtige Präparate zu entlehnen. Dazu gehörte der Takt und die Autorität des großen Mannes. Beachtenswert ist, daß Rokitansky dieses Recht in der Zeit des Konkordats besaß, während heute die Klerikalen gegen die Ausnutzung des toten Körpers überhaupt wüten. Das ist der Unterschied zwischen einem Frommen à la Leo Thun und fanatischen Laien. Das Privilegium war doch eigentlich kein persönliches, sondern eines des Vertreters des Faches. Rokitansky vertraute offenbar dieses Geheimnis seinem Nachfolger nicht an, er mißtraute offenbar dem Takte desselben und war offenbar auch überzeugt, daß Heschel auch mit dem Privilegium nichts Bedeutendes leisten werde. Das Privilegium wäre überhaupt ganz in Vergessenheit geraten, wenn ich nicht davon vor wenigen Jahren in einer Sitzung des Professorenkollegiums bei einer dringenden Veranlassung gesprochen hätte. Man hielt meine Mitteilung für unmöglich; nur Zuckerkandl, der einige Zeit Assistent bei Rokitansky war, erinnerte sich an eine Ausübung dieses Rechtes, bei dem er behilflich war. Mit dem »certain Heschel« werde ich

mich in einem späteren Abschnitte meiner Erinnerungen noch zu beschäftigen haben. Bei Rokitansky stand ich in gutem Ansehen. Als ich einst als Student den Dekanatssaal verließ, sagte er zu den zurückgebliebenen Kollegen: »Von dem wird die Welt noch viel reden.« Er war es auch, der beim Vorschlag meines Extraordinariats den Antrag stellte, mir nicht nur Titel, sondern auch den »Charakter« zu verleihen. Rokitansky war nicht bloß pathologischer Anatom, sondern auch ein philosophischer Denker und eine Rede in der Akademie der Wissenschaft, in der er die Pflege Kants empfahl, hatte großen Eindruck gemacht. Auch seine Rede m Herrenhause bei Gelegenheit der großen Debatte über die Aufhebung des Konkordats ist denkwürdig. War auch seine Sprechweise nicht die eines großen Redners; seine Reden waren tiefsinnige Denkerarbeit.

Der Kuriosität halber will ich hier eines Konsiliums mit Rokitansky gedenken. Eines Tages erhielt ich von einer Dame aus Moskau die Einladung zu einem Konsilium in einem Hotel, mit der Bitte, auch Billroth und Rokitansky einzuladen. Jeder von uns dachte, es handle sich um eine Geschwulst, zu dem der Chirurg, der pathologisch-anatomische Diagnostiker eingeladen wurde und ich deshalb, weil damals gerade von Newyork aus mit einem Falle von Heilung eines angeblichen Krebses durch Galvanisation Lärm geschlagen wurde.

Wir fanden jedoch eine arthritische Alkoholikerin vor. Den Alkoholismus verdankte die Dame der Moskauer Anschauung, daß die Pferde, der Kutscher und die — Frau eines reichen Kupetz (Kaufmann) dick sein müssen. Wenn eine solche Frau keine Anlage zur Fettsucht hat, hilft sie ihrer Standespflicht durch reichlichen Genuß von Wutki nach. Verwundert fragte Rokitansky beim Weggehen, wie er zu dem Konsilium komme, für das ich übrigens bei der Dame ein ungewöhnlich hohes Honorar für ihn ausbedungen hatte. Im folgenden Jahre kam die Dame wieder und lud mich allein ein. Sie hatte eine Österreicherin als Gesellschafterin bei sich, zufällig die Witwe eines jener Lehramtskandidaten aus Graz, von denen ich bei der Beschreibung meiner ersten Alpenreise Erwähnung machte. Ich bat sie, sub discretione die Dame zu fragen, wieso sie zur vorjährigen Zusammenstellung des Konsiliums kam. Sie antwortete: »Diese drei Namen waren mir bekannt und die lud ich ein.« — Als Rokitansky starb, sollte die Witwe die normalmäßige, ärmliche Pension beziehen. Da machte

ich öffentlich darauf aufmerksam, welchen Wohlstand der Ruf der Wiener Schule für Österreich brachte und daß Rokitansky der Hauptfaktor dieses Ruhmes war. Die Witwe bekam eine höhere Pension und ich schmeichle mir, durch meine Anregung dazu beigetragen zu haben. Wie lange es in Österreich dauerte, bis seine Gelehrten die soziale Stellung, die ihnen gebührt, erreichten, möge die Tatsache illustrieren, daß Rokitansky, auf der Höhe seines wissenschaftlichen Rufes stehend, die niederste Klasse des niedrigsten Ordens — das Ritterkreuz des Franz Josefsordens — bekam. Erst später in der liberalen Epoche erhielt er die Auszeichnungen und die Position als Herrenhausmitglied, die er verdiente.

Die zwei folgenden Jahre gehörten der Klinik. Im ersten Jahre besuchte ich jene von Skoda, Arlt und Dumreicher. Skodas klinische Leistungen laufen parallel mit Rokitanskys pathologisch-anatomischen. Beide Männer sind gar nicht getrennt zu denken. Skoda war zugleich Reformator der Therapie. Vor ihm wütete die Vieltätigkeit bei Heilungsversuchen. Skoda prüfte erst den Verlauf der Erkrankung und stellte die Frage, ob irgendeine Therapie diesen Verlauf ändere. Dabei kam er auf viele Irrtümer und er konnte die wirklichen Leistungen der Behandlung sicherstellen. Wegen seiner vielfachen kritischen Ablehnungen in der Therapie wurde Skoda von vielen des »Nihilismus« in der Therapie und er oft als »Nihilist« bezeichnet. Ich erwähne dies, weil man lange Zeit das Wort als viel später erschienenes und von Turgenief geprägtes hielt. Der Ausdruck war aber in Wien schon anfangs der fünfziger Jahre im Gebrauche. Skoda war ein scharfer Denkmethodiker und beging nie den landläufigen Fehler der Kliniker, aus den bekannten theoretischen Lehren heraus ohne weiteres die klinischen Fragen als gelöst zu betrachten. Er war sich der Lücken des Wissens bewußt und: »Wir sind nicht in der Lage, zu wissen, zu verstehen oder zu erklären«, erschien fast in jedem Satze. Wer die Denkkraft Skodas richtig würdigen will, der lese einen seiner Vorträge, zum Beispiel über Cholera. Man kannte den Krankheitserreger nicht, weder seine Form noch seine Art und seine Biographie. Aber man kannte die Gesetze des Ablaufes der Fälle und der Epidemien. Aus diesen Wirkungen des Agens heraus erkannte Skoda die Gesetze der Infektion. Seine Denkmethode ist mit ihm fast verschwunden. Als vollwichtigen Schüler möchte ich nur Albert bezeichnen und auch mich rechne ich zu den Erben seiner Denkmethodik. Wenn Skoda heute die tolle Therapiejagd mit täglich

neuen Medikamenten sehen würde, es überwältigte ihn das schmerzliche Gefühl, daß seine große Denkarbeit eine vergebliche war.

Ich genoß die Gunst Skodas solange er lebte und immer wieder trat er mit Oppolzer zusammen, um mich akademisch zu fördern und in zahllosen Konsilien, die ich mit ihm später hatte, konnte ich auf die vollste Beachtung meiner Anschauungen und meiner Vorschläge rechnen. Ich will hier einen Fall erwähnen, der mir besonders seine Gunst erwarb.

Als Rigorosant verkehrte ich in einer Familie und ein Kind derselben litt an einem chronischen Darmleiden, das nicht zu beheben war. Der Hausarzt war ein bekannter Dermatolog. Ich machte die Diagnose auf Darmsyphilis, erfuhr, daß die Amme des Kindes infiziert war. Der Hausarzt und die Eltern wollten von meiner Diagnose nichts wissen. Skoda, der herbeigerufen wurde, bestätigte sie und das Kind wurde unter einer durch die Diagnose bedingten Kur geheilt.

Mit besonderem Interesse war ich auf der Augenklinik tätig. Ich nahm als »Ordinarius« soviel Kranke als möglich auf, so daß Arlt mir Reserve gebieten mußte. Er war bei uns sehr beliebt; mein Jahrgang war der erste, den er in Wien unterrichtete und es gingen aus demselben ausgezeichnete Ophthalmologen hervor. Ich nenne Otto Becker, Brettauer und Max Telger. Arlt war eine eigentümliche Erscheinung inmitten der Wiener Schule. Er war eigentlich um eine Generation zurück, da er eigentlich kein Histolog war und daher auch die pathologische Anatomie nicht wissenschaftlich beherrschte. Ebenso fehlte ihm die physikalische und mathematische Bildung, die man in der Zeit von Helmholtz und Donders von einem ophthalmologischen Gelehrten erwarten konnte. Er war ein ausgezeichneter Therapeut, ein virtuoser Operateur, im Gebrauch des Augenspiegels jedoch gegen Jäger zurück. Er war ein Meister in der Krankheitsschilderung bis zur minuziösesten Detailmalerei als höchst humaner Arzt und er gewann die Liebe sowohl der klinischen als der Privatpatienten in nicht gewöhnlichem Grade. Er wußte die Position neben Gräfe und Donders zu behaupten, obwohl er gegen diese beiden bedeutend zurückgeblieben war. Er verteidigte seine anatomische Erklärung der Kurz- und Übersichtigkeit gegen allgemeinen Widerspruch und es zeigte sich schließlich, daß er recht hatte. Er war als Professor redlich bemüht, ausgezeichnete Schüler zu bilden und es gelang ihm auch. Er hatte von dem überlegenen theoretischen Wissen einzelner derselben

Respekt und förderte sie. Sein Äußeres war unansehnlich, so daß er oft für seinen Diener gehalten wurde. Als wir Meister Amerling engagierten, sein Porträt für die Klinik zu malen, war dieser nicht sehr erfreut. Doch wußte der Meister den Ausdruck von Intelligenz und großer Humanität in dem Kopfe zur Geltung zu bringen und der Künstler malte mit Vorliebe die Meisterhände. Bei der Übergabe verglich ich in meiner Rede Arlt mit den Meistern der Brügger Schule, die mit so viel Liebe und Wärme bis zum letzten Detail gestalteten. Arlt gefiel dieser Vergleich, den vielleicht Gräfe und Donders abgelehnt hätten.

Mein Verhältnis zu Arlt wechselte oft. Zum erstenmal in Mißgunst kam ich durch mein theoretisches Rigorosum. Die Frage betraf den grünen Star (Glaukom). Ich schilderte das Leiden so, wie ich prinzipiell bis heute glaube, daß eine Krankheit geschildert werden solle, nämlich von den charakteristischen Symptomen ausgehend. Arlt rutschte hin und her. Er hat in seinem Buche unter a und b die Prodromalsymptome geschildert und ich fing mit c an, um auf a und b später zurückzukommen. Er war ein schwerfälliger Denker und es ist eine Eigenart solcher Männer, daß sie die Art, wie sie sich etwas ausgedacht haben, für die einzig richtige halten. Ich hatte mich für das Rigorosum nicht vorbereitet, da ich mich als Student soviel mit der Sache und dem Buche Arlts beschäftigt hatte. Sonst hätte ich vielleicht daran gedacht, der Eigenheit Arlts Rechnung zu tragen. Er unterbrach den Fluß meiner Darstellung immer wieder, bis der Dekan, der sah, wie gut ich das Thema beherrsche, unwillig wurde und »suffizit« sagte. Arlt war auf mich so böse, daß er einige Zeit meinen Gruß nicht erwiderte. Es lag übrigens noch ein spezieller Umstand vor. Sein provisorischer Vorgänger war ein ganz unfähiger Mensch. Als seine Schüler zum Rigorosum bei Arlt kamen, entsprachen sie schlecht, besonders da sie der pedantischen Art von Arlt nicht Rechnung tragen konnten. Er hatte mit diesen Rigorosanten peinliche Auftritte. Er wollte mit seinen Schülern glänzen und ich war einer der ersten, der an die Reihe kam und nun sprach ich c, a, b und nicht a, b, c!

Seine Gunst gewann ich wieder beim operativen Rigorosum, das ihm eine Überraschung bereitete. Sein Assistent, Dr. Koller, der Gefährte vom Hochschwab, hatte ihm gesagt, daß ich mich im Operationskurs höchst ungeschickt benommen hätte. Und nun führte ich die Examenoperation so glänzend aus, daß Arlt mir auf

die Schulter klopfte und sagte: »Sie können Operateur werden.« Was dieser Ausspruch bei Arlt bedeutete, wußten seine Schüler zu schätzen. Koller machte große Augen. Er frug mich, bei wem ich noch einen Kurs genommen hätte und ich sagte ihm, bei niemandem. Ich erklärte ihm den Sachverhalt. Ich könne von anderen nichts direkt lernen. Wenn ich weiß, was zu machen ist, so mache ich es so lange, bis ich's voll treffe. Den Moment habe er eben nicht beobachtet. Dann stand ich bei Arlt hoch in der Gunst und er unterstützte mich nach meiner Habilitation reichlichst in der Praxis und zog mich mit den anderen Lieblingsschülern zu seinen heiteren Gesellschaftsabenden.

Etwas verstimmt war er schon wieder, als ich ihm das Manuskript einer Abhandlung über elektrische Behandlung der Augenmuskellähmungen vorlegte, zu dessen Veröffentlichung Gräfe mich aufgefordert hatte. Der abrupte Stil, in dem ich die Krankengeschichten schrieb, mißfiel ihm und ich »verstand« den Wink nicht, es anders zu machen. Für lange Zeit verstimmt war er, als ich nach Erscheinen meiner Elektrotherapie (1868) ein Gesuch einreichte, zum Extraordinarius ernannt zu werden. Er war geradezu wütend, als ich anstandsgemäß um die Unterstützung des Gesuches bat. Es war dies ein Novum, während man sonst auf den gnädigen Antrag der Ordinarii warten mußte. Er fuhr mich ordentlich an und ich erwiderte, es stehe ja bei ihm, gegen mich zu stimmen. Er ließ mich nicht fallen, aber die alte Zuneigung kehrte erst kurz vor seinem Tode wieder. Als er schwer krank war, besuchte ich ihn und brachte ihn in seiner traurigen Position zu einem helllauten Lachen. Arlt hielt mich für einen medizinischen Umstürzler. Ich erzählte ihm, daß ich konservativ geworden wäre, da ich den modernen Schwindel mit den ewig neu auftauchenden Medikamenten nicht mitmachen wolle. Diese Erklärung brachte ihn in die heiterste Stimmung. Dazu kam noch eine Liebesgabe. Ich hatte damals von Madeira einen Korb Wein bekommen, der zum Besten gehörte, das ein Weingourmand auf seine Zunge bekommen kann. Ich widmete dem mir sehr teuren Kranken einen Teil davon und er fühlte sich davon erquickt. Ich hoffe, wenn ich ihn nächstens im Olymp begrüße, werde er mich freundlich aufnehmen trotz des c vor dem a, trotz meines abrupten Krankengeschichtenstils und trotz meiner Ungeduld, aufs Extraordinariat bis zu einem Gnadenakte zu warten.

Ein großes Verdienst Arlts war seine Kollegialität gegenüber Stellwag.

Als das Josephinum seiner Auflösung entgegenging, drohte die Gefahr, daß eine Kraft wie Stellwag lahmgelegt werde. Dies ging mir sehr zu Herzen. Es drängte mich, Stellwag eines Abends zu besuchen und ihn zu fragen, was er vorhabe. Er sagte mir, er esse abends seit zwei Jahren nur Würstel; er spare und werde sich mit seiner Pension in ein Dorf zurückziehen. »Da sind Sie ja nicht wert, der Stellwag zu sein«, antwortete ich ihm. »Wenn man ein Buch geschrieben hat, das einen solchen Erfolg gehabt hat wie das Ihre, zieht man sich doch nicht vor der Zeit zurück. Machen Sie es wie Knapp, gehen Sie nach einer der großen Städte Amerikas und Ihre Tätigkeit ist gesichert.« Stellwag hätte gewiß nicht die Energie gehabt, sich eine neue Stätte zu gründen. Da war Arlt der Deus ex machina; er räumte ihm den Platz neben sich auf der Universität ein — eine Edeltat, die nicht oft ihres gleichen hat.

Es wird wohl viele geben, die es für eine exzessive Überspanntheit meinerseits halten werden, daß mir der drohende Verlust Stellwags Kummer machte, ohne daß ich nähere Beziehung zu ihm hatte. Ich habe es sogar weder damals noch je später verziehen, daß er als junger Arzt das Riesenwerk Eduard Jägers, dessen großen ophthalmoskopischen Atlas, schnöde beurteilt hat. Dieses ist ja ein großes Monumentum austriacum und Jäger litt unter dieser großen Leistung, da er einen guten Bruchteil seines kargen Einkommens an die Staatsdruckerei abführen mußte, weil er für die Kosten seines Werkes aufkommen mußte. Ich habe im Doktorenkollegium den Antrag gestellt, eine Deputation an den Unterrichtsminister zu entsenden, um Jäger von dieser Last zu befreien. Ich war Mitglied dieser Deputation und ich fühlte es als einen der schönsten Triumphe meines Lebens, daß diese Bitte gewährt wurde.

Stellwag war ein sehr eigentümlicher Mann und besonders unangenehm war an ihm seine Neigung zur Mißgunst.

Seinerzeit wurde beantragt, Hering aus Prag nach Wien zu berufen und ihm den doppelten Professorengehalt zu bewilligen. Am Morgen, nachdem dieser Beschluß im Kollegium gefaßt wurde — ich war noch nicht Mitglied desselben — hatte ich bei Stellwag zu tun. Er teilte mir den Beschluß mit und war ungeheuer erbost, daß Hering einen solchen Ausnahmsgehalt bekäme. Ich sagte ihm, man solle sich freuen, wenn ein Kollege einen Erfolg habe und besonders ein Theoretiker. Seit dieser Unterredung erkaltete meine Sympathie für den Mann. Er konnte furchtbar nervös werden;

so rannte er mitten in einer Operation in einem Sanatorium davon, als bei einem Lappenschnitte der Kranke sich nicht so ruhig verhielt, wie er es wollte. Charakteristisch für seine Sonderlichkeit war der Vorgang bei seiner Trauung, die mir sein Trauzeuge mitteilte. Zu einer bestimmten Stunde kam er allein zu Fuß zur Kirche, ebenso seine Braut. Den Geistlichen bat er, ganz kurz zu sein und nach vollendeter Zeremonie ging das Ehepaar wieder getrennt nachhause. Bewundernswert war Stellwag als Leser. Er notierte alles sofort in ein doppeltes Exemplar des Zettelkatalogs; der eine enthielt den Namen des Autors und der andere das Schlagwort des Inhalts. So konnte er jeden Moment alles beisammen haben, was ein Autor geleistet hatte und anderseits, welche Autoren über ein bestimmtes Thema geschrieben haben. Wie alle solche Virtuosen des Lesens war er sehr pedantisch. Dem Lesen war eine bestimmte Zeit gewidmet und wenn die bestimmte letzte Minute dieser Zeit vorüber war, so schlug er, wie er mir mitteilte, das Buch mitten im Satze zu.

Das erste chirurgische Kollegium hörte ich bei Dumreicher. Er war ein schöner, eleganter Mann von mittlerer Statur, vollkommen Gentleman, fast Kavalier in seiner Erscheinung. Er war ein ausgezeichneter Lehrer für Studenten, ein höchst eleganter Operateur und von einer peniblen Reinlichkeit. Er hat viele geschickte Operateure erzogen; ein akademischer Meister im Sinne schöpferischer Tätigkeit und Anregung war er nicht. Wie Albert aus seiner Klinik hervorging, ist nicht sein Verdienst; alle großen Qualitäten Alberts besaß Dumreicher selbst nicht. Er war theoretisch ein Laie; charakteristisch für ihn ist, daß er in seiner Doktordissertation die Einführung des Mikroskops in die Medizin perhorreszierte. Eine Qualität lernte ich an ihm schon als Student hoch schätzen; er war ein sehr gewissenhafter Arzt. Er operierte nicht, um zu operieren, sondern nur wenn er zu nutzen hoffte. Zum rücksichtslosen Operateur fehlte ihm die Genialität und die Gewissenlosigkeit.

Ich hatte Gelegenheit, schon als Student seine Gewissenhaftigkeit öfter in Anspruch zu nehmen. Wenn meine Landsleute in einer ärztlichen Angelegenheit nach Wien kamen, nahmen sie gewöhnlich meine Unterstützung in Anspruch. In chirurgischen Fällen waren sie noch Anhänger Wattmanns, des Vorgängers von Dumreicher. Derselbe war ein genialer Operateur, der bereit war, jeden zu operieren, der sich dazu hergab. Ich erklärte meinen Landsleuten, ich gehe mit ihnen zu Wattmann, einer von diesem

vorgeschlagenen Operation stimme ich jedoch nur zu, wenn Dumreicher einverstanden ist, und ich habe durch Dumreicher gewiß vielen das Leben gerettet. Ich werde mich in einem späteren Abschnitte mit Wattmann beschäftigen und ich will hier nur erwähnen, daß er neben der Operiersucht noch an der Spielwut an der Börse litt. Deshalb wurde er 1848 pensioniert und durch Dumreicher ersetzt (1849). Etwas war mir an letzterem unangenehm; er betonte häufig während der Ambulanz die Superiorität der Klinik, respektive des Klinikers, gegenüber den Praktikern. Dieser akademische Hochmut kam in peinlicher Weise bei einer späteren Gelegenheit zum Ausdrucke. Als die Trennung des medizinischen Doktorenkollegiums, das seinen Dekan und einen Gastprüfer zu den Rigorosen schickte, von der Fakultät in Frage war, verfaßte Dumreicher die Denkschrift für die Trennung, welche die Professoren überraschte. Darin verletzte er ohne Not die Ärzte. Dies war uns Jüngeren, welche die Unhaltbarkeit der mittelalterlichen Institution auch einsahen, sehr peinlich, weil wir mit dem Kollegium und seinen hochachtbaren Spitzen auf gutem kollegialen Fuße standen.

Ich werde auf mein Verhältnis zu Dumreicher später bei der Schilderung meiner Dozentenjahre zu sprechen kommen, wenn ich auf meine akademischen Jahre zurückkommen werde.

Im letzten Jahre war ich für Chirurgie bei Schuh inskribiert. Dieser war ein theoretisch hochgebildeter Mann. Die theoretischen Anforderungen an die Kliniker bestanden damals vorzugsweise in der Versiertheit und Verwertung der pathologischen Anatomie. Schuhs Werk über die Geschwülste zeigte, daß er auf der Höhe der Situation war. Er war ein genialer Operateur und seine Vorträge waren gedankenreich. Ich habe jedoch, weil ich nicht daran dachte, Arzt zu bleiben, Schuh geistig nicht ausgenutzt, um so mehr als Oppolzer seine Vorlesungen immer lang über den Beginn des folgenden chirurgischen Kollegs ausdehnte. Schuh war auch ein guter Geiger und in der Konversation geistsprühend und manchmal voll von Ironie. Das nahm ihm einmal ein ungarischer Student sehr übel. Dieser hatte eine ausgezeichnete Krankengeschichte mit starkem ungarischen Akzent vorgelesen. »Bene cecinisti«, rief ihm Schuh zu. Der Schüler, ägriert, antwortete: »Ein andermal werde ich Ihnen etwas pfeifen.«

Oppolzers Klinik war für uns der Lieblingsaufenthalt. Er blieb oft über drei Stunden und hielt es auch an den Samstagen wie an Feiertagen nicht aus und kam auf die Klinik. Er kam nach

Wien nicht durch die Intervention der Fakultät. Nadherny und Leo Thun hatten eingesehen, daß Skoda denkende Ärzte ausbilden kann, aber daß er für die Erziehung von Praktikern nicht der richtige Mann sei. Darum ward Oppolzer ohne Wissen des Kollegiums nach Wien berufen. Man legte ihm Schwierigkeiten in den Weg; der Minister ebnete sie. Er hatte einen olympischen Kopf mit wallenden Haaren. Seine Sinne waren von großer Schärfe, besonders sein Tastgefühl von seltener Feinheit. Er war ein großer Impressionist; der Kranke machte auf ihn sofort einen charakteristischen Eindruck, durch den Oppolzer gleich die entsprechende diagnostische Richtung anschlug. Alles, was mit den Symptomen und dem ganzen Leiden in Zusammenhang war, assoziierte sich blitzschnell in seinem Gehirne und indem er alle Grenzgebiete denkend und sprechend durcheilte, war die richtige Fixierung mit der größtmöglichen Sicherheit gefunden. Dadurch war er so lehrreich für die Schüler. Er war enorm reich an therapeutischen Hilfsmitteln. Sein Gebaren und das Timbre seiner Stimme zeigten von der größten Teilnahme. Die ganze Heilwissenschaft besaß kein Beruhigungsmittel, das mit der Gegenwart Oppolzers und seinem Zuspruche am Krankenbette wetteifern konnte.

Ich will eine hierhergehörige Geschichte erzählen.

Ein Patient, der zu den gescheitesten und vielseitigst gebildeten Menschen gehörte, denen ich im Leben begegnete — ein Tabiker auf spezifischer Grundlage — war wegen einer Augenmuskellähmung von Trousseau zu Gräfe geschickt worden und von Gräfe zu mir. Mir gelang die Kur des Augenleidens nicht und ich rief Arlt zum Konsilium und bewog ihn, eine Operation vorzunehmen. Auch das half nichts. Der Patient quälte uns mit dem Mißerfolge; Arlt wurde nervös, war aufgebracht, daß er durch mich zur Operation verleitet wurde und in dieser erregten Stimmung verließen wir einmal den Kranken. Da riet ich, ein Beruhigungsmittel anzuwenden, nämlich Oppolzer zum Konsilium zu berufen. Oppolzer war über Augenmuskellähmungen gerade nicht sehr informiert, aber dennoch kam er, sprach und siegte.

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich an eine andere Oppolzer-Szene, die sich in demselben Hotel abspielte. Es handelte sich wieder um einen Tabiker, einen türkischen Gesandten aus einer altadligen italienischen Familie. Er berief mich zum Konsilium und ich riet ihm eine Kur in Gastein. Da fragte mich der Kranke, ob Oppolzer französisch verstünde. Er sei gestern bei ihm gewesen,

habe immer nur »oui, oui, oui« gesagt und zuletzt: »à Gastein.« Ich sagte lächelnd: Die französischen klassischen Werke seien nicht von Oppolzer verfaßt.

Oppolzer war sehr tolerant und er ließ die Schüler ihre Gedanken entwickeln. Er pflegte oft zu sagen, wenn ein Schüler und der Professor verschiedener Meinung sind, hat manchmal der Schüler, öfters der Lehrer recht.

Oppolzer war für mich, solange er lebte, ein zweiter Vater und seine Liebe gewann ich, als ich als Student in drei Fällen eine andere Diagnose als er stellte und verteidigte und ich, wie die Nekroskopie bewies, im Rechte war. Dies ist wohl ein seltenes akademisches Verhältnis und beweist die edle Gesinnung des Meisters. Für ihn war Wohlwollen der bessere Teil der Gerechtigkeit. Ich werde in späteren Abschnitten noch oft auf ihn zu sprechen kommen.

Zu den beliebten Meistern jener Zeit gehörte auch Damian Schroff. Er war das Ideal eines Arztes aus der guten alten Zeit, mit seiner würdevollen Haltung, seinem Frack und seinem Stock mit dem goldenen Knopfe. Er tradierte Pharmakognosie und Pharmakologie. Nicht leicht jemand in der Geschichte der Medizin hat so viele Kaninchen vergiftet als er. Er war der einzige unserer Professoren, von dem wir wußten, daß er »fromm« war. Jeder von uns war jedoch gewiß, daß es sich um innere Überzeugung und nicht um Streberei handelt; übrigens war er gegen alle Welt gütig und hilfsbereit.

Unter den Meistern der Wiener Schule müßte ich noch Hebras gedenken; ich hatte jedoch als Student keine Berührung mit ihm und ich werde später auf ihn zurückkommen.

Wir hatten auch Lehrer, die Karikaturen waren. So war der Professor der »Gerichtlichen Medizin« ein besonders zerstreuter Herr. Sein Kollegium war spärlich besucht. Er widersprach doch nie, wenn man ihm bei der Testierung beteuerte, daß man sehr fleißig war. Ein einziger unserer Kollegen fehlte nie und ihm sagte er beim Testieren: »Sie habe ich nie gesehen.« Viel profitiert hat wohl kein Student von ihm; das Fach kam erst durch seinen Nachfolger Eduard v. Hofmann in die Höhe.

Eine tragische Karikatur war der Professor der Geburtshilfe. Er hielt seine Vorlesungen nicht auf der Klinik, sondern in einem gewöhnlichen Hörsaale in der Gewehrfabrik, und zwar zwischen 7 und 8 Uhr des Morgens.

Von 120 Inskribierten kamen höchstens drei in die Vorlesung, und er wartete gewöhnlich bis halb 8 Uhr, bis dieser stattliche Bruchteil der Schüler beisammen war. Er trommelte beim Sprechen mit den Fingern beider Hände auf dem Katheder und sprach in Sätzen, als ob sie für den »Meggendorfer« geprägt worden wären. Ich habe nur die Antrittsvorlesung besucht. Viele seiner Sätze blieben mir im Gedächtnisse. Einen will ich hier mitteilen. »Wenn Sie« — dozierte er — »in eine feine Familie kommen und Sie haben den Verdacht, daß das Fräulein Tochter in der Hoffnung sei, platzen Sie mit Ihrer Vermutung nicht heraus. Fragen Sie die Nachbarin, die weiß alles.«

Er hatte Tausende und Tausende von Müttern auf seinem Gewissen. Solange er die Gebärklinik leitete, wüteten endemische, mörderische Wochenbettfieber und oft kamen nur die »Gassengeburten« mit dem Leben davon. Zur selben Zeit war die zweite Gebärklinik, die dem Unterrichte der Hebammen diente, von diesen Epidemien frei, obwohl beide Kliniken nebeneinander waren.

Sein Assistent Semmelweiß erkannte die Ursache, die Unreinlichkeit der Manipulation. Allein dieser Vorläufer der modernen Asepsis fand kein Gehör und war von allen Seiten angegriffen und verlassen. Man ließ den Unglücksmann weiter wirtschaften und Hekatomben schlachten, bis er die Gnade hatte, zu sterben. Als es sich um seinen Nachfolger handelte, meinte Skoda, man könne nur auf Semmelweiß reflektieren; derselbe wurde »ein«stimmig gewählt; er erhielt nämlich nur die einzige Stimme Skodas. Diese Geschichte ist sehr lehrreich. Ein geistig und sittlich bedeutenderes Kollegium, als das damalige Wiener war, kann man sich kaum denken und doch verzieh es dem Untergebenen nicht, daß er gegen einen so unfähigen und verhängnisvollen Ordinarius auftrat. Es ist betrübend und beschämend, daß der Korpsgeist auch in einem so bedeutsamen Kreise über die höheren Prinzipien den Sieg davonträgt. Hätte es damals eine freie Presse und eine öffentliche Meinung gegeben, dieser klinische Unglücksmensch wäre zum Heile der Menschheit längst vor seinem physischen Ende unschädlich gemacht worden.

Ich habe Semmelweiß als junger Dozent einige Jahre später in Pest aufgesucht. Er hat die Kämpfe und die Kränkungen nicht verwunden und starb relativ früh in der Wiener Irrenanstalt. Seine Glorifikation, die ihm in der Zeit der Asepsis zuteil wurde, hat er nicht erlebt.

Die Teilung der Arbeit zwischen medizinischen und anderen Fächern während meiner fünf Studentenjahre war schon groß genug. Ich konnte aber auf meine literarischen Ideen nicht ganz verzichten. In der Biologie interessierten mich vor allem die Anatomie, Physiologie und Pathologie des Nervensystems. Dieser Stoff assoziierte sich notwendig mit den psychologischen Problemen, die oft in meinem second life auftauchten, und harmonierte mit meiner Vorliebe für Dramatiker. Als literarischer Ausdruck dieser Ideenassoziation waren die beiden im Jahre 1856 veröffentlichten dramaturgischen Studien. Sie erschienen in der literarischen Beilage der »Wiener Zeitung«, die sehr angesehen war und in der zum Beispiel die hervorragenden Juristen Unger, Glaser ihre Gedanken niederlegten. Redakteure waren Eitelberger und der Historiker Lorenz. Ich habe beide Studien in meinem Buche: »Seelenkunde des Menschen« (1895) republiziert.

Die erste Studie betraf die Dramen Grillparzers. Ich habe — ohne die Schwächen zu übersehen — ihre Bedeutsamkeit erkannt und ich habe dem großen Österreicher an der Seite der anderen großen Deutschen den Platz angewiesen. Die zweite Studie betraf die Werke Halms, über den ich äußerte, er wäre ein großer Dichter, wenn er ein bedeutender Mensch und ein bedeutender Menschenkenner wäre. Bei der großen sozialen Stellung, die Halm einnahm, verschnupfte meine Offenheit. Eitelberger bekam wegen des zweiten Aufsatzes eine Nase und mußte eine speichelleckerische Kritik bringen, um die Sünde in einem offiziellen Organ gutzumachen.

Ich hatte damals die kühne Behauptung öfters aufgestellt, daß ich es nicht für richtig halte, daß Shakespeare in der Nacht vor der Schlußkatastrophe den Schlaf Richards III. durch Gewissensbisse stören läßt. Solche geborene Verbrecher kennen kein Reuegefühl. Als ich später einmal einen dalmatinischen Räuberhauptmann — natürlich im Gefängnisse — fragte, wieviel Menschen er umgebracht habe, antwortete er lächelnd, soviel er gekonnt habe. So würde auch Richard III., wenn er nicht zu heucheln brauchte, geantwortet haben. Als ich nach mehr als dreißig Jahren diese Studien wieder las, sah ich zur Überraschung, daß meine kriminalanthropologischen Anschauungen, mit denen ich mich 1875 zu beschäftigen anfing, in den Ideen eigentlich schon 1856 fast fertig vorbereitet waren. Sie hatten in mir geschlummert und sind unter anderen Verhältnissen mit bereicherter Assoziation wieder aufgetaucht.

Ich will hier noch eines musikalischen Ereignisses gedenken. Am Beginne der Universitätsjahre wurde Wagners »Tannhäuser« zum erstenmal hier in Wien, und zwar in einer Arena vor der Lerchenfelderlinie aufgeführt. Alle Solosänger und -sängerinnen und Choristen waren Debütanten. Die meisten waren eigentlich ungeschulte Natursänger mit frischen, teilweise sehr schönen Stimmen. Sie gehörten meist einer verbummelten studentischen Bohème an, in der ein Bekannter von mir verkehrte. Deshalb wußte ich schon durch einige Zeit von den Vorbereitungen. Mit unglaublichem Aufwand von Mühe brachte der Kapellmeister — dessen Name mir leider entfallen ist — eine sehr anständige Aufführung zustande. Hervorragend war nur die Elisabeth, ein Fräulein Fridlowsky, die Schwester des Assistenten Hyrtls. Sie war zwar auch Debütantin, aber eine akademisch gebildete. Ich habe nie wieder eine Elisabeth gehört, die einen so tiefen Eindruck machte. Leider verschwand sie bald aus der Künstlerwelt, wenn ich recht unterrichtet war, durch Hymens Schuld.

Wagner genoß damals kein Ansehen in Wien. Man weiß, wie sehr die damals größte musikalische Autorität in Wien, Hanslick, ihn bekämpfte und der »Spaziergänger« verfolgte ihn mit seiner Satire. Die Aufführung machte den tiefsten Eindruck auf mich und ich besuchte sechs Vorstellungen hintereinander. Schon bei der dritten oder vierten Vorstellung sang der berühmte Tenorist Steger den Tannhäuser und diese Wiedergabe war eine mächtig dramatische. Ich hatte sofort den Eindruck, daß es sich um einen großen Meister handle, der einen neuen Stil anbahnte. Die Schwächen kamen mir auch sofort ins Bewußtsein. Zum Ausdrucke einer gesunden, stürmischen Sinnlichkeit, wie sie die Venusszenen erfordern, schien mir der Komponist das Zeug nicht zu haben. Die Arien der Meistersänger schienen mir so banal, daß sie auch der Chormeister irgendeines Männergesangvereines geschaffen haben konnte. Auch das Lied an den Abendstern imponierte mir nicht besonders; es war nur geeignet, um eine schöne Stimme zur Geltung zu bringen. Aber von den übrigen Partien der Oper hatte ich den Eindruck, daß sie das Werk eines neuartigen Klassikers sind. Seitdem interessierte mich Wagner als Mensch und Meister. Daß er nicht der Meister gesunder, sondern zum Teil perverser Sinnlichkeit sei, bewiesen mir seine späteren Werke. Die Freude an Blutschande, Vergewaltigung und feiler Hingabe kamen, eigentlich ohne alle innere Notwendigkeit, zum

Ausdrucke. Geradezu ungeheuerlich ist es, daß er die Wirkung der Kanthariden zum psychischen Knotenpunkte in »Tristian und Isolde« machte. Ich habe von ihm vor zehn Jahren in meiner Seelenkunde geschrieben, er sei kein Sänger der Liebe, sondern Sänger der Brunst. Daß dieses Wort Flügel bekommen hat, wobei die wenigsten wissen, woher es stammt, beweist, daß es zutrifft. Es fiel mir auf, daß unter meinen Bekannten gerade die Unmusikalischen die größten Wagnerschwärmer waren und daß es Schmöcke gab, welche dieses Nibelungenvierstück für ein Werk großer philosophischer Weisheit ansahen.

Für ethische Denker wird Wagner nie ein Lieblingsheld werden und bekanntlich hat ihn Puschmann in einer Broschüre für geisteskrank erklärt. Moral insanity hat Puschmann genug nachgewiesen. Er hatte unrecht, diesen Zustand zu den Geisteskrankheiten zu rechnen. Er wies bei Wagner auch Größenwahn nach und hielt diesen für pathologisch. Allein Größenwahn ist eine Eigenschaft, welche die Natur in das menschliche Wesen zum Nutzen eines wirksamen Kampfes ums Dasein tief eingeflochten hat. Ist es doch ein unendlicher Größenwahn, wenn jedes Individuum sich als Zentrum innerhalb der Unendlichkeit von Zeit und Raum fühlt. Der Größenwahn enthält eine unendliche normale Breite, die Wagner bei aller Intensität nicht überschritten hat. Daß er Meister, die ihm im Wege standen, durch kritische Verleumdung ad majorem gloriam propriam herabsetzte, um sich besser zur Geltung zu bringen, gehört aufs Konto des moralischen Defizits. Zu einem großen Selbstbewußtsein war ein so bedeutender Mann berechtigt und der Fanatismus seiner Anhänger mußte das natürliche Gleichgewicht stören.

Puschmann glaubte auch pathologischen Verfolgungswahn nachgewiesen zu haben. Allein auch hier war er im Irrtum. An diesem Wahne leiden auch die normalsten Menschen, wenn sie in berechtigter oder unberechtigter Weise sich nicht anerkannt fühlen. Wagner hat sich unter großen Kämpfen durchgesetzt, weil es lange Zeit dauerte, bis sich die Welt in seinen Stil hineinlebte und bis die ausübenden Künstler die Schwierigkeiten seiner Helden überwunden hatten. Wenn er vorgab, es existiere ein geheimer internationaler Bund gegen ihn, glaubte er wohl selbst kaum daran und ebensowenig, daß die Juden daran schuld seien, daß die Hofintendanzen von Berlin und Wien viele seiner Opern lange nicht aufführten. Es war das Bedürfnis, Rache wegen der Mißerfolge

zu nehmen und da hieb er auf Wehrlose ein. Auch dieses Vorgehen ist mehr aufs moralische als auf das intellektuelle Konto zu stellen.

Das Rigorosenjahr (1858/1859) wurde natürlich für Kurse benutzt. Der lehrreichste war für mich der über Experimentalphysiologie bei Karl Ludwig. Ich war schon während der Studentenzeit mit diesem bedeutenden Manne in Berührung gekommen und ich hatte in seinem Laboratorium eine physikalische Versuchsreihe gemacht, die nicht zum Abschlusse kam. Ludwig war einer der hervorragendsten und tiefsinnigsten Vertreter der mechanistischen Anschauung. Ich brachte ihm gegenüber zum wiederholtenmal meine Unbefriedigtheit über dieselbe zum Ausdrucke. Diese mechanistische Schule genoß durch lange Zeit eine solche überwältigende Autorität, daß es überkühn war, ihre Schwächen bloßzulegen. Ich habe meiner biomechanischen Anschauung erst spät (1903) Ausdruck gegeben; sie waren schon damals im Keime vorhanden. Es war auch damals Mode, das Zweckprinzip zu perhorreszieren. Ich hatte aber schon in jungen Jahren die Überzeugung, daß in der Natur alles geschaffen wird mit der geringsten Menge von Energieaufwand, mit dem möglichsten geringsten Teil zweckdienlichster Materie, im kleinsten Raume und im Minimum an Zeit. Nicht ein Zweckbewußtsein herrscht in der Natur, sondern die höchste Zweckmäßigkeit. Die Zweckmäßigkeit als Entstehungs- und Entwicklungsprinzip zur Erklärung heranzuziehen, wurde jahrhundertelang mißbraucht und es mußte eine energische Opposition Platz greifen. Aber diesen Faktor freilich nur bei gehöriger Kritik als Ausgangspunkt zu nehmen, darf natürlich nicht absolut verwehrt sein. Durch diese Überzeugung befand ich mich freilich in Widerspruch mit der damals von den Heroen der Wissenschaft vertretenen Anschauung.

Ludwig war nach Wien als hervorragendster, aber einseitiger Fachmann gekommen; hier entwickelte er sich zum Weltmann und in Leipzig zum Weltweisen. Er hätte es gewiß in späteren Jahren mir nicht so übel genommen wie einmal gelegentlich hier in Wien, daß ich Racine und Molière zu den großen Dichtern zählte; er stak noch ganz in den durch Lessing angeregten Vorurteilen der deutschen Intelligenz gegen die ältere französische Literatur. Lessing hat freilich die genannten Dichter ungeschoren gelassen und nur gegen Corneille und Voltaire gekämpft.

Ich bereitete mich so wenig für die Rigorosen vor — zum Beispiel absolut nicht für die klinischen Fächer, für Physiologie mit Ausnahme der Embryologie etc., daß ich Zeit gewann, in der Familie von Dr. Jaques zu hofmeistern. Ich machte damals im Hause seiner Schwester, deren Kinder ich unterrichtete, Bekanntschaft mit Bauernfeld und Johann Nepomuk Berger.

Der Neujahrstag 1859 spielte in meiner Geschichte der folgenden Jahre eine große Rolle. Ich war sofort durchdrungen, daß es in Italien zum Kriege komme. Ich hatte bis dahin entschieden an dem Plane festgehalten, nach Erlangung des medizinischen Doktorhutes nach Berlin zu gehen und dort Physik zu treiben. Um nun die Mittel dazu zu verschaffen, schrieb ich ein Lehrbuch der Physiologie, besonders ad usum der Brückeschüler, denen noch kein Lehrbuch des Meisters zur Verfügung stand. Ich fand auch einen Verleger. Der Ausbruch des Krieges verhinderte die Veröffentlichung und das Manuskript ist infolge längerer Abwesenheit von Wien in Verlust geraten.

Die Pariser Neujahrsrede gab meinen Bestrebungen eine andere Richtung. Ich hielt es für die größte Ungerechtigkeit gegen die Armee, daß die Mediziner und Ärzte militärfrei waren. Ich hielt es deshalb für die Pflicht eines jeden Arztes, als Volontär in die Armee einzutreten und da für mich eine moralische Verpflichtung für gleichbedeutend mit Erfüllung derselben organisch verknüpft war, so war ich entschlossen, den Feldzug mitzumachen. Ich nahm Operations- und Verbandskurse, um gut vorbereitet zu sein, und beschleunigte meine Prüfungen auch aus der Chirurgie.

Ich meldete mich sofort als freiwilliger Oberarzt. Die Geschichte meines Eintrittes in diese Karriere, welche eine reiche Fülle von Ereignissen hatte, die allgemeines Interesse besitzen dürften, werde ich im folgenden Abschnitte schildern.

Eine Studentenbiographie, besonders eines Mediziners, soll nicht abschließen, ohne daß von der Studentenkrankheit gesprochen werde. Besonders Mediziner leiden häufig an Krankheitswahn (Hypochondrie). Gewöhnlich ist es ein Leiden, mit dem der Studiosus sich mit Vorliebe beschäftigt. Natürlich war bei mir Angst vor einem Nervenleiden — Rückenmarksdarre — vorhanden, besonders wenn mir einmal ein Arm oder ein Bein »einschlief«. Ich tröstete mich damit, daß dieses Leiden erst ums 35. Lebensjahr herum auftrete, ich also noch ein Dutzend Jahre vor mir habe. Außerdem befiel mich manchmal eine Schwermut, die mit der Unsicherheit

der Zukunft zusammenhing. Sie dauerte zwei bis drei Wochen und verschwand immer ganz plötzlich von selbst. Solche kleine Anfälle verfolgten mich bis ins 30. Lebensjahr; sie überfielen mich merkwürdig oft im Theater oder auf belebten Promenaden. Von einem schwereren Anfalle während meiner Militärdienstjahre werde ich später berichten.

IV. Beim Militär.

Juli 1859 bis Dezember 1861 und 1866.

Trotz aller Beschleunigung wurde ich erst am 21. Juni zum Doktor der Chirurgie promoviert, also drei Tage vor Solferino. Ich meldete mich sofort zum Eintritte in die Armee. Ich stieß dabei unerwarteterweise auf Widerstand. Der Regimentsarzt, der mich untersuchte, fand mich physisch zu schwach für den Feldkriegsdienst. Als ich dies Oppolzer meldete, gab er mir einen offenen Zettel und empfahl mich dem Chefarzt der Armee — es war damals nur ein Arzt mit dem Range eines Generals — als »einen der Besten aus seiner Schule«. Es wurde der Befehl gegeben, mich anzunehmen und mich meinem Wunsche gemäß zu einem Feldaufnahmsspital auf dem Kriegsschauplatze einzuteilen. Bis ich nach meiner nächsten Bestimmung nach Verona kam, war bereits der Waffenstillstand von Villafranca geschlossen; die Tätigkeit der Ärzte war natürlich noch auf dem Höhepunkte. Man gelangte damals nicht so rasch nach Verona. Volle 24 Stunden wurden bis Nabresina verbrodelt. Zwischen Nabresina und Mesto gab es keine Bahn und bei der ungeheuren Erschöpfung der zum »Vorspann« verwendeten Tiere dauerte der Weg zwischen den zwei genannten Orten fast zwei Tage. Als ich mich in Verona meldete, wußte man den Aufenthaltsort des Spitals nicht. Nach mehreren Tagen gelang es mir, diesen Ort zu erfahren. Beiläufig in der Mitte der Luftlinie zwischen Verona und Vicenza lagerte das Spital in einem Schlosse am Fuße jenes Gebirgszuges, der als Ausläufer der Alpen sich in die venezianische Ebene herabsenkt. Ich freute mich, endlich in Aktivität treten zu können. Wie war ich überrascht, als ich bei meiner Ankunft die Ärzte, die Offiziere und Beamten des Spitals gemütlich an einer langen Tafel beieinandersitzend fand. Das vergessene Spital

hat während des ganzen Feldzuges keinen Kranken gesehen. Die Kollegen bemerkten es mißliebig, daß ich am anderen Tage nach Verona zurückeilte und die Sachlage dem Chefarzt der zweiten Armee, Herrn Oberstabsarzt Hassinger, meldete. Darauf bekam das Spital Marschbefehl nach Vicenza und nach einem Biwak während der nächsten Nacht erreichten wir am zweiten Tage die Stadt Palladios und das Spital wurde in seinem alten Kloster aufgeschlagen. Da gab es sofort schwere Arbeit. Ich führte die interne Abteilung, in der besonders viele Fälle von Dysenterie und eine Art von Hungertyphus waren. Beide Leiden waren durch die schlechte Verpflegung während der anstrengenden Märsche und Kämpfe entstanden. Ich fühlte mich bei der Arbeit glücklich und das lebhafte militärische Leben, der Reiz des Lebens in einer italienischen Stadt mit seinen zahlreichen glänzenden Bauten füllten die wenigen Mußestunden glücklich aus. Das Landschaftsbild Vicenzas ist zudem ein reizendes. Vom Monte Berico, in dessen Kirche das berühmte Bild — die Hochzeit von Kana — von Veronese hängt, hat man einen weiten Ausblick über die Enganeen auf der einen, auf die blühende Ebene und die Vorgebirge der Alpen auf der anderen Seite. Die am Fuße des Berges liegende berühmte Villa des Palladio war zwar von Kroaten arg zugerichtet, bot aber architektonisch noch ein schönes Bild. Das Theater von Palladio, das nur noch ein Analogon in Parma hat, befriedigte vollständig die Sehnsucht, welche die Lektüre der italienischen Reise von Goethe erregt hatte. In einer Arena vor dem Tore wurde sogar Komödie gespielt und ich erinnere mich mit Interesse des wahnsinnigen Jubels des italienischen Sonntagspublikums, als in einem Effektstücke: »Die Mysterien von Mailand« eine Unschuld gerettet wurde.

Dieses glückliche Gleichgewicht der Gemütsstimmung, das aus der Befriedigung an einer reichlichen Tätigkeit und aus Kunst- und Naturgenuß hervorging, wurde nach wenigen Wochen peinlich gestört. In demselben Spital war einer jener Zöglinge des Josephinums tätig, die am Ende des fünften Jahrganges als Oberärzte in die Armee eingereiht wurden. Derselbe spekulierte, daß er, wenn er unter den ersten nach Wien zurückkäme und seine Prüfungen ablegte, werde er an der Rangordnung vor den anderen 50 Zöglingen profitieren. Er drängte daher den Chefarzt des Spitals — einen alten Schwachmatikus — um die Auflösung des Spitals einzukommen, da die »Zuwächse« einige Tage geringer als der Abgang

waren. Merkwürdigerweise wurde diesem Begehren Folge und einem anderen Feldspital der Auftrag gegeben, das Spital zu übernehmen.

Ich bat den Chefarzt der Armee, mich zum neuen Spital zu kommandieren, damit ich die Abteilung behalten könne. Zugleich bat ich um einen Tag Urlaub, um nach Padua zu gehen. Ich machte meine Morgenvisite und ging dann auf den Bahnhof. Ich hoffte abends die neue Ordnung anzutreffen. Vom Bahnhofe holte mich ein feldärztlicher Gehilfe zurück. Es sei im Spital eine arge Verwirrung und Streit ausgebrochen. Als ich zurückkam, stritten beide Kommandanten und Chefärzte. Diejenigen, welche übernehmen sollten, hatten kein Material zur Verfügung und die bisherigen Chefs erklärten, sie hätten Befehl und werden die Räumung vornehmen. Da erklärte ich, ich wolle das Spital für das Interregnum auf meine Verantwortung übernehmen. Kaum war das unvorsichtige Wort über meine Lippen gekommen, als die neuen Chefs das Spital verließen. Als ich zur Nachmittagsvisite kam, lagen die Kranken auf der Erde und man hatte ihnen sogar die Kopfzettel weggenommen, so daß viele starben, ohne daß ich ihre Namen angeben konnte.

Ich lief an demselben Tage und noch durch einige Tage zu den kompetenten Behörden und meldete das Entsetzliche. Ich wurde immer vertröstet, ohne daß Abhilfe geschaffen wurde. Ich war mit einigen feldärztlichen Gehilfen allein, während der Krankenstand auf zirka 500 anwuchs, und ich konnte nur erreichen, daß nicht auch die Küche und die Apotheke geräumt wurden. Ich glaube, es war am dritten Tage abends, als ein neuer Zuzug von 300 Kranken angemeldet wurde. Wieder bat ich bei der zuständigen Stelle um Abhilfe und erhielt nur vage Vertröstung. Da faßte ich einen Entschluß. Ich ging ins Offizierskaffeehaus. Dort saß eine Reihe von Generalen und unter ihnen — an der Distinktion erkennbar — ein Feldzeugmeister. Ich meldete ihm in bewegten Worten die Tatsache, die ich als einen Skandal bezeichnete, der inmitten einer verlorenen Schlacht nicht vorkommen sollte. Der hohe General beruhigte mich. Ich hatte das Richtige getroffen. Um Mitternacht erschien bereits eine hohe Kommission zur Feststellung der Tatsache und zur Morgenvisite war alles in Ordnung.

Zugleich erhielt ich einen neuen, ehrwürdigen Chef, den Regimentsarzt v. Vitschenthal, den ich im Verlaufe dieser Mitteilungen noch öfters zu nennen Gelegenheit haben werde.

Einige Tage darauf erhielt ich eine Vorladung aufs Platzkommando. Ich dachte, es werde sich um irgendeine Formalität handeln. Ich hielt gegen fünf Stunden — bei einem Krankenstande von 800 — von 6 bis 11 Uhr Visite und ich hatte die Vorladestunde längst überschritten, als ich mich einfand. Im Vorzimmer traf ich den Regimentsarzt, der die Übernahme verweigert hatte. Er sagte mir, daß ich vorgerufen bin, um mich wegen der geschilderten Vorgänge zu verantworten. Als ich eintrat, saß eine Reihe von Stabsärzten um einen langen Tisch und die Ansprache des Präsidenten lautete wirklich so, als ob mich eine Schuld träfe. Ich antwortete ruhig, ich sehe mich nur formal als Angeklagter an; es handle sich offenbar nur darum, die Sachlage durch mich aufzuklären. Ich schilderte nun die Vorgänge mit möglichster Schonung der Personen. Als ich geendet hatte, erhob sich der Präsident — Oberstabsarzt Peter — und dankte mir im Namen der Kommission in wärmsten Worten. Die Sache lief auch für die Schuldigen glimpflich ab. Der Vorfall wurde auch ans Kriegsministerium gemeldet. Wie mir von befreundeten Generalstäblern mitgeteilt wurde, erschien mein Name nicht in den Akten. Da ich nur aus Pflichtgefühl gehandelt hatte, ließ mich diese Ignorierung kalt. Charakteristisch ist dieses Vorgehen jedenfalls. Eine Pflichterfüllung ohne Auftrag und ohne Einhaltung des Instanzenganges wird höchstens gnädig ignoriert und soll daher zur Abschreckung dienen. Dieser »ärarische« Geist, der sich vor jeder selbständigen Verantwortung hütet, hat in der Kriegsgeschichte Österreichs manche Schlacht verlieren lassen. Sich schwer gegen die Gebote der Pflicht zu versündigen, wenn man einen formalen Entschuldigungsgrund hat, wird hingegen gemütlich und nachsichtig behandelt.

Während des weiteren Dienstes unter Vitschenthal ereignete sich ein Moment, der einen wahren Chok auf meine medizinische Intelligenz ausübte.

Als ich einst meine Visite beendet hatte und durch die Zimmer zurückkehrte, traf ich in einem meinen Chef, der die Abteilung revidierte. Er hob überall die Decken ab, um die Reinlichkeit zu untersuchen. In einem Bette eines Typhuskranken fand sich eine Verunreinigung. Er zeigte mir dies, gleichsam als stillen Vorwurf, daß ich es übersehen hatte. Dies machte mich stutzig. Auf der Universität hatten wir kein Wort über Hygiene, Reinlichkeit und dergleichen gehört. Ich sah aber sofort ein, daß Reinlichkeit wichtiger als strenge Diagnose und gelehrte Therapie sei. War ich früher

etwa geneigt, auf die Feldärzte der älteren Generation mit Hochmut herabzusehen, so ward mir sofort klar, daß besonders bei Krankenmassen die hygienischen Maßregeln in erste Reihe zu setzen sind. Ich dankte in meinem Innern dem schlichten, edlen Manne für diese Belehrung. Zur selben Zeit hat das von Oberstabsarzt Kraus aufgestellte Prinzip der raschen Evakuierung der Spitäler Tausenden das Leben gerettet.

Im Herbste wurde ich beim Abrücken des Kommandos der zweiten Armee nach Laibach mitgenommen und dort in ein Spital — bei St. Peter — kommandiert. Ich hatte dort einen Chef, einen Italiener, der über ein mächtiges Organ verfügte, schlecht deutsch sprach und schrieb. Als ich ihm einmal ein Zeugnis vorlegte, in dem es hieß, der Mann »erscheint« als invalid, sagte er: »Nichts scheint, in einem Zeugnisse muß sein: ist.« Ich mußte ihm erklären, daß der Ausdruck ein positiv behauptender ist. Einmal ging er auf einige Tage auf Urlaub. Als ich bei der Abendvisite in einem hinteren Zimmer war, hörte ich seine mächtige Stimme aus dem ersten Zimmer. Ich ging ihm entgegen. Er schloß gerade die Tür und sagte mir, der Wärter darin ist ein braver Kerl. Als ich ihn fragte, warum er ihn so angeschrien habe, sagte er: Beim Militär müsse man immer schreien. Das war nicht bloß das Prinzip dieses Mannes. Ich habe später einen Kavallerieinspektor gekannt, einen hohen militärischen Würdenträger aus hoher Familie, dessen niedere Intelligenz ich als Arzt zu beobachten Gelegenheit hatte, der, wenn er vor der Truppe erschien, auch ganz ohne Grund, immer so schrie, daß selbst die Pferde hysterisch wurden.

Landeskommandierender war Feldmarschalleutnant Marengi, ein hochgebildeter, feiner Mann. Als er einmal ins Spital kam, tadelte er, daß trotz der rauhen Herbstluft alle Fenster offen waren. Ich erklärte ihm — die Kranken litten fast sämtlich an Dysenterie — daß es besser sei, der eine oder der andere bekäme einen leichten Rheumatismus, als daß sie in verpesteter Luft lägen. Er akzeptierte mein Argument und schrie nicht. Ebenso tolerant liebenswürdig zeigte er sich auch bei anderen Gelegenheiten, bei denen ich seiner Meinung und Anordnung Argumente, die er anerkannte, entgegenhielt.

Eines Tages merkte ich einen Unfug im Spital. Der Wechsel der Kranken war oft sehr groß und die Transporte kamen oft spät abends. Ich ordnete für alle ganze und halbe Portionen an. Wenn ich am anderen Morgen sah, daß die Kranken diese Kost nicht vertragen werden, setzte ich sie auf »Diät« und ließ die Portionen an

jene verteilen, die inzwischen gekommen waren und für deren volle Verpflegung für den Tag nicht vorgesehen war. Da ertappte ich einen Unteroffizier dabei, wie er die gestrichenen Portionen notierte. Diese waren verrechnet und wenn sie nicht verabreicht wurden, war das ein Profit für gesunde Taschen. Es war das erstemal, daß ich auf unehrliche Manipulation im Dienste stieß. Mein geradezu mimosenhaftes Ehrlichkeitsgefühl wurde im höchsten Grade verletzt, um so mehr, als dabei direkt das Interesse meiner Kranken geschädigt wurde. Daß es sich dabei nicht um ein zufälliges und individuelles Verschulden handelte, sondern — si licet verbum — um eine Sitte, erfuhr ich bei meiner Naivität in solchen Dingen später. Ich werde im weiteren Verlaufe erzählen, wie das Studium dieser »Sitte« für mich geradezu zu einer offiziellen Mission wurde und wie ich überall und zu jeder Zeit mit Energie gegen die Korruption, ohne Rücksicht auf die soziale Übermacht, mit der ich zu kämpfen hatte, auftrat.

Der Herr Kommandant des Spitals sann auf Rache. Auf meiner Abteilung waren zwei jüdische feldärztliche Gehilfen beschäftigt, die mit dem größten Eifer arbeiteten. Diese schwärzte der Herr Hauptmann bei einem visitierenden Stabsarzt als »Faulpelze« an. Derselbe herrschte die beiden streng an. Da erklärte ich, daß der Herr Stabsarzt mich als den Vorgesetzten befragen sollte. Ich bezeuge, daß die beiden äußerst brav im Dienste seien und daß derjenige, der sie anschwärzte, ein Verleumder sei. Der Herr Hauptmann wurde rot und bleich und die beiden jungen Leute waren gerechtfertigt. Ich hörte später, daß der Hauptmann in Linz wegen eines Strohunterschleifes entlassen wurde.

Laibach mochte für den Nichteinheimischen den Eindruck einer deutschen Stadt machen. Der Bürgerstand sprach und verstand Deutsch; es gab ein deutsches Theater und selbst die Spitzen der slowenischen Partei waren nichts weniger als deutschfeindlich. Mancher Österreicher dürfte jedoch auch in Laibach die Entdeckung gemacht haben, daß es Slowenen gibt.

Solange in Österreich das blödsinnige Unterrichtsprinzip herrschen wird, daß diejenigen Bevölkerungsschichten, die für den Staatsdienst erzogen werden, von allen Gaukämpfen von Latium und Hellas genau unterrichtet sein müssen, aber von den Bewohnern und der Spezialgeschichte ihres Vaterlandes so wenig als möglich wissen sollen, solange werden berechtigte Ansprüche von Bevölkerungsteilen als neuerfundene, unberechtigte Forderungen an-

gesehen und zurückgewiesen werden. Darum ist auch die parlamentarische Geschichte bei uns eine so traurige geworden. Aus diesem Chaos heraus aber dringt heute die Erkenntnis von der Zusammensetzung des Reiches und der Geschichte der einzelnen Teile ins allgemeine Bewußtsein und aus diesen scheinbar verworrenen, aber in der Tat entwirrenden Verhältnissen heraus wird ein auf Völkerfrieden beruhender neuer Aufschwung entstehen.

Meine erste Kundschaft von den Slowenen erhielt ich im physikalischen Kabinett in Wien. Ein bedeutender Kollege, der diesem Stamme angehörte, sprach von seinen Konnationalen und — daß sie auch einen modernen nationalen Dichter aufzuweisen haben. Es war dies Stefan, der bald darauf berühmte Physiker. Er war auch seinem Kopfe und Körperbaue nach ein echter Slowene. In Italien hatte ich das Laibacher Hausregiment kennen gelernt, das zu den stattlichsten Infanterieregimentern der Armee gehörte. Der Slowene hat mit dem serbo-kroatischen Volksstamme die südslawische Kopfform gemeinsam, ist gewöhnlich groß gewachsen wie der Serbe, aber meist breitschultriger.

Wie wenig 1859 der nationale Gegensatz in Laibach herrschte, möge folgende Anekdote zeigen. Zu einer Festvorstellung im Theater wurde ich von der Familie, bei der ich wohnte, in eine Loge eingeladen. Vor dem Beginne der Vorstellung trat ins Parterre ein Mann mit langen blonden Haaren ein mit einem auf Künstlerschaft zielenden Eindrucke. Ich fragte, ob dies Dr. Costa sei. Sie bejahten dies und sie fragten mich erstaunt, wieso ich es erraten habe. Ich klärte sie auf. Der Eintretende machte auf mich den Eindruck eines lyrischen deutschen Dichters. Zur Zeit, als der Kaiser in Krain war, erschien ein Bändchen lyrischer Gedichte, die ich zufällig in die Hand bekam und ich erinnere mich an den Namen des Autors: Costa. Ich traf mit Costa bei einer echt deutschen Veranlassung zusammen; es war die Zentenarfeier der Geburt Schillers. Es wurde von Costa und den anderen späteren Führern der nationalen slowenischen Bewegung ein feierliches Bankett veranstaltet. Ein Zirkular verbot den Trägern des goldenen Portepees, dieser Feier beizuwohnen. Ich unterschrieb dieses Zirkular nicht, um später allenfalls die Notlüge vorbringen zu können, daß ich es nicht gelesen habe. Ich war nämlich entschlossen, der Feier beizuwohnen. Die hohe Regierung hatte zum Bankett einen Gendarmerierittmeister — aus einer bekannten angesehenen Wiener Familie stammend — geschickt, wahrscheinlich um rechtzeitig eine Revolution zu ver-

hindern, die bei dem Bankett ausbrechen könnte. Ich nahm, der Verächter der Verordnung — in Uniform — neben diesem liebenswürdigen Wächter des Gesetzes Platz. Nacheinander toasteten drei Führer der Slowenen auf den großen Dichter. Als dritter der Landestierarzt auf Schiller, den Arzt. Da verlangte ich das Wort und toastete auf Schiller, den Juristen, der für die ewigen Menschenrechte glühend eingetreten sei.

Der Rittmeister dürfte keine Anzeige von meiner Anwesenheit und Rede gemacht haben und trotzdem in der »Laibacher Zeitung« davon die Rede war, blieb ich unbehelligt. Als die politische Bahn für selbständige nationale Bestrebungen frei wurde, traten die genannten Herren in den Vordergrund. Sie begingen, wie ich glaube, den großen Fehler, statt die serbo-kroatische Schriftsprache zu akzeptieren und das Slowenische als Dialekt zu pflegen, letztere Sprache zur Schriftsprache zu wählen. Dadurch haben sie, nach meiner Ansicht, die kulturelle Erhebung ihres Volkes mindestens sehr erschwert.

In Laibach zog ich mir ein schweres Leiden zu, nämlich Gesichtsschmerz (Tic), der mich sogar nötigte, auf der eigenen Abteilung als Patient Zuflucht zu suchen. Ich kam sehr herab und ging auf Urlaub nach Wien, wurde dann bis Neujahr im Garnisonsspital Nr. 1 verwendet und zu Neujahr (1860) nach Verona transferiert, und zwar im Stande eines Artillerieregiments.

Ich wurde im Regiment sehr gut aufgenommen und mein Verhältnis zum Offizierskorps durch alle Chargen und mit den Kollegen im Regiment war ein vorzügliches, besonders mit dem Chefarzte Dr. Demmel, der bald darauf den Regimentsarzt bei meinem Eintritte ins Regiment ablöste, und dieses Verhältnis hielt ungetrübt an, bis ich das Regiment verließ.

Das Offizierskorps interessierte mich sehr. Noch die älteren Oberleutnants stammten aus dem »Bombardierkorps«, einer speziell österreichischen Institution. Es rekrutierte sich aus Bauern- und Handwerksburschen. Die Talentierten wurden ausgesucht und zu wissenschaftlich vollständig ausgebildeten Artilleristen erzogen. Natürlich war dies nur bei einer achtjährigen Dienstzeit möglich. Es wurde ihnen aber der gemeine Dienst nicht geschenkt und die verabsäumte Schulzeit mußte durch Privatfleiß nachgeholt werden.

Daß bei dieser Lebensweise ein großer Prozentsatz während der Dienstzeit zugrunde ging, versteht sich von selbst; den Rest

bildeten Naturen von Stahl und Eisen, ideale Soldaten, kaltblütige Helden. Meine erste Bekanntschaft mit diesem Korps machte ich in den ersten Gymnasialjahren. Ein Enkel des berühmten Baron Smola, der als Artilleriekommandant einen so erheblichen Anteil an dem Siege bei Aspern hatte, war mein Schulkamerad und sein Vater Oberst in der Waffe seines Vaters. Ich war oft bei dem Schulkameraden in der Artilleriekaserne zu Besuch; ein Bombardier führte den jungen Baron Pepi täglich in die Schule und aus derselben. Er ging als junger Offizier als letzter des Stammes zugrunde. Diese alten Bombardiere hatten sich 1859 bewährt und bewährten sich auch 1866, dem letzten Feldzuge, an dem sie teilnahmen. Ihre eiserne Natur bewahrten die Bombardiere auch als Zöglinge von Bacchus. In Wien war das Sprichwort: Wenn man einen echten, guten Tropfen genießen wolle, müsse man den Bombardieren und Fiakern nachgehen. Von der Leistungsfähigkeit konnte ich mich im Regiment überzeugen. Der Major mit einem riesigen Körperumfange trank jeden Vormittag ohne äußere Merkmale 40 Ghattos Rotwein. In den ersten Wochen meiner Anwesenheit im Regiment luden mich die Herren zum »Rapport«, das ist zum Frühschoppen in den »Rittersaal«. Das war ein alter kleiner Palazzo in der Nähe der Ponte Nave, mit einem Balkon an die Etsch hinaus. Da gab es einen Wein, welcher den Schützlingen der heiligen Barbara mundgerecht war. Ich trank zwei Ghattos und war damit an der absoluten Grenze meiner Kapazität angelangt. Unter Spötteleien verließ ich das Haus. Mein Regimentsarzt hielt es bis sechs Uhr abends aus; um diese Zeit wurde er ohnmächtig nach Hause gebracht. Die Offiziere setzten die Libation bis zum anderen Morgen fort. Die Unteroffiziere führten ihnen dann die Pferde vor und sie bestiegen dieselben, um von der Weinstube zum Exerzieren auszurücken. Unter den Offizieren war ein einziger — der Kommandant des Fort Heß — der sich öfters im weinseligen Zustande befand. Zum Unglücke war ihm ein junger Leutnant der neuen Schule zugeteilt. Diesen hielt der genannte Hauptmann einmal im Restaurationsgarten »Bauer« frei. Ich wollte mich gerade vom Souper entfernen, als ich die Gruppe gewahrte. Ich fürchtete einen Skandal und blieb im Interesse des Rufes des Regiments bei ihnen sitzen. Mit Mühe konnte ich den Hauptmann bewegen, endlich die Sitzung aufzuheben. Richtig begann er Streit mit dem Kellner, den ich beschwichtigte. Er wollte noch ins nahe Offizierskaffeehaus gehen; mit Mühe bewog ich ihn, auf dem äußeren Korso in ein wenig

besuchtes Lokal zu gehen. Er reagierte bald und ward ziemlich nüchtern, während der arme Leutnant in einem erbarmungswürdigen Zustande war. Ich ließ einen Fiaker kommen und führte beide ins Fort. Der Leutnant wehrte sich auszusteigen und mußte von den Unteroffizieren mit Gewalt in seine Wohnung und ins Bett geschleppt werden; den Hauptmann nahm ich zu mir ins Quartier mit, weil ich noch immer fürchtete, er werde noch irgendeinen Skandal anzetteln.

Einmal ließ er die Infanteriewache des Forts »wegen Trunkenheit« arretieren und meldete dies dem Regimentskommando derselben. Die Soldaten dieses Regiments waren Ruthenen aus dem ungarischen Südabhange der Karpathen, lauter schwächliche, engbrüstige und bescheidene Bürschchen; das Regiment war in bezug auf physische Kraft das unansehnlichste in der Armee. Der Oberst nahm die Sache nicht tragisch und da ich mit ihm befreundet war, fragte er mich sub discretione, ob ich nicht glaube, daß der Hauptmann angeheitert war, was ich natürlich als höchst wahrscheinlich sub sigillo discretionis bejahte. Im Regiment gab es noch einen Alkoholiker von wahrhaft tragischem Geschick. Bei normaler Lebensweise wäre er bereits Stabsoffizier gewesen. Er war ein Quartalsäufer. Mehrmals avancierte er nach der Degradierung wegen des Säuferskandals wieder bis zum Feuerwerker, um immer wieder degradiert zu werden. Dennoch machte er einige Kapitulationen durch und wurde jetzt mit dem Range eines Gefreiten in der Schule zum Unterrichte verwendet.

Diese ältere Generation der Offiziere war im Dienste der Venus sehr zynisch und infolgedessen ereignete sich folgender Zwischenfall. Der Regimentskommandant mußte einen Oberleutnant auswärts kommandieren. Diese Kommandierung war für den Betreffenden unangenehm. Jeder, den es treffen sollte, meldete sich krank. Der Oberst ließ mich rufen und beauftragte mich, die Herren zu untersuchen. Ich machte auf das Unangenehme dieser Mission bei dem kameradschaftlichen Verhältnisse, das zwischen den Offizieren und Ärzten des Regiments bestand, aufmerksam. Jedenfalls würde ich bitten, den Auftrag im Regimentsbefehle zu verlautbaren. Übrigens könne ich den Herrn Obersten versichern, daß jeder von den Herren etwas auf dem Lager haben dürfte, um sich krank melden zu können. Er möge die Affäre mit einem der Herren in Güte abmachen. Der Oberst, der überzeugt war, daß ich recht habe, befolgte meinen Rat und reüssierte. Auch mit den Kollegen

der großen Garnison stand ich auf dem freundschaftlichsten Fuße und ebenso mit vielen jüngeren Offizieren des Adjutantenkorps und des Generalstabes. Ich habe nie mehr im Leben einen so reichen freundschaftlichen Verkehr besessen. Das Jahr, das ich in Verona verbrachte, gehörte zu den angenehmsten meines Lebens. Der Aufenthalt in einer italienischen Stadt war mir sehr sympathisch. Der Anblick der öffentlichen Monumente von der Römerzeit, durch das Mittelalter und die Renaissance, ferner der Kunstschätze in den Monumenten der Baukunst machten mir nicht bloß den Eindruck wie auf Reisende; ich fühlte meine Stimmung beim Wandeln unter diesen Zeugen alter Kultur gehoben. Ich genoß auch die Freude, in ansässigen und einheimischen Familien zu verkehren. Ein Ausflug nach Mantua und Padua machte mich auch mit den Monumenten und Kunstschätzen dieser Städte bekannt.

Ich wurde bald ins Spital zur Führung von Abteilungen berufen. Damals waren noch sehr viel Schwerverwundete aus dem Feldzuge vorhanden und auf der einen chirurgischen Abteilung war Neudorfer tätig. Er war ein kühner, erfindungsreicher Operateur, der oft mehr aus Tatendrang wie aus Hoffnung auf Erfolg zugriff. Er war ein etwas roher chirurgischer Techniker und eigentlich ein Autodidakt. Ich assistierte ihm viel. Er genoß ein großes Ansehen in der Armee und avancierte sehr rasch alle Stufen hinauf. Er war lange Zeit in Wien tätig, von den Chirurgen immer heftig angefeindet. Seine vorzeitige Pensionierung erfolgte jedoch aus einem administrativen Grunde, weil er eine Feldspitalsausrüstung, die er im Frieden in Ordnung halten sollte, ganz vernachlässigte. Er war auch auf der Poliklinik tätig und wurde auch dort von den Chirurgen verdrängt, weil er sich weigerte, irgendwelche Asepsis zu beobachten. Der Eigenwille und die Originalitätssucht hatten den Mann um die Ehrenstellung gebracht, die er verdiente.

Ich will hier eine kleine Episode aus dem Spital erzählen, die nicht ohne Interesse ist. Auf die chirurgische Abteilung, die ein Operationszögling von Dumreicher führte, wurde ein Mann gebracht, der noch des Morgens im Magazin Teppiche geklopft hatte und sich an demselben Vormittag wegen Verrenkung beider Schultern krank meldete. Bei der Abendvisite untersuchte der Kollege Soča den Mann. Die Köpfe beider Oberarmknochen waren wirklich aus dem Gelenke heraußen, aber keine Spur einer frischen Verletzung vorhanden. Die Sache war dem Kollegen rätselhaft und er bat mich um Rat. Ich schaute nicht minder perplex darein. Da trat

der Oberwärter vor und sagte, vielleicht ist der Mann ein Seiltänzer. Wir schauten auf den Kopfzettel und da war wirklich als Beruf verzeichnet: Saltimbanco. Wir waren dankbar für die geniale Aufklärung. Ich erzähle dies, weil man oft von Ärzten mit Emphase ausrufen hört: »Wenn ich einmal eine Überzeugung gewonnen habe, so lasse ich mich von keiner Autorität davon abbringen.« Die Überzeugung ist Wurst; die Wahrheit ist die Hauptsache, ob sie von einer professionellen Autorität oder von einer Nichtautorität komme. Ich war immer bereit, auch von Laien zu lernen und in schwierigen Fällen wende ich mich stets an alle jene, welche möglicherweise ein richtigeres Urteil haben.

Ich wende mich zunächst an eine Episode meines Veroneser Aufenthaltes, welche reich an Pikanterie ist und ein Ausschnitt aus der damaligen Zeitgeschichte ist.

Mitten im Hochsommer wurde ich in eine — Brotbackungskommission berufen.

Nach dem unglücklichen Feldzuge 1859 suchte man nach Sündenböcken und wandte sich an die verschiedenen Lieferungs- und Verpflegsbranchen. Ein kompromittierter General wurde zum Selbstmorde gezwungen und in Wien spielte sich der bekannte Prozeß Richter ab. Dieser böhmische Großindustrielle wurde angeklagt, Gewebe geliefert zu haben, deren Gespinst einige Fäden weniger enthielt, als bedungen war, und der, wenn ich mich recht entsinne, überwiesen war, einem Feldwebel ein Kistchen Zigarren zum Cadeau gemacht zu haben. Wer die Verhältnisse kannte, mußte sich sagen, daß dies eine unehrliche Justizkomödie war. Die Gegenfrage wurde nicht gestellt oder nicht zugelassen, ob es überhaupt je möglich war, im Vollwerte und ohne Cadeaux zu liefern. Damit jemand liefere, mußte er einen Preis zugestehen, bei dem er bei richtiger Lieferung zu Schaden gekommen wäre und er hatte den Gewinn noch mit vielen zu teilen, die ihn schikanieren und ruinieren konnten.

Ein idealrechtliches Verhältnis existierte selbst bei den unbedeutendsten Lieferungen nicht. Die Mängel der Versorgung und Verpflegung der Armee lagen nicht am Mangel von Vorräten und an der Schuld der Armeeintendanz, sondern an der noch mangelnden Routine des Generalstabes, den Nachschub gehörig in Gang zu bringen. Eine solche Meisterschaft entwickelte nur der preußische Generalstab im deutsch-französischen Kriege und die Regelmäßigkeit dürfte überhaupt nur bei einer ununterbrochen siegreichen Armee möglich sein.

Die wirklich schlechte Verpflegung hat 1859 durch Dysenterie und Hungertyphus mehr Opfer gekostet als die Schlachten. Aus demselben Grunde wie die mangelhafte Verpflegung war auch der Sanitätsdienst mangelhaft. Die Sanitätsanstalten wurden von den Dispositionen der Armee nicht unterrichtet und sie waren dort, wo man sie nicht brauchte, und fehlten dort, wo sie nötig waren.

Es sollte auch die Brotverpflegung einer Kontrolle unterworfen werden und dazu war die genannte Kommission bestimmt. Es war eine Doppelkommission, bestehend aus je einem Stabsoffizier, je zwei Infanteriehauptleuten, je einem Genieoffizier und je einem Arzte, und löste sich regelmäßig ab. Beide Kommissionen mußten sich ablösend einheitlich vorgehen.

Der ersten informativen Sitzung der Vollkommission präsidierte ein hoher Intendanzbeamter mit Oberstenrang. Da erhob sich ein Infanteriehauptmann, der von der Pike auf gedient hatte, und schlug vor, die Kommission möge Ersparungsversuche machen. Er wisse aus der Zeit, in der er als Gendarmeriewachtmeister die Verpflegung der Mannschaft in eigener Regie hatte, daß die Materialausmaße zu groß seien. Einer der Stabsoffiziere — ein Pole — stimmte dem Antrage begeistert zu. Da erhob ich mich zur folgenden Aussprache: »Meine Herren! Ich bin entschlossen, mich, solange die Kommission dauert, nicht rasieren zu lassen, weil« — mit großer Kunstpause — »ich überzeugt bin, daß die Bäcker uns über den Löffel barbieren werden. Wir sind bloß als moralische Vertrauensmänner zur Kontrolle berufen. Hätte das Armeekommando Versuche haben wollen, so hätte es mindestens auch außer uns Fachmänner delegiert.«

Der Präsident sistierte die Sitzung, um die Meinung des Armeekommandanten — FZM. Graf Degenfeld — einzuholen. Er kam bald mit der Meldung zurück, daß das Armeekommando meiner Anschauung zustimme.

Diese etwas beißende Aussprache zog mir durch ein Mitglied der Kommission den Spitznamen: das »Tigerchen von Verona« zu; das Diminutivum offenbar deshalb, weil ich zu den wenigst stattlichen Mitgliedern der Garnison gehörte. Wir gingen nun an die Arbeit. In einem Magazin wurden wohlgewogene Mengen Mehl aufgestapelt und zu jedem neuen Gange des Backens eine wohlgewogene Menge ausgeliefert. Vor dem Magazin stand Tag und Nacht ein Wachtposten mit dem Auftrage, niemand außer der Kommission zuzulassen und bei Versuchen Unberufener, einzudringen, auch von der Waffe Gebrauch zu machen. In der Tat

wurde ein Bäcker niedergestochen, weil er versuchte, vor dem Magazin vorbeizuschleichen, da er den Zapfenstreich versäumt hatte und der Strafe entgehen wollte.

Wir hatten drei Wochen im Schweiße nicht nur unseres Angesichtes gearbeitet und waren mit der Schlußrechnung beschäftigt, als sich folgende drastische Szene ereignete.

Ein Korporal der Bäckermannschaft, der an diesem Tage seinen Abschied feierte, trat weinselig auf den polnischen Stabsoffizier zu, salutierte nach tschechischer Art mit der Hand hinter dem Ohre und sprach also: »Herr Oberstwochtmeister sein gescheiter Mann und zwei Genieuffiziers waren auch dabei, aber ‚Luch' haben sie nit gesehen.« Wir marschierten nun im Gänsemarsch, das »Luch« anzuschauen. Von einem anstoßenden Boden wurde die — hölzerne — Decke unseres Magazins betreten, ein viereckiges Loch ausgeschnitten und, wie unser Gewährsmann erzählte, mit krummer Schaufel Mehl weggenommen. Das »Mehlrelutum« sollte nicht für alle Zeiten zu klein ausfallen. Nach Konstatierung dieses Vorganges fixierte ich den projektfreundlichen Major und er rief mir zu: »Tigerchen, Sie tun mir weh.« So war unsere Arbeit umsonst gewesen und es war eine neue Untersuchung durch eine neue Kommission nötig. Meine Prophezeiung war in Erfüllung gegangen. Seit der Zeit wurde ich öfters zu Kontrollkommissionen zugezogen und ich sah manches, was mich betrübte.

Zur Zeit der Allmacht der Armee in den fünfziger Jahren, wo der Staatsbeutel für militärische Ausgaben weit offen stand, wurde manches finanzielle Husarenstückchen ausgeführt. Auf ein solches stieß ich täglich im Spital. Ein Trakt hatte ein Souterrain. Um es durch Tageslicht zu erleuchten, war ein Graben ausgehoben. Um zu diesem Trakt vom Hofe aus gehen zu können, wäre irgendein Bogen oder Holzsteg nötig gewesen. Aber man bestellte eine fliegende eiserne Brücke aus — Amerika, die viele Tausende kostete. Die Ursache eines solchen Vorgehens ist klar. Bei einem großen Geschäfte läßt sich mehr profitieren wie bei der Ausführung einer kleinen Arbeit.

Ich stieß während meines Dienstes im Spital auf Maukeleien.

Als ich das Zimmer übernahm, in dem die Skabiösen lagen, war ich überrascht, dort solche Kranke zu finden, die statt eines Tages längere Zeit ungeheilt lagen. Ich ging mit den Kranken ins Bad, um die Einreibung und Waschung zu überwachen. Selbst-

verständlich hatte ich frische Leibwäsche angeordnet. Ich war überrascht, daß letzterer Anordnung nicht Folge gegeben wurde und die Kranken genötigt waren, wieder die verunreinigte Wäsche anzuziehen. Ich meldete dies sofort dem Chefarzte, der meinte, man könne nicht so viele Wäsche verwenden. Da sagte ich, mich ein bißchen naiv stellend, daß ich diesen Notstand beim Besuche des neuen Kommandierenden — Benedek — melden werde. Von dem Moment an stand sofort das Nötige zur Verfügung.

Ein eigenartiges Vorkommnis war folgendes.

Ich hatte immer gedrängt, die chronischen Fälle womöglichst in die Heimat zu beurlauben und Benedek ordnete es auch an. Ich suchte eines Tages sechs gleiche Fälle aus, schrieb ihre Beurlaubungszeugnisse und stellte die Kranken dem Chefarzte vor. Er unterschrieb fünf, das sechste wies er zurück. Ich war ganz verdutzt und schaute dieses sechste Zeugnis näher an. Da sah ich, daß der zu Beurlaubende ein Italiener war. Wegen dieser Einheimischen gab es manche Winkelzüge und ich erriet sofort, daß mein Chef den Verdacht hatte, ich hätte die anderen fünf nur wegen dieses Mannes zur Entlassung beantragt. Diese Verdächtigung, die mich aufs höchste empörte, führte mich zu einem blitzschnellen Entschlusse. Ich zerriß die ersten fünf Zeugnisse und erklärte, wenn der eine nicht akzeptiert wird, vernichte ich meine Unterschrift auf den anderen. Der Chefarzt verstand mich sofort und trug mir auf, ich möchte ihm am nächsten Tage sämtliche sechs Zeugnisse wieder vorlegen. Er hätte wohl scharf gegen mich vorgehen können, aber er hatte wohl sofort die Überzeugung, daß bei der Achtung, die ich besaß, Unannehmlichkeiten von weittragender Bedeutung herauskommen könnten. Die Haare, die ich auf den Zähnen hatte, wenn es Kampf um Wahrheit, Recht und Ehre galt, imponierten dem Manne.

Eine andere peinliche Szene trug sich eines Abends zu, als sämtliche Ärzte, auch alle höheren Chefs, zum Abendmahl in einem abgeschlossenen Saale eines Restaurants versammelt waren. Es war Rekrutierungszeit. Ein Abteilungsvorstand — ein Italiener — wurde zur Rekrutierung kommandiert und seine Abteilung wurde einem greisen Oberwundarzte übergeben, der in Verona in Pension lebte, obwohl aktive Ober- und Regimentsärzte genug zur Verfügung waren. Auf diese Abteilung sollten jene kommen, die erst mit Hilfe des Spitals durchgeschwindelt werden sollten. Da sprach der früher genannte Kollege, Sock, laut seine tadelnde Verwunde-

rung aus, daß der alte Mann in seiner Ruhe gestört wurde. Der naive steirische Kollege übersah die Machenschaft nicht, an der gerade die obersten Chefs einen sehr aktiven Anteil haben mußten. Ich suchte den Kollegen zu beruhigen und sagte ihm: »Mein lieber Pepi, das verstehst du nicht.« Da brauste der Naive auf, warum er dies nicht verstehen solle, und ich wandte mich an den ehrwürdigen v. Vitschenthal, er möge dem Kollegen sagen, daß er es nicht verstehe, was auch Vitschenthal tat. Die Kompromittierten taten nichts dergleichen; sie sahen sich durchschaut und ich war von diesem Moment als ein für sie gefährliches Individuum angesehen, dessen sie sich bei günstiger Gelegenheit entledigen sollten. Für solche Herren muß der Ehrliche entweder so naiv sein wie der vorlaute Kollege oder derart, daß er sein Wissen und seine Entrüstung heuchlerisch verhüllt.

Eine große Plage für Militärärzte ist die Simulation. Der Arzt kommt oft Raffinierten gegenüber in die Alternative, ob er hin und wieder lieber einen Spitzbuben laufen lassen solle, als einem Unglücklichen wehe tun, wenn die Objektivität der Klage schwer nachweisbar ist.

Es kommt öfters vor, daß der eine Kollega durch eine spezielle Erfahrung oder ein spezielles Wissen die Begründung der Klage erkennt und viele andere nicht. Ich konnte zwei der Simulation fälschlich Verdächtigte retten. Auf meiner Abteilung befand sich ein Soldat, dessen Bein auf einer Seite total empfindungslos war. Ich hatte von ihm schon im Sommer vorher in Vicenza gehört. Damals wurde er »entlarvt«. Er wurde nackt in den Hof gestellt und ein kräftiger kalter Strahl auf seinen Rücken plötzlich losgelassen. Da er davonlief, wurde er als Simulant erklärt. In diesem Verdachte blieb er fortwährend. Ich behandelte ihn mit den stärksten faradischen Strömen und er zeigte keine Spur von Fühlreaktion. Da erschien in Verona der Chefarzt, während ich mit dem Manne beschäftigt war und ich machte ihn auf die Reaktionslosigkeit aufmerksam. Zweifelnd fragte der Chef, ob der Strom denn so stark sei, daß der Ausfall der Reizwirkung beweisend sei. Ich gab ihm schnell beide Pole in die Hand; der Strom verzerrte ihm Arm und Rumpf. Nachdem er einen Moment gezappelt hatte, ohne loslassen zu können, unterbrach ich den Strom. Darauf trug er mir auf, ein Zeugnis wegen Superarbitrierung zu schreiben.

Von einem Soldaten des Artillerieregiments hatte ich gehört, daß er schon während des Feldzuges öfters plötzlich erklärt habe,

er könne nicht arbeiten und daß er deshalb vom Offizier in kurzem Prozeß Prügel diktiert bekam. Ich hatte ihn einmal im Spital untersucht. Er hatte eine Lähmung eines mächtigen Schulterblattmuskels (Serratus anticus major), die eine damals noch nicht allgemein erkannte krankhafte Stellung des Schulterblattes bedingte und bei Anstrengung des Armes zur Ermüdung führen mußte. Da er für einen hartnäckigen Simulanten galt, wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt. Ich wurde als Sachverständiger beigezogen und ich konnte dem Gerichtshofe an dem entkleideten Manne die Entstellung zeigen und die Folgen plausibel machen. Der Mann wurde nach langer Quälerei entlassen.

Mit vielen Simulanten wurde ich fertig, indem ich erklärte, ich wolle annehmen, sie seien wirklich krank; ich hätte aber eine Kur für ihr Leiden, so daß sie rasch geheilt sein werden. Ich verordnete meist irgendeine äußerliche Prozedur und nach wenigen Tagen erklärten sie sich für gesund. Sie wußten recht gut, daß sie mich nicht getäuscht hatten. Ich gab ihnen zu verstehen, daß sie ein zweitesmal nicht so gut davonkommen würden.

Die Militärärzte hatten damals eine viel schiefere Stellung als heute. Sie wurden von den Offizieren als nicht vollwertig angesehen und zum Beispiel hätte man es damals vom Standpunkte des militärischen Prestiges für unmöglich gehalten, daß der Chefarzt auch Spitalskommandant sei, obwohl die Doppelspitze viel Unzukömmlichkeiten für den Dienst hatte. Ich war sehr eifersüchtig auf die ärztliche Würde und wahrte sie einmal in kühner Weise. Ich behandelte in einer Hauptmannsfamilie; einer der höchsten militärischen Würdenträger — ein Feldzeugmeister — war der Pate der Kinder. Als diese an Morbillen erkrankten und ich zur Visite kam, war der Pate anwesend. Er gab mir sofort einen Rat, wie ich behandeln solle. Ich fragte, mich verbeugend, ob ein Arzt Sr. Exzellenz bei Solferino dreingeredet habe? Der Mann nahm meine Worte nicht ungnädig auf. Als ich nach Jahren dem Feldzeugmeister Ramming die Szene erzählte, brachte er mir am anderen Tage das Generalstabswerk und zeigte mir eine Note, die einen herben Tadel über das Verhalten des Mannes enthielt, und sagte: »Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn ihm ein Arzt bei Solferino einen Rat gegeben hätte.«

Eine fast historische Erinnerung ist für mich der erste feierliche Empfang, mit dem Benedek die Übernahme des Armeekommandos (1860) inaugurierte. Ich freute mich auf das Ereignis, war jedoch

in Gefahr, demselben fern bleiben zu müssen. Durch meinen in Laibach akquirierten Gesichtsschmerz war das Rasieren der einen Seite sehr schwierig und auch sehr schmerzhaft, wenn eine ungeschickte Hand über meine Wange kam. Gerade an diesem Morgen traf ich in der Rasierstube auf einen solchen Ungeschickten. Ich mußte vor Schmerz aufspringen und halb rasiert nachhause eilen. Dort traf ich einen Kollegen, dem ich mein Leid klagte. Da vertraute er mir ein Geheimnis an. Sein Vater sei Patron der Chirurgie gewesen und habe eine Rasierstube unterhalten. In den Ferien habe er selbst viel rasiert. Er sei sehr geschickt und wenn ich ihn nicht verrate, werde er mir helfen; er tat es in virtuoser Weise und so konnte ich dem interessanten Schauspiele beiwohnen.

Benedek war ein guter Soldatenredner, berührte viele Soldatenverhältnisse und kokettierte mit einer gewissen Derbheit. So mahnte er, die Offiziere mögen bei »Eroberungen« sehr diskret sein und besondere Rücksicht auf die betrogenen Gatten haben. Weiters predigte er, sich vor Erkrankungen durch Ausschweifung zu hüten. Passieren könne jedem einmal etwas; »wer aber immer krank sei, sei ein Schwein«. Rührend war die Schlußszene zwischen ihm und dem Erzherzog Albrecht. Benedek hob hervor, daß es der Erzherzog als einen Akt von Patriotismus für nötig hielt, sich ihm zu unterordnen, und er bat ihn um die Gnade, ihm die Hand küssen zu dürfen. Zu Tränen gerührt, erwiderte der edle Prinz, daß er Benedek die Erwerbung des Theresienkreuzes verdanke.

Gegen Ende des Jahres erreichte mich das Schicksal, das die Inkorrekten seit langem gegen mich planten. Es bot sich die Gelegenheit einer Abkommandierung von Verona, die einer Verbannung gleichkam, auf einen Posten, den der Unfähigste und Trägste hätte ausfüllen können. Man hätte gewiß gern einen Fehler im Dienste, auch den reinst formalen, benutzt, um mir zu schaden. Das ist ihnen nicht gelungen und bei dem Ansehen, das ich genoß, war irgendein Gewaltstreich nicht möglich.

Bevor ich in der Erzählung Verona verlasse, will ich noch eine komische Szene erzählen, die mir passierte. Ich hatte bei der Morgenvisite die Kappe getragen, mußte dann im Federhute eine Aufwartung machen und kehrte wieder nachhause zurück, um dieses unbequeme Uniformstück abzulegen. Aus Versehen setzte ich statt der Kappe den Zylinder auf und trat bis vors Tor. Da marschierte eine Truppe mit einem Unteroffizier vorbei. Der sah mich zwar verdutzt an, kommandierte jedoch: »Rechts geschaut!«

In dem Moment rief mein Diener vom Fenster herab, daß ich den Zylinder aufgesetzt habe.

Ich kam in ein Dorf, das in Friaul auf halbem Wege zwischen Palma nova und dem Meere lag. Die Truppe war bestimmt, eine Pferde- und Wagenreserve zu bedienen. Es waren zwei Kommandos mit je einem Hauptmann und je einem Subalternoffizier. Das eine Kommando lag in demselben Dorfe wie ich, das andere in einem benachbarten Schlosse eines Grafen Frangipani, dessen Park sich bis zu unserem Dorfe ausdehnte.

Zu solchen Kommandos wird nicht eine Elite von Offizieren kommandiert. Der Hauptmann im Dorfe war ein Halbinvalid, dem ich seine rheumatischen Knochen oft faradisieren mußte und seine Intelligenz war eine sehr geringe. Der andere Hauptmann war wegen seiner Faulheit ein übel angeschriebener Offizier, mit dem ich in späteren Jahren in eine für ihn verhängnisvolle Berührung kam. Er wollte in Pension gehen und eine bereits ziemlich gealterte Offizierstochter »ohne Kaution« heiraten. Diese arme Person überlief mich, ihr für den Hauptmann ein Krankheitszeugnis zu schreiben, da sie bei dem Rufe, den ich schon besaß, eine sichere Wirkung erwartete. Um sie los zu werden, bezeugte ich, daß ich den Herrn Hauptmann aus meiner Militärzeit kenne, daß er an »Schwindel« leide und sich auf dem Pferde nicht gut halten könne. Da der Mann intelligent war, setzte ich voraus, er werde die Ironie herausfinden, das Zeugnis ins Feuer werfen und mich weiters in Ruhe lassen. Er reichte aber das Zeugnis mit seinem Pensionsgesuche ein. Die Superarbitrierungskommission — in Pest — verstand meine Worte besser als er und der General bemerkte ihm, er brauche einen strengen Oberst und keinen Arzt. Er wurde zur Quittierung gedrängt. Er kam als Advokatenschreiber nach Wien und konsultierte mich öfters. Er hat seine langjährige Braut nicht geheiratet, sondern eine ältere Witwe, die ihn offenbar besser soutenieren konnte. Die beiden Subalternoffiziere waren mehr Trainoffiziere als Artilleristen und ausgezeichnete Reiter. Der Leutnant war blutjung und von sehr geringer Intelligenz. Das war wahrhaftig keine anregende und keine anregbare Gesellschaft. Ein mehr sympathischer Kamerad war der Feuerwerker, der unsere Menage besorgte; so gute »gezogene« Apfelstrudel und gebackene, frisch gefangene Aale habe ich nie mehr zu kosten bekommen. Der Mann war ein Koch ersten Ranges.

Ich suchte mich in die Situation zu finden. Ich fing an, energisch italienisch zu lernen, und hatte Gelegenheit, bald eine

gewisse Fertigkeit in der Konversation zu erlangen. Wenn auch die Volkssprache eigentlich furlanisch war, das ist eine romanische Sprache mit einer kleinen eigenen Literatur, so sprachen doch alle sehr geläufig italienisch und der Italiener ist der Sprache merkwürdig mächtig. Erzählt ein italienischer Kranker oder Kranke ihre Leidensgeschichte, so glaubt man einen Auszug aus einem medizinischen Klassiker zu hören. Rief doch Billroth nach einer Szene in Sizilien, als er zuhörte, wie ein analphabetischer Bauer dem Doktor in seiner Gesellschaft die Krankengeschichte seines Kindes erzählte: »Wenn doch meine Operationszöglinge solche Krankengeschichten schreiben würden.« Ich konnte mit analphabetischen Bäuerinnen »Silben stechen« wie mit einer geistreichen Salondame. Außerdem fand ich noch Verkehr mit einzelnen intellektuellen Leuten aus der Bevölkerung. Alle Intellektuellen waren zwar irredentistisch, aber ich konnte auf neutralem Gebiete mich mit ihnen unterhalten. Unter anderen Personen konversierte ich öfters mit der Frau des Apothekers im nächstgelegenen Orte und ihrer Schwester, zwei sehr gebildeten und geistreichen Damen. Wie vulkanisch aber die Gemütsstimmung in der Bevölkerung war, lehrt folgende Szene. Die Damen beklagten einmal in einem Gespräche, daß der Papst und die italienischen Kardinäle nicht national gesinnt seien. Ich machte die Bemerkung, daß ich mir gut vorstellen könne, daß jemandem die religiöse Überzeugung und das religiöse Gefühl höher stehen könne als das nationale. Die Damen gerieten in große Aufregung, die sie vergebens zu verbergen suchten. Ich entfernte mich bald und erfuhr dann, daß die beiden Damen einen Weinanfall hatten, der fast 24 Stunden anhielt.

Ich interessierte mich anfangs auch für die agrarischen Verhältnisse, da ich früher nie Gelegenheit hatte, solche zu beobachten. Da erfuhr ich, daß der italienische Bauer keinen Grund und Boden habe, daß er bloß Pächter (Colone) für den halben Reinertrag sei und allenfalls noch vom Besitzer einen Zuschuß von Maismehl erhalte. Der Bauernstand war politisch indifferent und tatsächlich haben sich die italienischen Regimenter noch in Schleswig-Holstein und selbst noch anfangs 1866 in Böhmen gut geschlagen.

Hätte die österreichische Regierung, statt die Karbonari auf den Spielberg zu bringen, darüber nachgedacht, wie sie die politische Superiorität in Italien behaupten könne, so hätte sie leicht ein Mittel gefunden. Dieses Mittel wäre gewesen, die Lösung dieser agrarischen Pächter(Colonen)frage. Die Verwaltung Österreichs im lombardisch-

venetianischen Königreiche war eine sehr gute und es bestand selbst im Verkehr mit den Zentralstellen nicht der mindeste Sprachdruck. Die Verwandlung des Pachtverhältnisses in ein Besitzverhältnis hätte die große Majorität der gesamten italienischen Bevölkerung mit Österreich aufs innigste verbunden. Man hätte noch nach dem Jahre 1849 Zeit gehabt, als in den anderen Provinzen die Robote aufhörten.

Bald nach meiner Ankunft in Friaul trat in meinen Verhältnissen eine Veränderung ein. Ich erhielt aus Wien die Depesche, daß mein Vater im Sterben sei und Testament mache. Ich verzichtete zugunsten meiner Mutter und jüngeren Geschwister auf jede Erbschaft.

Ich ersuchte um Urlaub. Als ich aber abreisen wollte, bekam ich die Nachricht, daß ich selbst zum Leichenbegängnisse zu spät käme. Ein Tag nach dem Geburtstage der Februarverfassung war der Todestag meines Vaters.

Die neue Ära interessierte mich lebhaft und ich ging der Ordonnanz, welche die Post aus Palma nova brachte, oft eine Stunde weit und mehr entgegen, um die Zeitung früher zu lesen.

Ausflüge auf einzelne Tage nach Udine und Görz, wo ich Freunde aus Verona traf und unter anderen wieder meinen Repetitor und verflossenen Revolutionär, den Regimentsarzt Deutsch, und ein Ausflug nach Aquileja unterbrachen die Monotonie des Lebens.

Mein Dienst bestand eigentlich nur in einer einmaligen, wöchentlichen Visite mehrerer Dörfer, über die die Mannschaft zerstreut war. Diese Visite absolvierte ich reitend.

Meine persönlichen Freunde und Feinde werden wohl lächeln, wenn sie sich mein Bild hoch zu Roß vorstellen sollen. Ich hatte in der Reitschule des Regiments in Verona Unterricht genommen. Da ich nie vom Pferde gefallen bin, ist wohl ein eklatanter Beweis, daß ich kein Meister wurde. Wenn ich mit meinen charakteristischen kleinen Schritten mit der stark belederten Hose über die Piazza Bra ging, imponierte ich wohl niemandem als martialischer Reiter. Und doch erlebte ich ein Reiterabenteuer, das mit seinen Nebenumständen wohl einzig in seiner Art ist.

Es war im Hochsommer; die schattenlosen, dammartigen Straßen glühten förmlich. Bei der Rückkehr von einem Dienstritte wurde mein Pferd plötzlich scheu. Es war ein sehr gutes Reitpferd; es war zum Beispiel das einzige, das über die schmalen Balken über die sommerlichen Wasserfäden der Torrenti ging, die im Frühjahre zu großen, reißenden Flüssen werden. Es lief in rasender

Karrierre auch über genannte Balken, durch mehrere S-förmig gebogene Dorfstraßen, ohne richtig eingesprengt werden zu können. Das Pferd war absolut nicht zu halten. Ich sah, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein müsse, und ich hatte nur die Sorge, das Pferd werde durch die niedere Tür des Stalles rennen, wobei ich wohl den Kopf einbüßen müßte.

Als das Pferd in den Schloßhof kam, in dem es eingestellt war und es die Offiziere und Soldaten im Hofe erblickte, ward es plötzlich ruhiger und ich konnte es anhalten. Es war über und über mit Schaum bedeckt und zitterte am ganzen Leibe. Während ich den Offizieren das Abenteuer erzählte, erblickte ich zwei fremde Damen in der Gesellschaft des Schloßherrn. Ich fragte, wer die Damen seien, und erhielt zur Antwort: Zwei Prinzesinnen Colalto, die sich hierher geflüchtet haben, weil in der Nähe ihres Schlosses ein Bär gesehen wurde. Ich war dort vorüber geritten und das Pferd hatte Meister Petz entweder gesehen oder gewittert. Der ungewöhnliche Gast wurde an demselben Tage von den Bauern erschlagen und dessen Tatzen in Palma nova verzehrt. Ein Rätsel blieb es, wie ein Bär im Hochsommer in die Ebene — viele Meilen südlich von den letzten hügeligen Ausläufern der Alpen — kam. Ich hütete mich, dieses Abenteuer außerhalb des Ortes, wo es sich ereignete, zu erzählen; es hätte ja ärger als im Jägerlatein, es hätte bärengriechisch geklungen. Erst im Jahre 1894 erfuhr ich die Lösung des Rätsels. Bei einer Wanderung auf der Cima Tosa (Brentagruppe) hatte ich einen Führer, der Bärenjäger war. Ich erzählte ihm mein Abenteuer und er klärte mich auf. Es komme vor, daß Bären und Gemsen toll werden — wahrscheinlich durch Genuß von Tollkirschen. Dann gingen sie in die Ebene durch. Kommen sie zu sich, so kehren sie um. Sonst rennen sie fort, bis sie erschöpft zusammenstürzen.

Ich will hier einen anderen »Ritt« erwähnen. Unser Leutnant forderte mich einmal auf, ihn als Zeuge zum Heufassen in einem etwas entfernten Dorfe zu begleiten. Die Bündel seien nicht vollgewichtig und darunter leiden die Pferde. Die Soldaten der anderen Abteilung entwenden den Bauern Heu, um das Fehlende zu ersetzen. Bei unserer Abteilung war dies verpönt. Ich konnte ihm die Bitte nicht abschlagen. Am Lieferungsorte wurden die Bündel abgewogen und es fehlte von acht Pfund ein halbes. Der Leutnant ließ sich nicht abhalten, die Anzeige zu machen. Ich riet ihm, jedesmal die Furage selbst zu überwachen und auf das Vollgewicht energisch

zu bestehen. Ich warnte ihn vor einer Anzeige. Ich sagte ihm voraus, es werde eine Kommission zur Prüfung erscheinen und der gewarnte Leutnant werde nur übergewichtige Bündel bereit halten und er als Anzeiger werde eine »Nase« bekommen. So geschah es auch.

Zur Bekämpfung der Korruption gehört ein korrektes Gewissen der ganzen Bevölkerung nach oben und unten und eine scharfe Kontrolle durch die Öffentlichkeit. Im alten Österreich aber herrschte in den oberen Schichten die Anschauung, daß, wer sich an der Krippe befindet, möge fressen. Wenn die Form gewahrt und es nicht gar zu arg getrieben wurde, ging man »gemütlich« mit der Korruption um.

In Preußen zum Beispiel, wo das öffentliche Gewissen von jeher sehr entwickelt war, gehörten wohl schon lange Akte administrativer Korruption zu den Seltenheiten und werden, wenn entdeckt, streng behandelt. Der Parlamentarismus, die relativ oder zeitweilig freie Presse, die gegenseitige strenge Überwachung der politischen und sozialen Parteien haben wohl in Österreich — etwa mit Ausnahme einiger Landstriche — den Zustand wesentlich verändert; eine tiefere persönliche Einsicht habe ich nicht mehr.

Daß ohne freie öffentliche Kontrolle jede antikorruptionelle Bewegung im Sande oder selbst in einem faulen Sumpfe verläuft, lehrt die Geschichte Alexanders III. von Rußland. Ich hatte schon vor der Thronbesteigung desselben von Eingeweihten erfahren, wie sehr der Kronprinz über die ungeheuerliche Korruption, die bis in die nächste Nähe des Thrones reichte und die in grellster Form während des türkisch-russischen Krieges zum Vorscheine kam, erbittert war.

Im alten Rußland mußte ein Bauer, der gerichtlich zu Prügeln verurteilt war, den Tschinownik bestechen, damit er die Prügel zur rechten Zeit bekomme. Vergaß er oder weigerte er sich, den Rubel zu zahlen, so forderte ihn das Gericht unzähligemal auf, zur Exekution zu erscheinen. Man ließ ihn den ganzen Tag warten, hatte »keine Zeit« mehr und bestellte ihn wieder auf ein andermal.

Bestechungen und offizielle Bestechlichkeit sind in einem autokratischen Staate die einzigen Rettungsmittel der Rechtlosen. Auf die Existenz solcher Rechtloser durch Bestechung wußte das korrupte Beamtentum den allmächtigen Zaren abzuleiten. Die Juden, welche keine Freizügigkeit besaßen, hatten sich nach und nach außerhalb der ihnen angewiesenen Territorien angesiedelt und waren mittels der durch Rubel zugedrückten Augen der Beamten in Ruhe gelassen.

Im Namen der Ehrlichkeit wurden nun Hunderttausende aus ihrer Existenz gerissen und ins tiefste Elend gejagt. Die Großgaunerei dauerte fort. Polizeichefs standen an der Spitze von Einbrecher- und Räuberbanden, von ihnen engagierte »Brandmajore« legten Feuer, um die Plünderungen zu begünstigen, die Gaben fürs Rote Kreuz wurden gestohlen, das Geld für Kanonen wanderte in die Taschen von Departementschefs und ihrer Mitschuldigen etc. etc. Berühmte heimische Autoren schilderten diese Zustände; alles vergebens. Eine autokratische Regierung verträgt im großen und ganzen keine ehrlichen Leute.

Ein Volk, aus dessen Mitte soviel Individuen hervorgehen, die ihr Lebensglück und ihr Leben ihrer Überzeugung opfern, und dessen Intellektuellen gezeigt haben, daß sie den höchststehenden Gliedern der anderen Völker so ebenbürtig sind, verdiente doch endlich eine ehrliche und geistig hochstehende Regierung. Mit dem Eintritte der Russen ins volle europäische Kulturleben wird letzteres nicht nur dauernd gesichert, sondern gewiß durch den eigenartigen Genius des Volkes bereichert werden. Das haben vor allem seine Dichter gezeigt. Ein ruhig denkender Puritaner wird sich am Ende sagen müssen, er könne strenge Grundsätze eigentlich nur sich selbst auferlegen, da strengste Rechtlichkeit eine Entsagung, einen Abzug an dem eigenen Rechte bedeutet, da man nur sehr selten mit gleicher Münze bezahlt wird.

Wenn ich in einem späteren Abschnitte auf die ärztliche Moral zu sprechen kommen werde, wird es sich ebenfalls zeigen, daß zum Beispiel das Prinzip: »Salus aegroti suprema lex esto« immer jenem, der es befolgt, die schwerste Schädigung zuzieht. Das Leben ist ein Kampf, in dem selten die Wagschalen der Gerechtigkeit im Gleichgewichte sind, und die Chancen jener sind günstiger, die mit kluger Berechnung die anderen schädigen.

Die geistige Leere, in der ich damals auf dem Dorfe lebte, rief eine tiefe Verstimmung hervor. Was sollte aus der Ausführung meiner wissenschaftlichen Ideen werden? Als ich in dieser Verstimmung einst einen Dienstritt machte, schoß mir ein tröstender Gedanke durchs Gehirn. Eine innere Stimme sagte mir, es gebe im Leben eines jeden Menschen einen Augenblick, in dem das Schicksal ihm günstig ist. Er muß nur vorbereitet sein, um die günstige Gelegenheit beim Schopfe zu nehmen. Ich las wieder eifriger und führte mit den Mitteln eines selbstgeschaffenen Dorflaboratoriums eine experimentelle Arbeit über die Angriffsweise der

Jodpräparate im Körper durch. Diese Arbeit ist im nächsten Jahre in der Zeitschrift der Gesellschaft der Ärzte veröffentlicht worden.

Meine Schwermut steigerte sich aber und wieder war es ein Gedankenblitz, der mich rettete. Als ich in einer schlaflosen Nacht auf und ab ging, tauchte der Gedanke auf, zu quittieren. An dem Gedanken rankte sich am anderen Tage der Wille empor und ich schritt zur Tat. Ende November 1861 erhielt ich den erbetenen Abschied.

Schon am ersten Tage nach meiner Ankunft in Wien erschien das glückliche Geschick, das ich geahnt hatte, und meine akademische Laufbahn war entschieden. Wie dies kam, werde ich im folgenden Abschnitte: »Meine Dozentenjahre« schildern. Ohne meine Feinde, die Ränkeschmiede von Verona, hätte ich nicht so bald reüssiert.

Ich hing noch nach meinem Abschiede sehr an der Branche und ich veranlaßte die Herausgabe der militärärztlichen Beilage zur »Wiener medizinischen Presse«, welche auch die zwei anderen medizinischen Wochenschriften zwang, solche Beilagen herauszugeben. Damit hat das militärärztliche Korps eine reiche literarische Stätte gewonnen, mit deren Hilfe sie sich seitdem mit Glück soziale und literarische Erfolge errungen hat.

Ich habe mich bald zurückgezogen. Erstens ist es ein Prinzip bei mir, wenn mir sozusagen eine Nebenaufgabe oder ein Nebenproblem entgegentritt, mich dafür nur solange einzusetzen, bis ich deren Existenz gesichert glaube. Ich fürchte jede Zersplitterung meines Tuns. Zweitens war meine Anschauung in einer Grundfrage von jener der großen Majorität der Branche entgegengesetzt. Die Militärärzte waren für die Aufhebung der Josefsakademie als militärärztliches Erziehungs- und Ergänzungsinstitut. Sie hatten von ihrem Standpunkte recht; alle ihre berechtigten Existenzaspirationen waren gefährdet, solange dies Institut bestand. Ich hielt es hingegen im Interesse der Armee für zweckmäßiger, das Institut aufrecht zu erhalten. Ich wollte aber nicht zu den Schädigern der Kollegen gehören und trat zurück. Außerdem tat es mir um die Schule leid, welche als zweite Hochschule der Medizin einen hohen Rang einnahm. Männer wie Karl Ludwig, Pitha, Stellwag, Engel, Duchek und Langer bildeten ein akademisches Ensemble, wie es deren nicht viele auf Universitäten gab.

Lebhafter interessierte ich mich wieder für militärärztliche Tätigkeit, als der Krieg von 1866 nahte. Ich verkehrte damals viel mit Dumreicher, der zur Armee abging, und war tätig, daß aus der

Mitte der jüngeren Mitglieder des Doktorenkollegiums eine Reihe sich zur Kriegsleistung meldete, und ich schloß mich ihnen an. Ich bat den Generalstabsarzt, der von uns noch vor der Abreise — am 28. Juni — auf dem Bahnhofe Abschied nahm, uns Verbandzeug und überhaupt Material mitzugeben, da ich fürchtete, es werde auch in diesem Feldzuge Verwundete geben ohne Ärzte oder Ärzte ohne Hilfsmittel. Es hieß aber, es sei alles vorgesorgt. Die Militärverwaltung hatte die ungeheure Borniertheit begangen, der Genfer Konvention nicht beizutreten und unsere Distinktion bestand in einer schwarzgelben Armschleife — wie sie die Marketender trugen.

Unser Reiseziel war die Festung Josefstadt. Bei der Hinfahrt machten mich einige Erscheinungen sehr besorgt. Als wir uns der Festung näherten, sah ich die Eisenbahndämme besetzt und ich vermutete daraus, daß ein feindliches Korps unerwartet in diese Gegend vorgedrungen sei, was sich bestätigte. Zweitens sah ich auf den Nebengeleisen der Stationen der eingeleisigen Bahn ganze Transporte von Ochsen einwaggoniert stehen, die verschmachteten, weil sie seit Tagen nicht getränkt und gefüttert wurden. Dies bedeutete schlechte Verpflegung der Truppe an der Front. Als wir in Josefstadt ankamen, trafen wir dort Benedek mit seinem Stabe und unter demselben auch Dumreicher. Ein hochintelligenter, mir persönlich bekannter Offizier des Stabes raunte mir ins Ohr: »Sie kamen in einem schlechten Moment; der Feldzug ist verloren.« Dem Feldherrn sah man Kummer und Resignation an.

Ich ging mit einem Unteroffizier auf die Station, um mein Handgepäck zu holen. Der Mann sprach fortwährend über Verrat usw. und ich merkte, wie die bisherigen Schlappen und der moralische Eindruck des Schnellfeuers bereits demoralisierend gewirkt haben. Ich sah bei dieser Gelegenheit eine herrliche Brigade schwerer Kavallerie zu einer Attacke fortreiten und sah sie dezimiert und verzweifelt wieder zurückkommen. Sie hatte große Verluste erlitten, ohne zum Hieb zu kommen. In einem Riesensaale schlief ich mit den Kollegen auf der Erde auf Stroh. Chefarzt der Festung war der alte Vitschenthal als Stabsarzt. Er gab mir am folgenden Tage den Auftrag, mit einem Verwundetenzug nach Brünn zu fahren. Es war der letzte Zug aus der Festung vor ihrer Zernierung. Vor der Abfahrt konnte ich noch sehen, daß eine große Reihe von Verwundeten da war, aber die Ärzte waren anderswo und nur ein paar Wärter mit wenig Material waren zur Hand und auch ich hatte nur leere Hände. Ich konnte nur — Zigarren verteilen. Ein

verwundeter Stabsoffizier hielt mich für einen Marketender und bat mich, ihm etwas zum Essen zu verschaffen, da er seit 36 Stunden keinen Bissen im Munde hatte. Ich konnte ihm eine Semmel und einige Zigarren verehren.

In Brünn war am Bahnhofe ein großer Verbandplatz und ich wurde vom Kommandierenden, der als Held aus der Radetzkyzeit und von einer Aktion, bei der er sich auszeichnete, den Titel eines Freiherrn von Monte Berico führte, empfangen. Am Bahnhofe spielte sich manche bewegte Szene ab. Am erbittertsten gegen den Feind waren die tschechoslawischen Soldaten und ich konnte nur dadurch verhüten, daß ein riesiger hannakischer Dragonerwachtmeister preußische Gefangene mißhandelte, daß ich den in der Nähe anwesenden Kommandierenden herbeirief.

Am 2. Juli erhielt ich den Auftrag, einen Verwundetenzug nach Wien zu führen. Der Kommandierende kam noch zum Coupé, in dem auch mehrere verwundete Offiziere waren, um von mir Abschied zu nehmen.

In diesem Coupé befand sich auch ein angeblich verwundeter junger Offizier, der sich an mich herandrängte, weil er aus dem Benehmen des Kommandierenden vermutete, daß ich ein jemand sein müsse; er war sehr geschwätzig und glaubte sich bei mir zu insinuieren, indem er erzählte, eine polnische Dame habe ihn während des letzten polnischen Aufstandes — er war als Kadett in Galizien stationiert — für die Insurgenten gewinnen wollen; er habe sie aber angezeigt. Seine gediegene militärische Bildung zeigte er, als wir die Station Wagram passierten. Er bemerkte, dies sei der Ort, an dem der Erzherzog Karl Napoleon besiegte. Am nächsten Tage suchte er mich in meiner Stadtwohnung auf und bat mich um ein Zeugnis. Ich konnte ihm nach der Untersuchung bezeugen, daß »er am Unterschenkel eine kleine, bewegliche, schmerzlose Narbe habe, von der er behaupte, daß sie am Kriegsdienste hindere«. Mit diesem Uriaszeugnisse meldete er sich und wie ich hörte, wurde er als Deserteur kriegsrechtlich behandelt. Als ich am Tage nach meiner Ankunft in der habituellen Gesellschaft mein Mittagsmahl nahm, sprach diese ganz optimistisch vom Kriege. Sie wollten mir nicht glauben, wie es stehe, und wenige Stunden darauf kam die tragische Depesche vom Nebel von Chlum. Ich machte noch im Garnisonsspital bis zum Waffenstillstande Dienst und dann endete für immer meine militärische Laufbahn.

V. Meine Dozentenjahre.

---

9. April 1862 bis 3. Februar 1869.

Meine Ahnung, daß sich eine Gelegenheit treffen werde, bei der ich das Schicksal beim Schopf nehmen werde können, ging schon am ersten Tage nach meiner Ankunft in Wien in Erfüllung. Ich begegnete Oppolzer im Hofe des Spitals und er begrüßte mich mit den Worten: »Sie müssen Dozent der Elektrotherapie werden.« Er hatte sich während meiner Abwesenheit in Italien bei meiner Familie nach mir erkundigt. Daß ich als gewesener Physiker und bei meiner Vorliebe für Neurologie — ich hatte als Student das Kollegium Oppolzers über Rückenmarkskrankheiten auf seine Veranlassung in einem Fachblatte (»Allgem. mediz. Zeitung«) publiziert und bei meiner Beschäftigung mit Elektrotherapie als Militärarzt unter dem Titel: »Über die Anwendung und Wirkung des sekundären Stromes« hatte ich aus Verona eine Arbeit veröffentlicht, welche am 16. September 1860 in der »Medizinalhalle« Nr. 3 veröffentlicht wurde — für die Kreierung dieser Spezialität in Wien geeignet sei, war ein naturgemäßer Gedankengang des mir so väterlich gesinnten Meisters. Es wirkte aber noch ein anderer Umstand mit.

Professor Patruban hatte — ich glaube, tags vorher — im Doktorenkollegium einen Vortrag über Galvanotherapie gehalten, in dem er den Klinikern den Vorwurf gemacht hatte, daß sie dies Gebiet vernachlässigen. Diesen nicht ungerechten Vorwurf wollte Oppolzer nicht auf sich sitzen lassen. Hatte er doch das Prinzip, jede neue auftauchende Disziplin oder Technik einem jungen Arzte, den er zur Vertretung und Ausbildung geeignet hielt, zu übertragen und durch deren Tätigkeit seine Klinik zu komplettieren. Da trieb zum Beispiel Adam Politzer Ohrenheilkunde, Chrobak Gynäkologie, Schnitzler Laryngologie usw.

Patruban war Dozent für chirurgische Anatomie. Er war früher Professor in Prag. Er war ein so ungewöhnlich gelehrter und tüchtiger Arzt, daß seine Meinung bei jedermann wuchtig in die Wagschale fiel. Er übte in Wien operative und interne Praxis aus und war später auch im Gemeindewesen der Stadt Wien tätig. Daß ich mich beeilte, mein Habilitationsgesuch einzureichen, versteht sich von selbst; die elektrische Behandlung auf der Klinik und in der Ambulanz übernahm ich sofort. Als ein Liebling der Meister der Wiener Schule wurde ich vom Professorenkollegium bald zu dem Habilitationsakte zugelassen und meine Probevorlesung fand besonderen Beifall. Diese war nach der Schablone gemacht, nach der sich junge Kliniker ihren wissenschaftlichen Nimbus verschaffen. Ich habe nämlich die Fortschritte der theoretischen Wissenschaften auf das klinische Feld übertragen. Nicht leicht ein Gebiet schien theoretisch so gut vorbereitet als die Elektrotherapie und speziell die Galvanotherapie. Du Bois-Reymond und seine bedeutenden Schüler haben die Gesetze der elektrischen Reizung der Nerven nach klassischen physiologischen Prinzipien festgestellt und ich übertrug ihre Lehren auf die Anwendung beim kranken Menschen. Diese Arbeit gefiel so, daß, wie ich erfuhr, ein hervorragender Physiologe — Bezold in Würzburg — auf ihrer Basis theoretische Vorträge über Elektrotherapie hielt. Ich wußte nach wenigen Wochen der Anwendung an Kranken, daß meine bei der Habilitation ausgesprochenen Lehren sehr viele Irrtümer enthalten und ich erkannte, daß die angeführte Schablone in der Regel in die zeitgenössische klinische Wissenschaft einen hohen Prozentsatz Irrtum und nur einen relativ geringen von Fortschritt hineintrage. Wenn ich jedoch à la Macchiavelli ein Buch schriebe, wie man klinische Karrierre macht, so würde ich raten, jene Schablone einzuhalten, weil sie persönlich nutzt und den Zeitgenossen Freude macht. Gewöhnlich findet erst die nächste Generation den Irrtum heraus und daraus erklärt es sich, warum so viele zeitgenössische klinische Größen bald nach ihrem Tode, wenn das historioskopische Bild entworfen und das historiometrische Maß angelegt wird, merkwürdig klein werden und bald aus dem Gedächtnisse verschwinden können. Solange die Zelebrität lebt und Einfluß hat, weiß sie auch ihre falschen Lehren als offiziell vollgültig zu erhalten. Die genialsten Leistungen genialer Kliniker am Krankenbette sind gewöhnlich so gelegenheitliche, daß sie zum großen Teil geschichtlich nicht fixiert werden. Der Kliniker hat

zum Teil hiermit das Geschick der Schauspieler, denen die Nachwelt keine Kränze windet. Ich fühlte — nicht zu meiner Freude — schon bei dieser Erstlingsarbeit den Kontrast zwischen meiner und der üblichen professionellen Denkweise — et si licet parva comparare cum magnis — geriet ich immer mehr in die Position, welche Paracelsus in der üblichen Medizin einnahm. Die klinischen und therapeutischen Verhältnisse sind eben komplizierter Natur und ich als gewesener Mathematiker und als Skodaschüler fand die Anwesenheit von Unbekannten heraus, die den landesüblichen klinischen Arbeitern entgeht und die sie unter dem Jubel der Kollegen ignorieren. Man erscheint groß, wenn man einem naiven Publikum alles erklären kann. Wenn auch diese Erklärungen hinterher als falsch erkannt werden; für den Moment und bis zur Heranreifung einer neuen Generation gilt man als Meister.

Schon am 9. April 1862 wurde ich von der Regierung als Dozent bestätigt.

Ich hatte ein ungeheures Material zur Verfügung, da die Kliniken Oppolzer, Arlt und Dumreicher, die Abteilungen von Türck, Jäger und Standthartner mir ihre Kranken zur speziellen Behandlung zur Verfügung stellten und meine Ambulanz auf der Oppolzerschen Klinik auch von vielen praktischen Ärzten beschickt wurde.

Ich hielt gut besuchte Kurse und eine große Anzahl später berühmt gewordener Kliniker, vorzugsweise aus Deutschland, Rußland und Italien, waren unter meinen Hörern. Den größten Triumph erlebte ich, als Griesinger vor seiner Übersiedlung von Zürich nach Berlin zu mir nach Wien kam, um sich bei mir durch zirka drei Wochen über Elektrotherapie zu informieren. Griesinger war noch voll von Vorurteil gegen Remak, der eben auf einer Neurologenversammlung den paradoxen Satz ausgesprochen hatte, der Sitz der Seele sei an der Basis des Gehirnes. Es gelang mir, das Vorurteil zu zerstreuen. Ich machte Griesinger darauf aufmerksam, daß zum Beispiel auch diesem paradoxen Satze schlecht gedeutete, wichtige Tatsachen zugrunde liegen. Griesinger wußte dann in Berlin hervorragende junge Ärzte für das Fach zu interessieren, ich nenne unter ihnen nur Hitzig und Eulenburg, et sapienti sat est. Im Jahre 1868 erschien meine »Elektrotherapie«, die in wenigen Wochen vergriffen war. Das Buch enthält so manche klinisch wichtige Wahrheit, besonders neurologischer Natur, die bis heute noch unverstanden, mißverstanden und unausgebeutet ist.

Auf Grund dieses Erfolges kam ich um die Ernennung zum

Extraordinarius ein, natürlich im Einverständnisse mit Oppolzer. Es war dies meinerseits eine akademische Naivität, da es Sitte ist, bei Ordinariis um ein solches Avancement zu betteln. Dieser Vorgang zog mir — so lächerlich es außerhalb der akademischen Kreise erscheinen muß — viele Gegnerschaften zu. Auch der frühere Referent Ignaz v. Nadherny, der große Berater Leo Thuns, hatte mich zu dem Schritte ermuntert. Oppolzer und Skoda hatten das Referat und stellten den Antrag in einem mir günstigen Sinne. Rokitansky amendierte den Antrag dahin, mir nicht nur den Titel, sondern auch den »Charakter« zu verleihen, was angenommen wurde, und Brücke und Billroth ergriffen für mich das Wort. Billroth hatte sich an auswärtige berühmte Spezialisten gewendet und verlas die mir günstigen Antworten. Dennoch erhielt ich nur eine Majorität von einer Stimme! Übrigens hätte auch ein ungünstiges Votum an der Sache nichts geändert. Der Unterrichtsminister Hasner war über mich indirekt durch einen der angesehensten Ärzte Österreichs, durch Adolf Fischhof, unter Vermittlung des berühmten Juristen Glaser, der Sektionschef im Ministerium war, orientiert, und der Minister sagte mir, daß, wenn das Votum des Kollegiums gegen mich ausfallen sollte, er den Akt nach Prag schicken werde und dort werde er gewiß zu meinen Gunsten erledigt werden. Es wurde auch direkt beim Minister gegen mich intriguiert und es wurde behauptet, mein Buch sei nicht wissenschaftlich. Es war offenbar Dumreicher, der dies tat. Ich erfuhr die betreffende Persönlichkeit nicht direkt und bemühte mich auch darum nicht. Aber Dumreicher war mir seit der Zeit plötzlich abhold; es machte mir den Eindruck, als ob ihn das Gewissen drücke. Wir näherten uns später wieder infolge einer Szene, die verdient erhalten zu werden. Es war zur Zeit, als die »Antisepsis« in Wien schon allgemein geübt und eigentlich nur Karbolsäure als Antiseptikum benutzt wurde. Dumreicher, der jedem Fortschritte, der nicht von ihm herrührte, feindlich gegenüberstand — und von ihm rührte keiner her — verhielt sich ablehnend gegen das Listern. An einem Samstag hatten wir in einem Hotel ein Konsilium bei einer russischen Dame, die an Ischias litt. Ich bemerkte an ihrem Knaben einen Verband und fragte, was dem Jungen fehle. Die Dame sagte: »Das ist etwas Chirurgisches, das behandelt Billroth.« Dumreicher zuckte, wie von einer Viper gestochen, zusammen. Billroth war nicht die Wahl Dumreichers. Er hatte zum Nachfolger Schuhs († 1865) den Primarius Ullrich vorgeschlagen und eine feierliche

Deputation des Kollegiums hatte denselben eingeladen, die Stelle anzunehmen. Ullrich war der Typus eines ausgezeichneten Primarchirurgen; zur Professur hatte er nicht den mindesten Beruf. Es fehlte ihm jede wissenschaftliche Bildung und jede wissenschaftliche Schaffenskraft. Er war ein guter Administrator und ein guter Bureaukrat nach der Schablone. Ullrich war ehrlich genug, abzulehnen. Was wäre aus der Wiener chirurgischen Schule geworden, wenn nach dem Wunsche Dumreichers und dem Beschlusse des Kollegiums Ullrich statt Billroth gekommen wäre! Es gelang dann Pitha, Billroth durchzusetzen. Auf dem Korridor fragte mich Dumreicher, wie es mir gehe. Es war zur Zeit, in der die akademische Welt einen perfiden Krieg gegen mich wegen meiner kriminalanthropologischen Arbeiten führte. Ich sagte ihm, ich hoffe Kraft genug zu besitzen, diesen Kampf glücklich zu beenden. Da klagte er mir, daß er seine ganze chirurgische Praxis verloren habe, weil er den antiseptischen Schwindel nicht mitmache. Es war damals kurz vorher die offene Wundbehandlung mit belobtem Resultat eingeführt worden. Dumreicher behauptete, daß er dieselben günstigen Ergebnisse habe wie die Antiseptiker, und ich glaubte ihm dies, da er peinlich rein war und nicht, wie andere Chirurgen, auf der Basis der Antisepsis neue kühne Operationen ausführte. Es gab damals noch andere Gegner der Antisepsis in Wien. Sie bestritten die Bedeutung des Verfahrens, da die angewendeten Mittel Mikroben nicht zerstören können. Das Argument war richtig, die Schlußfolgerung falsch und den Tatsachen nicht entsprechend. Das wurde bald allgemein anerkannt, und man sprach von Asepsis. Ich sagte Dumreicher, ich sei nicht kompetent, ein Urteil zu fällen, aber ich hätte ein der Antiseptik günstiges Vorurteil. Jedenfalls sei sie unschädlich und es sei nicht klug, ihr Widerstand zu leisten. Die Medizin habe einmal ihre Moden und wer sich ihnen widersetze, müsse von besonders guten Eltern sein, um nicht zermalmt zu werden, selbst wenn diese Mode sich nachträglich als widersinnig herausstellen sollte. Am nächsten Montag eröffnete Dumreicher seine Vorlesung mit meinen Worten über medizinische Moden und ihre Macht und erklärte, »von heute werden wir Antisepsis auf der Klinik treiben«.

Ich kann natürlich jene wissenschaftlichen Probleme nicht erörtern, die mich bereits als Dozent beschäftigten und deren Lösung zum großen Teil bis heute nicht zur Anerkennung kam.

Die Ursache liegt in allgemeinen Verhältnissen. Früher haben denkende Ärzte, wenn sie am Krankenbette auf ein theoretisches, besonders ein physiologisches Problem stießen, die Lösung selbst in die Hand genommen und besonders haben hervorragende Ärzte erkannt, daß die Krankheitserscheinungen Versuche sind, welche die Natur selbst anstellt und die an Feinheit vielfach jene der Laboratorien übertreffen. Die Pathologie hat doch alle Hauptgrundlagen der Physiologie geschaffen. Sie hat nämlich für die meisten physiologischen Leistungen des Körpers das leistende Organ gefunden. Je mehr die Arbeitskräfte sich gespalten haben, desto weniger erkannten die Theoretiker den theoretischen Wert der klinischen Erfahrungen. Die Theoretiker üben einen Druck auf die klinische Wissenschaft aus und die wenigsten wagen es, die physiologischen Fragen und Antworten, welche das Krankenbett liefert, selbständig zu behandeln, wie es in früherer Zeit von großen Ärzten geschehen ist. Die wirklichen oder oft auch nur die angeblichen Bestätigungen theoretischer Sätze durch die Kliniker werden akzeptiert, die selbständigen theoretischen Folgerungen aus den krankhaften Erscheinungen meist ignoriert. Bei aller freudigen Heranziehung der Ergebnisse des theoretischen Wissens habe ich mir die Unabhängigkeit bewahrt, auch das zu sehen und zu erkennen, was nicht in den Rahmen der zeitgenössischen Geistesströmung hineinpaßte.

Ich habe in der hier genannten Zeitepoche diesen vielfachen Zwiespalt mit den herrschenden Lehren erkannt, aber nicht zu empfinden bekommen. Ich konnte mich über Vernachlässigung des einen oder des anderen meiner Geisteskinder beklagen; persönlich genoß ich alle Anerkennung in Wien und in der Fremde.

Zwei Reisen während dieser Dozentenjahre waren für mich eindrucksvoll und wichtig.

Die erste Reise ging Ende Juli 1863 nach Berlin. Noch damals wurde Remak in Berlin verkannt und verfolgt. Ich wurde aufgefordert, in einem wissenschaftlichen Vereine in einer außerordentlichen Ferialsitzung über Galvanotherapie einen Vortrag zu halten. Ich sprach volle zwei Stunden und schloß mit den Worten: »Sie brauchen nicht die Donau zu überschreiten, um die Wahrheit kennen zu lernen; Sie finden sie bei Remak an der Spree.« Wichtig wurde die Beziehung, in die ich während des Berliner Aufenthaltes zu dem berühmten Augenarzt Gräfe trat. Während in Wien schon lange Augenkliniken bestanden, prätendierte ein Chirurg in Berlin

daß die Ophthalmologie ein Nebenfach für den Ordinarius der Chirurgie sei. Langenbeck hatte gewiß nicht darauf bestanden, aber sein koordinierter Kollege, der sich viel mit Schieloperationen befaßte, tat es. Und solange dieser Schieloperateur lebte, war Gräfe Extraordinarius und hatte nur eine Privatklinik. Einem Ordinarius tun eben die Ordinarii selten weh und solche persönliche Schonung bedeutet oft eine schwere Schädigung der Schule.

Ich stellte mich Gräfe vor und sprach von zwei sozusagen physiologischen Formen der Heilung von Augenmuskellähmungen. Diese Mitteilung schien paradox, das heißt gegen die herrschenden Anschauungen. Ich merkte Gräfe an, daß er meine Mitteilung für einen Unsinn hielt. Da sagte ich ihm: »Hic Rhodus, hic salta.« Er möge mir eine Reihe von Fällen zusammenstellen und ich hoffe ihn zu überzeugen. Es gelang mir dies, und Gräfe forderte mich auf, im Archiv die Tatsachen zu veröffentlichen. Ich tat dies und in diesem Aufsatze aus dem Jahre 1863 entwickelte ich bereits die ersten Grundzüge der Form der Wattschen Arbeitsformel in der Muskelphysiologie, die ich in den folgenden Jahren ausbildete und auf die ich oft durch mehr als dreißig Jahre zurückkam. Sie ist heute noch unverstanden und unanerkannt. Ich hoffe, dieses verzaubert erscheinende Geisteskind werde endlich in Italien von den dortigen Physiologen erlöst werden.

Wenige Monate später schrieb mir Gräfe, ob ich für den nächsten Band nicht wieder eine Arbeit habe. Ich sandte ihm eine Abhandlung ein, in welcher die von mir gemachte Entdeckung der Farbenblindheit (Daltonismus) bei kranken Augen in fünf Druckseiten mitgeteilt war. Mit den Tatsachen dieser Entdeckung beschäftigt sich seitdem — die Publikation trägt das Datum Ende Juni 1864 — jeder Augenarzt täglich und mehrfach täglich. Es ist seitdem eine Bibliothek über dieses Thema zusammengeschrieben worden. Merkwürdigerweise verschwand mein Name bald aus der betreffenden Literatur. Man muß jahraus, jahrein über eine solche Frage schreiben, damit die Schreibenden nicht vergessen, wem sie die ursprüngliche Anregung verdanken.

Ich sprach auch mit ihm viel über Remak. Gräfe war Präsident einer ärztlichen Gesellschaft und Remak fiel derselben lästig, weil er fort und fort neue Mitteilungen über Galvanotherapie und einschlägige neurologische Fragen machte. Ich betonte den wirklich ungeheuren Tatsachen- und Gedankenschatz dieses genialen Mannes und erfuhr mit Freuden, daß Gräfe seit jener Zeit ihm sehr

entgegenkam. Remak selbst war nicht in Berlin; ich lernte jedoch seinen Schwager, den ausgezeichneten Spezialkollegen Moritz Meyer kennen.

Vom Physiologen Rosenthal wurde ich gut aufgenommen; er kannte und schätzte meine physikalische Erstlingsarbeit.

Ich stellte mich auch Virchow vor, der einige Tage zuvor beim berühmten Schützenfeste in Dresden eine höchst wirksame politische Rede gehalten hatte. Unvergeßlich bleibt mir die ironisch-geringschätzige Miene, mit welcher der berühmte Pathologe mich aufnahm, als er den Inhalt meiner Dozentur erfuhr. Mein Spezialitätchen imponierte ihm ganz und gar nicht. Ich wohnte einer Vorlesung — in der Augusthitze — an und empfand eine einschläfernde Wirkung, fast so wie im Kollegium Rokitankys.

Ich hatte die Ehre und den Genuß, dem so bedeutenden Manne später nahezutreten. Er präsidierte auf der Leipziger Naturforscherversammlung einer Sektionssitzung, in der ich einen Vortrag über Gesichtslähmungen hielt, und erfuhr, daß er sich sehr lobend über die in demselben angewandte Denkmethodik aussprach. Sehr nahe rückte ich ihm auf den Pariser anthropologischen Kongressen 1878 und 1889, auf dem anthropologischen Kongresse in Nürnberg, auf der Naturforscherversammlung in Berlin 1890 und durch mehrere Publikationen in seinem Archiv. Ich werde meine Gesamterinnerung an Virchow in einem eigenen Abschnitte zusammenfassen.

Berlin war damals ein Großdorf; der Standard of life war ein für einen Wiener überraschend niederer. Einen millionenreichen Kollegen traf ich zum Beispiel beim Diner; seine Familie war verreist. Es wurde ein untranchiertes gesottenes Huhn aufgetragen und einige Pflaumen dazu. Es war für einen Wiener Gaumen damals schwer, eine Stätte zu finden, in der man ordentlich essen konnte. Merkwürdig schnell haben sich die Verhältnisse geändert. Bei meinem zweiten Aufenthalte (1868) war Berlin bereits eine Großstadt geworden und der Standard of life gab jenem von Wien, Paris und London nichts nach.

Eine merkwürdige Enttäuschung im guten Sinne erfuhr ich in bezug auf die landschaftliche Beschaffenheit der Umgebung Berlins. Jeder Auswärtige stellte sich damals die Gegend um Berlin als eine Sandwüste vor; von den Reizen der Havellandschaft wußten damals nur wenige Fremde. Auf dem Rückwege genoß ich Elbe-Florenz als Kunststadt und die Sächsische Schweiz, deren Elbe-

landschaften damals noch nicht durch die vielen Steinbrüche entstellt waren.

Eine zweite Reise — Ostern 1866 — galt Paris. Hier war es die Stadt, ihr pulsierendes Leben, ihre Kunstsammlungen, die Theater usw., die mich neben den Kollegen fesselte.

Ich will, bevor ich von den Medizinern in Paris spreche, einige Episoden aus meinem damaligen Aufenthalte erzählen.

Die erste zeigt, wie naiv ein Wiener Pariser Verhältnissen gegenüber sich verhalten konnte. Ich hatte mir im Bädeker ein kleines Hotel in der Nähe der Place Vendôme in einer Straße notiert, in dessen Nähe ein persönlich Bekannter, der Ohrenarzt Loewenberg, wohnte. Das Hotel war überfüllt; ich wurde an ein zweites gewiesen. Auch dort fand ich keine Aufnahme, und es wurde mir ein drittes in der Rue St. Honoré empfohlen. Der Zug war morgens angekommen. Ich nahm mir kaum Zeit, Toilette zu machen, und fertigte mein Frühstück rasch ab; die Sehnsucht nach dem Louvre war eine brennende. Ich ging durch die Rue Rivoli und durch die Tuilerien — sehend und schwärmend — in die Bildergalerie des Louvre und verweilte dort, solange die Anwesenheit dort geduldet wurde. Mein Magen meldete mir die Dejeunerstunde nicht. Als ich auf die Straße kam, hatte ich die Orientierung zur Heimkehr verloren. Ich machte mir daraus keine Sorge. Ich sagte einem Kutscher, er möge mich in mein Hotel führen. Er frug mich um die Straße und die Nummer; ich hatte sie vergessen. Wir frugen einen Sergeant de ville. Weder er noch irgendein Kutscher kannte das Hotel. Das war für mich sehr verwunderlich; so etwas konnte in Wien mit seinen wenigen Hotels nicht vorkommen. Es blieb mir nichts übrig, als zu dem im Bädeker angestrichenen Hotel zu fahren, dort zu fragen, in welches Hotel man mich des Morgens geschickt hatte; dort frug ich um die weitere Verschickung und so kam ich nachhause.

Abends verkehrte ich mit einer Reihe jüngerer Kollegen: mit den Ophthalmologen Leber und Laqueur, mit Loewenberg, Ordenstein und E. Cyon.

Am nächsten Sonntag war ein Konzert im Konservatorium, in welchem alle Professoren mitwirkten. Die neunte Symphonie von Beethoven und der Pilgerchor aus »Tannhäuser« waren auf dem Programm. Ich war auf dieses Konzert sehr gespannt. Ich fragte die Freunde, wie man sich ein Billett verschaffen könne. Sie lachten mich aus. Dies sei unmöglich, weil alle Sitze im Abonnement

vergeben seien. Sie seien schon jahrelang in Paris und konnten nie zu einem solchen Konzert gelangen. Ich nahm mir vor, es doch zu versuchen. Ich fuhr ins Konservatorium. Es gab wohl eine offene Kasse, aber kein Billett. Der Kassier machte mich jedoch aufmerksam, daß manchmal die Abonnenten Sitze zum Verkaufe herschicken, wenn sie verhindert sind, dem Konzert beizuwohnen. Ich möge ruhig abwarten. Nach wenigen Minuten winkte er mir; ein deutscher Herr bot mir seinen zweiten Sitz an, für den er heute keine Verwendung hatte. Ich erregte am Abend die Verwunderung der Freunde.

Solche »unmögliche« Zutritte habe ich mir mehrfach im Leben möglich gemacht. Ich war schon mehrmals in Rom gewesen und hatte die Fresken von Raffael — »Amor und Psyche« — nicht sehen können. Zur Zeit des ersten kriminal-anthropologischen Kongresses suchte ich endlich meine Sehnsucht zu befriedigen. Da hieß es wieder, das sei unmöglich. Der Besitzer gebe keine Erlaubnis. Ich wandte mich an einen Freund und Kollegen, der in der Kammer der Königin Marguerita angestellt war. Die Kammer wandte sich telegraphisch für mich an die Königin, die am Comosee weilte. Sie hatte die Gnade, an den Besitzer zu telegraphieren, und ich erhielt ein Permesso für sechs Personen. Unter meinen Begleitern befand sich ein Römer, dem es nie gelungen war, Eintritt zu erhalten. Ich werde in einer späteren Schilderung erzählen, wie ich mir in Konstantinopel den »unmöglichen« Besuch eines Gefängnisses verschaffte.

Daß ich mich für's französische Theater lebhaft interessierte, versteht sich von selbst, um so mehr, als es mir neu war. Ich hatte zwar die Rachel gesehen und gehört; sie hatte aber einen so persönlichen Stil, daß ich damit die Franzosen nicht kannte. So ein großer Verehrer der großen deutschen Tragöden und Tragödinnen ich war, die Art, die deutschen Lustspiele aufzuführen, befriedigte mich selten, obwohl ich Fichtner, die Neumann und ihre Mutter, die Haizinger, oft gesehen habe. Der natürliche Sprechton der Franzosen in der Komödie, im Konversationsstücke und im Schauspiele gefiel mir; ihr Pathos in der Tragödie nicht.

Ich werde hier nicht ausführlicher werden, da ich meine reichen internationalen Theatererinnerungen zusammenfassend bearbeiten will.

Ein Erlebnis aus diesem Pariser Aufenthalte will ich erzählen. Liebreich bot mir eine Einladung zu einem Hofballe in den

Tuilerien an; ich lehnte, dem Kollegen dankend, ab; einer Einladung bei dem Verbrechen vom 2. Dezember wollte ich nicht Folge leisten. Mögen mir die Leser und Leserinnen, die vielleicht eine Schilderung eines solchen Festes aus meiner Feder gern gesehen hätten, diese Überspanntheit verzeihen.

Meine ophthalmologischen Arbeiten waren in zu frischem Angedenken, als daß ich nicht den zwei berühmten deutschen Augenärzten Liebreich und Wecker sowie ihren bedeutenden Assistenten Leber und Laqueur nähergetreten wäre. Auf der Liebreichischen Privatklinik hielt ich einen französischen Vortrag über die elektrische Behandlung der Augenmuskeln. Man warnte mich, in Paris von Remak zu sprechen. Er hatte in einem Vortrage erzählt, daß er eine traumatische Wirbelverrenkung durch den galvanischen Strom geheilt habe und habe sich lächerlich gemacht. Ich sprach aber doch von dem Manne und seinen Leistungen und betonte, daß man seinen großen Fehler, kühne Behauptungen aufzustellen, nicht in den Vordergrund rücken dürfe. Allen seinen, selbst lächerlichen Behauptungen lagen immer interessante Tatsachen zugrunde.

Die Augenärzte haben auch ein persönliches Interesse an mir gehabt, und zwar wegen eines angeborenen Augenzustandes, den fast jeder von den ophthalmologischen Zeitgenossen anders gedeutet hat. Es ist ein seitlicher Star im linken Auge, der auch bewirkte, daß dieses Auge relativ kurzsichtig ist, während das andere ausgezeichnetste Akkomodationseigenschaften hat.

Da ich auch eine ungewöhnliche Krümmung der Hornhaut besitze, hat Javal dieselbe bestimmt und mir ein Korrektionsglas berechnet, das der berühmte Optiker Nachet ausführte. Ich habe es nicht vertragen, aber es zu einer Studie benutzt. Ich habe nämlich dabei erfahren, daß ich die Gegenstände etwas breiter und weniger intensiv gefärbt sehe, als ich bei einem normalen Auge sehen würde.

Das hat auch auf den Geschmack Einfluß und für einen Psychologen, der, wie ich, die Sinnesherrschaft in der Seelenkunde verkündet, ist das Studium eines etwas mangelhaften Sinnes wichtig und er muß die Korrektur, die anzubringen ist, kennen. Der Zustand meines Sehens hat noch andere Folgen. Bei Dämmerung und Mondbeleuchtung tauchen mir besonders zwischen dem Geäste von Bäumen Fratzen auf und obwohl ich natürlich an Gespenster nicht glaube, so fahre ich doch, bevor die Überlegung sich ent-

wickelt, zusammen und ich habe deshalb die geliebten Nachtwanderungen durch den Wiener Wald zeitig aufgeben müssen.

Ich begreife, wie eine Art Geistergeschichten entstehen, und ähnlich defekte Individuen können auch als Zeugen beschwören, daß sie auch solche gesehen haben. Eine solche Illusion kann auch bei geistig und moralisch Gesunden die Intelligenz irreführen. Ich habe an einem anderen Orte erzählt, wie dieser Sehfehler mich in Verona zu einer komischen Szene führte, als ich bei hellstem Mondesschein eine scheinbar gekrümmt auflauernde Figur anrief. Sie reagierte nicht. Ich zog den Säbel, die Figur auch. Es war mein um einen scharfen Gebäudevorsprung verbogener projizierter Schatten!

Die Ungleichheit meiner Augen bedingt auch, daß ich nur mit je einem Auge plastisch sehe. Nach meiner Erfahrung kann das Auge für Plastischsehen so erzogen werden, daß es dem doppelseitigen wenig nachsteht. Ich konnte nämlich durch Korrekturen natürlich auch binokulares Doppeltsehen erzeugen und ich fand keinen wesentlichen Unterschied.

Bei dieser Pariser Reise habe ich also dem Studium meines Auges einige Zeit gewidmet und dabei nahm ich mir vor, wenn ich einmal auf einem hohen Berge stehen werde, durch Schließen des linken Auges eine Vorstellung zu gewinnen, wie ein Kurzsichtiger so eine Fernsicht genießt; ich habe durch mindestens 25 Jahre immer bei der passenden Gelegenheit darauf vergessen und mich erst in den neunziger Jahren auf der Scesaplana rechtzeitig erinnert.

Natürlich suchte ich in erster Linie den eigentlichen Gründer der Elektrotherapie, Duchenne du Boulogne auf, diesen vielleicht größten klinischen Porträtisten unter den großen französischen Meistern. Krankheitsbilder plastisch zu schaffen, ist vor allem ein nationaler Vorzug der Franzosen. Als ich ihn einmal in einem Buche mit Meissonier verglich, fühlte er sich geschmeichelt, obwohl er nicht bloß Feinmaler, sondern auch Forscher und Schöpfer war. Das offizielle Frankreich hat diesem bedeutenden Mann nicht die Stelle angewiesen, die ihm gebührte, und erst Charcot lehrte seine Landsleute ihn richtig zu schätzen. Mit Jaccoud, dem Schöpfer der internationalen medizinischen Kongresse (1867), war ich schon bekannt. Literarisch dadurch, daß er alle meine Arbeiten kannte und zitierte, und persönlich, weil er bei seiner Agitationsanwesenheit in Wien wegen des Kongresses

Oppolzer, Siegmund und mich ins Komitee für Österreich bestimmte. Jaccoud war einer der ersten Franzosen, der die deutsche Literatur kannte und in Frankreich verbreitete. Er war, wie Stellwag, ein virtuoser Leser und wie dieser ein Zeitpedant. Ich erinnere mich an seine ungeheure Aufregung, als er während des Kongresses in Wien (1873) in Gefahr war, die Dejeunerstunde um einige Minuten zu versäumen.

Ich lernte damals zwei geniale französische Mediziner kennen, Vulpian und Charcot. Vulpian ist leider früh verstorben. Mit Charcot stand ich bis an sein Lebensende im engsten freundschaftlichen Verkehre. Ich werde auf dieses Verhältnis noch vielfach zurückkommen. Charcot feierte in der Woche nach Ostern seinen Geburtstag. Da war immer größere Gesellschaft. Da ich meist in der Charwoche nach Paris kam, wurde ich immer geladen. Madame Charcot frug mich stets, mit wem ich an diesem Abende zusammen sein wolle, und lud, wenn möglich, die Betreffenden ein. Da zur selben Zeit die große Assoziation der französischen Ärzte zur gegenseitigen Hilfeleistung in Paris tagte, konnte sie mir oft die Bekanntschaft auch von Zelebritäten aus der Provinz, zum Beispiel von der bedeutenden Schule von Montpellier, vermitteln.

Charcot hat noch in den letzten Lebensjahren meinen Namen in die Geschichte der Medizin eingeschrieben, als er einer von mir zuerst beschriebenen Krankheit den Namen »Syndrôme Benedikt« gab.

Es möge hier eine charakteristische Anekdote Platz finden.

Das nach mir genannte Leiden ist ein seltenes und so brauchte es nicht nur mehrere Jahre, bis Charcot trotz des riesigen Pariser Materials auf einen Fall stieß. Seitdem wurde jeder vorkommende Fall in medizinischen Gesellschaften demonstriert und beschrieben. Da traf es sich, daß in Madrid und Wien zu gleicher Zeit ein Fall beobachtet und demonstriert wurde. In Madrid als Syndrôme Benedikt; in Wien wußte niemand, daß die Krankheit bereits beschrieben und auch in anatomischer Richtung studiert war. Einige Kliniker geistreichelten über den Fall, wiewohl inbezug auf die Fragen der Lokalisation, der anatomischen Erkrankung etc. nichts mehr zu entdecken war.

Andere von mir studierte Fragen kamen sonst übers Ausland nach Wien; nur wurden dann mit Vorliebe auswärtige Schriftsteller statt meiner zitiert. Ich schweige in der Regel in diesen Fällen, den Lokalgenius zu genau kennend. Ich habe nur einmal später remon-

striert. Bamberger hat einen Symptomenkomplex als neu beschrieben, und ich las aus meinem Buche die Beschreibung der Krankheit vor, bemerkend, daß diese nicht etwa aus dem Chinesischen übersetzt sei, sondern in meiner »Nervenpathologie« enthalten sei.*)

Während meiner Dozentenjahre rang ich um eine fixe Krankenstation, ohne die klinische Wissenschaft nicht auf die Dauer betrieben werden kann. Ich war der Liebling der Fakultätsmajorität und als Hasner Minister war, unterstützte er mich — aber umsonst. Ich erinnere mich nicht mehr, ob bei der Gelegenheit, die vom 22. November 1866 bis 20. März 1867 lief, oder einer späteren. Das ging so zu. Schon im Kollegium gab es eine Partei, unter Führung des Krankenhausdirektors Helm, eines verunglückten Paduaner Professors. Diese Partei war übermächtig im Allgemeinen Krankenhause und war mit den Referenten der Statthalterei und im Ministerium eng liiert. Neidische Opposition gegen die Großen der Schule war der Grundton der Moral und des Wollens dieser Partei. Sobald das Professorenkollegium einen jungen Gelehrten auf sein Schild hob, hatte diese Partei einen Gegenkandidaten, den sie unterstützte, und sie war außerhalb des Kollegiums und in allen Angelegenheiten, deren Entscheidung nicht vom Unterrichtsministerium abhing, mächtiger als die Meister der Wiener Schule. Einer solchen rücksichtslosen Bureaukratenpartei imponiert keine Leistung; sie berauscht sich an ihrer positiven und negativen Machtfülle. Mir setzte sie den Dr. Friedrich Fieber gegenüber und setzte ihn bei der Erlangung von Zimmern im Krankenhause durch, als ich mich im November 1866 um eine Abteilung (2 Zimmer mit je 12 Betten) mit Unterstützung des Professorenkollegiums bewarb.

Ich zitiere aus den Akten das Referat von Oppolzer.

»Referent hat vielfach Gelegenheit gefunden, sich von der Tüchtigkeit des Bittstellers in der Pathologie der Nervenkrankheiten und deren elektrotherapeutischen Behandlung zu überzeugen, indem Dr. Benedikt auf der Klinik des Referenten seine Kurse über Elektrotherapie hielt. Ich habe so gelungene Heilungen beobachtet, daß ich mich gedrungen fühle, im Interesse des Fortschrittes den Bittsteller dem löblichen Professorenkollegium bestens zu empfehlen. Dr. Benedikt hat sehr fleißig gearbeitet, es liegen seiner Bittschrift

*) Es war die von mir als: »Einseitige progressive Lähmung der Gehirnnerven« beschriebene Krankheit.

viele Abhandlungen bei, welche beweisen, daß er ein genialer Arzt ist, welcher bereits bedeutende Fortschritte in der Elektrotherapie und in der Pathologie der Nervenkrankheiten angebahnt hat. Die Kritik über seine Leistungen ist eine glänzende (Oppolzer zitiert Eisenmann, Jaccoud und Cyon). Die vorgelegten Arbeiten kenne ich schon seit früherer Zeit und kann ihnen meine volle Anerkennung nicht versagen. Dr. Benedikt hat in der Elektrotherapie in Österreich entschieden das meiste geleistet, seine Erfahrungen in dem Fache sind die größten, sein Talent anerkannt.«

Der Minister Hasner setzte sich einmal aufs wärmste für mich ein, ohne Erfolg. Der Dickschädel Giskra, der einmal erklärt hatte, die soziale Bewegung höre in Bodenbach auf, verteidigte vom bureaukratischen Standpunkte sein Ressort, zu dem die Krankenhäuser gehörten, gegen die Invasion der Unterrichtsverwaltung. »Beim preußischen Ministerium des Innern«, sagte mir Hasner, »hätte ich Ihr Gesuch gewiß durchgesetzt; Kanonen kann ich gegen Giskra nicht aufführen.«

In einer späteren Epoche führte der Kampf um meine klinische Existenz zu einer Katastrophe, die ich in einem späteren Abschnitte beschreiben werde.

Im Jahre 1867 besuchte ich die Naturforscherversammlung in Frankfurt am Main. Diese Versammlung war für mich voller Anregung. Dort demonstrierte Gerlach zuerst Präparate, welche die ganze Nervenanatomie und Physiologie umgestalteten und besonders für die mögliche Auffassung und Darstellung der Seelenkunde als Physiologie des Gehirnes bahnbrechend waren. Durch sie wurde die sogenannte Neuronenlehre geschaffen. Griesinger und ich überlegten, wie wir uns in die neue Lehre schicken sollten. Merkwürdigerweise wurde diese neue Lehre allgemein ignoriert, bis sie ein Italiener — Golgi — und ein Spanier — Ramon y Cajal — vorbrachten. In England und Frankreich hätte man sich beeilt, den gebührenden nationalen Ruhmestitel in Anspruch zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß es in Deutschland ebenso wie in Österreich vorkommt, daß Männer und deren Leistungen ignoriert werden, wenn sie nicht zur herrschenden Gesellschaft gehören.

Eines Abends saßen Griesinger, Lasègue aus Paris und ich in einem Winkel des Versammlungssaales und besprachen die »dunklen Krankheiten des Gehirnes und der Seele«. Dort entstand das Bild des »Platzschwindels«, das ich bald darauf beschrieb und das von Westphal unter dem griechischen Namen Agoraphobie

wieder entdeckt wurde. Dort teilte der Pariser Kollege eine Art von hypnotischen Versuchen mit, die ich in Wien wiederholte und in meinem Buche (1868) als Lasèguesche Versuche mitteilte. Damals wurden solche Prozeduren noch als tierischer Magnetismus bezeichnet. Von letzterem durfte man damals akademisch nicht sprechen, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, wenigstens gespießt und gebraten zu werden. Als dann später der Nansenlärm, die Charcotschen Schilderungen des Traumwachens bei der sogenannten Grande Hysterie erschienen und die Nanziger nicht schwindelfreien Versuche aufkamen, kannte ich die wesentlichen Tatsachen und war gewappnet, nichts Tatsächliches zu verleugnen und die widersinnigen Annahmen und Angaben, die von ernstesten Männern gemacht wurden, kritisch zu behandeln.

Auf dieser Versammlung passierte es mir, Doppelgänger zu sein. Als ich zum erstenmal im Festsaale erschien, kam ein Herr, der sich vorstellte, auf mich los und fragte mich, wer ich sei. Auf die Gegenfrage, wie er dazu käme, sich für mich zu interessieren, sagte er mir, er und seine Freunde hätten mich für Kußmaul, den berühmten Heidelberger Kliniker, gehalten. Ich war erstaunt, da ich Kußmaul für einen schönen Mann hielt und mich nicht. Während der ganzen Versammlung wurden wir miteinander fortwährend verwechselt, obwohl der Kollege viel älter war. Merkwürdigerweise änderte sich diese Ähnlichkeit rasch, denn auf der nächsten Versammlung fand keine Verwechslung mehr statt.

In meine letzten Dozentenjahre fällt ein glückseliges Privatereignis, meine Verlobung und meine Heirat (20. Jänner 1868). Ich habe mir ein Weib errungen, wie ein edleres und besseres nicht zu erringen war. Aber auch auf diesem Ereignisse lag ein Fluch meines Lebens; ich mußte mir mein Glück durch schwere Kämpfe und Opfer erringen. Die Geschichte meiner Verehelichung ist ein Ausschnitt aus der politisch-konfessionellen Geschichte Österreichs der damaligen Zeit. Ich habe jetzt nicht die Kraft und den Mut, diese Geschichte niederzuschreiben, da eben in den letzten Tagen (8. März 1905) mir meine edle Frau durch eine schmerzliche Krankheit entrissen wurde.

Mit meiner Ernennung zum Extraordinarius am 3. Februar 1869 endigten sozusagen meine akademischen Flitterjahre.

VI. Die Menschenkenntnis und die ärztliche Kunst.*)

Daß der ärztliche Beruf ohne physiologische Kenntnisse nicht bestehen könne, ist heute ein Axiom. Zur Zeit, als ich in die medizinische Karriere eintrat, gab es schon bedeutende Psychopathologen und instinktive Psychologen. Die Psychopathologen hatten die Reversseite, daß sie die Psychologie der normalen und der nicht eigentlich geistig kranken, abnormen Menschen nicht kannten, und die allgemeine Schulung der Medizin war derartig, daß sie zur Entscheidung über Fragen vom Typus abweichender Seelenzustände eher verwirrend als orientierend waren.

Ich habe in früheren Abschnitten gezeigt, daß ich mir die Lehren der Psychologie aus der Geschichtsschreibung und aus den Dichtern und besonders aus den Dramen geholt habe und der fleißige Besuch des Theaters war eine kaum weniger wichtige Schule der Menschenerkenntnis für mich. Ich habe mir auch früh angewöhnt, nach Art der Dichter und der Historiker alle mich interessierenden Personen intellektuell, ethisch, ästhetisch, inbezug auf Temperament und Willenseigenschaften zu zerlegen und zu beobachten, ob ihre Äußerungen, ihr Verhalten, ihr Tun und Lassen, also die synthetischen Vorgänge mit den analytischen stimmen. Begreiflicherweise machte ich diese analytischen und synthetischen Studien auch an den Kranken und komme auf deren Bedeutung noch zurück und besonders interessierte mich, daß aus dem Leben der Geisteskranken geradezu fundamentale Schlüsse auf die Normalpsychologie gemacht werden konnten, weil die Geistesstörungen elegante Experimente der Natur sind, um das Geistesleben durch

*) Dieser Abschnitt wurde auf Wunsch des Verlegers schon hier eingeschaltet.

Veränderung des einen oder des anderen Faktors klarzulegen. Besonders der Satz von der Untrennbarkeit des Zusammenwirkens der drei Geisteskräfte, nämlich des Intellekts, des Gefühles und des Wollens, wurden durch diese Naturversuche zur höchsten Evidenz gebracht. Weiters mußte das Studium der Menschen lehren, daß mehr minder in allen dieselben Elemente vorhanden sind und daß anderseits der Reichtum an Individualismus aus den verschiedenen Mengen und der verschiedenen Stärke der vorhandenen Elemente in den drei Seelengebieten entsteht. Weiters wird dem Menschenkenner klar, daß eigentlich alle Elemente eines Individuums durch Abstammung, Umgebung und Schicksale in der Art ihrer Verbindung und Stärke des Auftretens bedingt sind und also eigentlich im Individuum so wenig oder fast gar nichts ursprünglich Individuelles vorhanden ist.

Ich habe früher vom Theater gesprochen. Wenn man berühmte Schauspieler oft gesehen hat, so kommt man zur Überzeugung, daß doch immer nur relativ wenige Rollen psychologisch vollendete Darstellungen sind, in denen die äußere Erscheinung, die Gebarung, die Sprache und die Mimik ein ganzes, volles Seelenleben repräsentieren.

Es gibt viele bedeutende Rollen, deren volle psychologische Vollendung ich noch von keinem Künstler erreicht fand, obwohl ich sie von vielen bedeutenden Fachmännern darstellen sah, während ich manche Rolle trotz individueller Verschiedenheiten der Künstler und daher auch der Darstellung als volle Lebensbilder anerkennen mußte, so zum Beispiel Hamlet von Josef Wagner, von Dawison in seiner Blüteperiode, von Sommersdorf und Rossi. Ich habe eine große Summe voller Lebensbilder darstellen gesehen, die mein psychologisches Kennen bereicherten. Hatte ich doch Anschütz, Laroche und Loewe, Josef Wagner und Dawison, Fichtner zum Beispiel als Kaiser Rudolf in Grillparzers »König Ottokars Glück und Ende«, Baumeister, Robert, Sonnenthal, Mitterwurzer, Kainz genossen, vom Neger Ira Aldridge Macbeth und Shylock darstellen gesehen und gehört, Salvini, Rossi, Zacconi, Novelli genossen, die Mitglieder der Goldonitruppe bewundert, das Klärchen und die Luise von der Seebach, die Hero und Iphigenie von der Bayer-Burek, die »Jüdin von Toledo« von der Reinhold, die Adelheid zum Beispiel in »Götz« von der Wolter, und die Chargen der Gallmayer; die Kleopatra, die Bambola und die Veilchendame von der Duse usw., viele Darstellungen der genialen Hohenfels-Berger (zum Beispiel die Prinzessin in »Heinrich V.«, das »Hannele« etc.)

bewundert. Die Parodien von Nestroy, der Meineidbauer von Rott (Wieden), »Mein Leopold« von Matras, viele Meisterdarstellungen von Martinelli, besonders in den Stücken von Anzengruber und als Gruber in »Schlagende Wetter« der Delle Grazie und viele Nestroyrollen von Blasel waren für mich wahre Vorlesungen für Menschenkenntnis. Ich will noch der Ristori und Rachel gedenken und der klassischen Darstellungen, die ich in den fünfziger Jahren im Theatre français und im Odeon erlebte.

Ich will mich hier auf diese Andeutungen beschränken, weil ich nicht Theatererinnerungen zu schreiben gedenke, sondern nur auf die Bedeutung großer Darsteller für die Seelenkenntnis hinweisen wollte. Selbst in der Oper habe ich herrliche Seelenbilder erlebt; ich erwähne nur die unvergeßlichen Darstellungen des Propheten, des Lohengrin und des George Brown durch Ander oder der Rosine in Rossinis »Barbier von Sevilla« durch die Patti etc. etc.

Eine andere unwillkürliche Quelle für eine Seelenkenntnis in anderer Art bilden die Gerichtsverhandlungen. Während die Dichter gewöhnlich nur die Seelenkunde der Motiven- und Leidenschaftsverbrecher enthüllen und nur ein Shakespeare zum Beispiel sich an die geborenen und professionellen Verbrecher heranwagt, lehren uns die Gerichtsverhandlungen angeborene und erworbene Defekte des sittlichen Lebens kennen, zu deren Enthüllung zunächst psychologisch veranlagte und geschulte Ärzte berufen sind.

Leider wurde nicht sofort erkannt, daß die Ärzte als Denker berufen sind, solche moralische Defektmenschen zu analysieren, aber nicht über den Grund ihrer »Zurechnungsfähigkeit« oder ihrer »Strafbarkeit« zu urteilen. Es hätte sollen im vorhinein feststehen, wie ich und mit mir die britischen Ärzte es als Axiom ausgesprochen haben, daß die sozialjudizielle Behandlung der moralischen Defektmenschen ausschließlich Sache der Richter — freilich wissenschaftlich und psychologisch geschulter und begabter — sei. Den Nachweis von Belastung und von anatomischen Kennzeichen der Defekte kann der Arzt liefern und dadurch die Denkungsart der Juristen beeinflussen; eine Entscheidung kann seine Aussage nur dann hervorrufen, wenn der psychische Defekt durch eine psychische Erkrankung im klinischen Sinne bedingt ist, das ist wenn Halluzinationen, Tobsucht, Verwirrtheit oder Blödsinn vorhanden ist oder wenn Psychoepilepsie oder pathologische Angstzustände oder Intoxikation als Ursachen der Tat nachzuweisen sind. Die momentanen Sinnesverwirrungen sind gewöhnlich willkürliche Annahmen, welche von

mangelhafter Organisation, zum Beispiel Mangel an Geistesgegenwart und an Selbstbeherrschung, oder von übertriebener Panik abhängen und deren Anteil an der Zurechnung der Tat und erforderlichen sozialjudiziellen Behandlung der Richter zu beurteilen hat.

Ich werde an einer anderen Stelle das richtige Gleichgewicht zwischen Richtern und Experten in England beschreiben, während dieses Gleichgewicht fast in allen anderen Ländern schwer gestört wurde und gestört wird. Dies wäre wenigstens in Wien nicht nötig gewesen, wenn nicht unehrliche Verhältnisse meine Lehrtätigkeit lahmgelegt oder gestört hätten. Solange die Psychopathologen keine Kenner des normalen und des abnormen Seelenlebens sind, werden sie häufig irregehen und zum Beispiel in den Fehler Puschmanns verfallen, einen Richard Wagner für geisteskrank zu erklären oder eine Herzogin von Koburg oder den Fürsten Sulkowsky, die durch ihr Treiben für eine »Kuratel mit Verwahrung« geeignet sind, ihrer Rechte als Geistesgesunde zu berauben. Leider besteht diese Institution: »Kuratel mit Verwahrung«, die ich vorgeschlagen habe und die allgemeinen Beifall findet, noch nirgends gesetzlich.

Daß ein psychologisch gebildeter Arzt einen angeborenen oder erworbenen moralischen Defekt beheben könne, habe ich mehrmals erprobt und auch besprochen. So zum Beispiel gibt es geborene Diebe, welche mit triebartiger Schnelligkeit stehlen, bevor der Intellekt, das Gewissen und das Ehrgefühl in Wirkung treten. Indem man solchen Kindern durch eindringliche Vorstellungen der Folgen die Bahnen von den Zentren des triebartigen Handelns zu den höheren psychischen Zentren ausschleift, kann man sie retten und ihnen besonders einschärfen, daß sie, wenn sie doch wieder triebartig gehandelt haben, sich sofort den Eltern und den Lehrern anvertrauen, damit das Geschehene sofort gutgemacht werde. Der psychologische Scharfblick des Arztes kann manche geheime antisoziale und sündhafte Neigung herausfinden und noch zur rechten Zeit korrigieren. Darum bestand ich auch auf dem ersten Philanthropenkongreß in Brüssel darauf, daß psychologisch gebildete Ärzte herangezogen werden, wenn es sich um die Behandlung moralisch verlassener, besonders belasteter Kinder handelt. Damals wurde ich fast verhöhnt; heute ist meine Anschauung allgemein angenommen. Ich bespreche diese Frage an anderer Stelle.

Eine psychologische Virtuosität ist für den ärztlichen Erfolg Grundbedingung bei gewissen Erkrankungen, wie Hysterie, Hypochondrie und Neurasthenie und überhaupt ist eine gewisse Seelen-

kenntnis für den Arzt notwendig, um Unglückliche von Verzweiflungstaten abzuhalten und Kranke bis zu ihrer Todesstunde bei Trost zu erhalten.

Ich will zunächst über letzteres Thema einige Erfahrungen aus meiner Praxis anführen. Ein feiger Frömmler hatte eine Todeskrankheit. Im Einverständnisse mit seiner Familie vermied ich es, ihn an seine Pflicht, sein Testament zu machen, zu mahnen und die letzten Tröstungen der Religion, nach denen er sich, wenigstens nach seinen Äußerungen, sehnen sollte, entgegenzunehmen. Ich traf ihn einst in einer furchtbaren Aufregung durch Todesangst. Ich stand am Fenster und sagte ihm, es sei eine Albernheit von ihm, vom Tode zu reden. Da gehe gerade ein Herr, den er kannte, vorüber, der dasselbe Leiden gehabt habe und jetzt promeniere. (Natürlich war dieser Zufall eine Erfindung von mir.) Er fragte mich, ob ich wirklich so denke. Er wurde ganz ruhig und ich ging fort. Man schickte mir sofort nach; er verfiel gleich darauf in rasch verlaufende bewußtlose Agonie und der geholte Priester reichte dem Bewußtlosen die letzte Ölung. Freilich mußte ich auch den Priester dahin beruhigen, daß die Agonie unerwartet eingetreten sei.

Vor einem Vorgarten vorbeifahrend, erblickte ich einen Kollegen — einen Zahnarzt — und ich machte die Diagnose auf Leberkrebs. Wenige Tage darauf konsultierte er mich und ich redete ihm eine Leberneuralgie ein. Einst traf ich ihn in erschöpftem Zustande und in ungeheurer Todesangst. Er erklärte, sein Leiden müsse ein ernsteres sein. Da fuhr ich ihn barsch an und sagte, es sei traurig, daß so mancher Zahnarzt die übrige Medizin vergesse, sonst könnte er nicht so reden. Der Kranke beruhigte sich vollständig und doch war es seine Todesstunde, denn bald nach meinem Fortgehen verfiel er in Agonie. So kann die richtige psychische Behandlung auch in der Todesstunde Beruhigung erzeugen.

Ich will hier eine merkwürdige psychologische Beobachtung einschalten. Unbedeutende Symptome regen gerade Ärzte am meisten auf und sie sehen sich schon den schwersten Erkrankungen verfallen, die mit den betreffenden Krankheitserscheinungen beginnen können; über unheilbare Erkrankungen täuscht man die Ärzte leicht weg, fast leichter als Laien.

Die Ausnahmen sind selten und ich will hier das Beispiel unseres berühmten Klinikers Bamberger anführen. Er befand sich zu meiner Überraschung im Hochsommer in Wien und ich hatte einige Konsultationen mit ihm. Er hatte ein kachektisches

Aussehen, war sehr leidend und ich fragte ihn, ob er den Winter nicht lieber im Süden zubringen werde. Da sagte er mir, er habe die Diagnose seines unheilbaren Leidens bereits gemacht, er wolle tätig sein, solange er könne; er werde den Winter nicht überleben und wolle zu Hause sterben. Seine Autodiagnose und Prognose war so genial und exakt wie die vielen, die er sonst gemacht hatte. Solchen Stoizismus und solche Rückweisung einer Täuschung habe ich bei keinem zweiten Arzt erlebt.

Auch bei Verzweiflungszuständen, wenn sie auch nicht ärztlicher Natur sind, ist der psychologisch denkende Arzt öfters in der Lage, glücklich einzugreifen, wenn er als Seelenkenner den Verzweiflungszustand erkennt und ahnt, daß daraus eine Verzweiflungstat folgen kann. Es liegt an der Kunst, den Verzweifelten zur Aussprache zu bringen, besonders wenn man die Ursache der Verzweiflung zu erraten und anzudeuten versteht. Mit der Aussprache ist oft die Möglichkeit der Hilfe gegeben oder wenigstens die Abschwächung des inneren Seelenschmerzes, welche zur Erduldung geeigneter macht. Der seelenkundige Arzt ist zuerst berufen, aus dem mimischen Ausdrucke und aus dem Verhalten die Tiefen eines Second life zu ergründen, während die Umgebung von dem Sachverhalte, der zur Verzweiflung führt, oft keine Ahnung hat und ein ärztlicher Fachsimpel eine Dyspepsie, einen gestörten Schlafzustand oder eine »unschuldige« Nervosität sucht und findet.

Von den Krankheitszuständen, bei denen der psychologische Scharfsinn und die psychologische Kunst des Arztes unvergleichlich nötiger und wirksamer sind als die bisherige Wissenschaft, ist vor allem die Hysterie zu nennen. Ich habe zuerst in einer Abhandlung: »Über Neuralgien und neuralgische Affektionen und deren Behandlung« das eigentliche — biomechanische — Wesen der Hysterie aufgedeckt, indem ich sie als erhöhte Erschütterbarkeit und Erschütterung des Nervensystems definierte.*) Charcot schrieb mir über diese Abhandlung in einem Briefe vom 19. Mai 1892:

»Je reçois avec grand plaisir votre aimable lettre et la leçon sur les nevralgies et les affections nevralgiques. C'est un grand sujet, que vous avez traité grandement et vous doit beaucoup. Votre travail est de ce coté comme de tant d'autres une source inépuisable.

J'admire la definition que vous donnez de l'hysterie

*) »Klinische Zeit- und Streitfragen« 1891, VI. Bd., 3. H., Wien.

et je vois avec un plaisir énorme, que vous partagez ma façon de comprendre le choc nerveux.«

Charcot hatte nämlich den genialen Gedanken, die reinen nervösen Erscheinungen des Eisenbahnchoks sozusagen als künstlich erzeugte Hysterie aufzufassen.

Daß die kleinen Neurologen kein Recht haben, meine Auffassung der Hysterie zu ignorieren, wenn sie der große Pariser Neurologe »bewundert« hat, versteht sich von selbst und ich habe den Brief Charcots zitiert, damit der Laienleser mir mit vollem Vertrauen folge. Es ist eine uralte Erfahrung, daß Weiber unter Emotionen mehr leiden als Männer und darum werden sie auch leichter hysterisch. Die Erschütterungen des Nervensystems bei Weibern gehen zum Teil als Zerrungen und Reizungen von ihren Spezialorganen aus und auch die Inkongruenz der sexuellen Befriedigung, die beim weiblichen Geschlechte so häufig ist, wird zu einer Hauptquelle für die Erschütterung des erschütterbaren Nervensystems, und zwar sozusagen im mechanisch negativen oder positiven Sinne. Zu bemerken ist, daß auch Zerrungen und Reizungen von anderen Organen aus die Erscheinungen erzeugen können, wobei häufig die Merkwürdigkeit besteht, daß diese Organerkrankungen ohne Lokalzeichen verlaufen und quasi erraten werden müssen. Auch tiefe Veränderungen des Blutes und des Harnes können hysterische Erscheinungen erzeugen. Alle diese Umstände fordern den ärztlichen Scharfsinn heraus, während gewöhnlich gerade dieses Leiden von den Fachmännern mit der größten geistigen Indifferenz behandelt wird.

Diese Quellen der Erschütterung erzeugen auch positive Erschütterungen des Gehirnes, besonders der Gefühls- und Willenssphäre. Vor allem aber sind es seelische Einflüsse durch Kummer, Elend, Kränkung, innere unerfüllte und unerfüllbare Erregungen und durch Schicksalsschläge, welche die Hysterie mit ihren Konvulsionen und Lähmungen, mit ihren Schmerzen und Empfindungslosigkeiten erzeugen. Mit dem Wechsel der Stimmung und auch mit vorübergehender Veränderung der Verhältnisse wechseln die Erscheinungen und man hat durch diesen Wechsel den tiefen Ernst der Erscheinungen verkannt. In der Hysterie hat die Natur eine Summe von Problemen aufgehäuft, um die Ärzte nicht übermütig zu machen, wenn sie stolz auf eine neue Reihe gelöster Probleme sind. Die Hysterie ist ein mächtiges Lückenverzeichnis für fehlende Erkenntnisse der Physiologie und Pathologie. Die Erfolge oft ver-

schmitzter Scharlatanerie, von »Wundern« etc. sind ebenfalls Probleme für die Wissenschaft. Der Grund, warum oft nichtärztliche Einflüsse Erfolge haben, liegt eben in seelischen Einflüssen, über deren Natur die Ärzte sich Klarheit verschaffen müssen.

Um Hysterie zu verstehen und auch um sie heilen zu können, ist ein anderer Fundamentalsatz der Physiologie wichtig, den ich zuerst auf dem Kongresse in Moskau (1897) ausgesprochen habe, nämlich daß dieselben Nerven in doppeltem Sinne leiten, das heißt von der Peripherie gegen das Zentrum und umgekehrt. Ohne diesen Satz, besonders für die Empfindungsnerven, den die Physiologen und Pathologen bis heute ignorieren, ist ein Verständnis der Hysterie — wie der Hypochondrie — unmöglich. Jede Reizung von der Peripherie kann das Gehirnleben der Hysterischen erschüttern und jede Erregung vom Gehirn aus kann Schmerzen, Lähmungen, Unempfindlichkeiten und Krämpfe und die sonderbarsten Zirkulationsstörungen bis zu den sogenannten blutigen Wundmalen erzeugen oder diese Erscheinungen hemmen. Wenn ich mir die Natur als malitiös vorstellen könnte, so würde ich sagen, sie habe aus Bosheit gegen die ärztliche Kunst noch einen anderen besonderen Mechanismus angelegt, nämlich, daß Reize in beiden Richtungen Bahnen einschlagen können, die für das normale Leben nicht ausgeschliffen sind. Ich habe in einem Vortrage in der Académie de médicine in Paris gezeigt, daß dieser Mechanismus auch für die Fortpflanzung der Reize bei Geschwülsten im Zentralnervensysteme bestehe; bei der Hysterie erzeugt dieser Mechanismus die paradoxesten Symptomenkomplexe, welche verwirrend auf die ärztliche Intelligenz wirken und so oft zur ungerechten Beschuldigung des Gemachten und Simulierten führen, während das Zustandekommen dieser Erscheinungen beim normalen Individuum gar nicht möglich ist und daher auch nicht »gemacht« sein kann.

So wird das Auffinden der somatischen und psychischen Ursachen der Hysterie ein wichtiger Prüfstein für ärztliches Verständnis und ärztlicher Kunst und der Psychologe kommt zu Ehren.

Die Frage der Auffindung der somatischen Ursachen gehört nicht hierher. Ich will hierüber beiläufig nur die eine Bemerkung machen, daß die einseitige Betonung der somatischen Ursache in unseren Tagen zu einer Operationsmanie geführt hat, die wissenschaftlich und ethisch nicht vollberechtigt ist und über die ich mich in meiner Schrift: »Das Hinüber und Herüber in der Gynä-

kologie« (Wiener mediz. Wochenschrift 1903, Nr. 1) energisch ausgesprochen habe.

Ein somatisches Leiden, das schwere Hysterie erzeugt, vom Arzte oft erraten werden muß und einen eigentümlichen Einblick in das Seelenleben des Weibes gewährt, will ich hier kurz erwähnen. Es besteht in einem Jucken innerhalb der Spezialorgane. Jahrelang leiden nicht nur Mädchen, sondern auch Frauen daran, ohne daß diese sich ihren Müttern, Männern oder Hausärzten anvertrauen, obwohl sie an Folgezuständen ernstester Art, wie zum Beispiel an Melancholie, rasenden Kopfschmerzen etc. leiden. Ich hätte es für übertriebene Schamhaftigkeit gehalten, wenn nicht eine »Künstlerin«, der kein Wort, keine Geste und kein Treiben zu zynisch war, schwer darunter gelitten hätte, ohne es je ihren Ärzten zu gestehen. Als ich die somatische Ursache des Leidens erriet, gestand sie es erst ein und das tun dann auch die Anständigen. Die Hilfe ist dann oft leicht und rasch. Der psychologische Grund des Geheimtuns liegt nach der letztzitierten Erfahrung tiefer. Viele Männer und Weiber haben eine große instinktive Scheu, Gebrechen ihrer Sexualität zu bekennen.

Ich will nun eine Reihe von Erfahrungen aus meiner Praxis anführen, um zu zeigen, welch wichtiger Faktor die Seelenkunde bei der Erkennung und Behandlung der Hysterie ist.

Zuerst einen fast scherzhaften Fall. Ein Backfisch in einer Provinzstadt litt an heftigen Kopfschmerzen, und man fürchtete den Ausbruch einer Gehirnentzündung. Ich wurde zur Konsultation berufen. Mit dem Blicke, den ein geborener Kliniker haben muß, erkannte ich, daß kein schweres Leiden vorliege. Ich ersuchte den Arzt und die Mama, sich zu entfernen und mich mit der Kranken allein zu lassen. Ich tastete zunächst, ob eine somatische Ursache vorliege, und erhielt ein negatives Resultat. Ich dachte zunächst an den häufigen geheimen Kummer eines Backfisches, an kindische unglückliche Liebe. Auch das war nicht der Fall. Endlich offenbarte sich der Seelenkummer. Das Fräulein wollte ins Institut zurück, um weiter zu lernen, besonders da im kommenden Jahrgange Vorlesungen über klassische Literatur und Kunst zu erwarten waren. Ich sagte ihr den Wunsch zu, unter der Bedingung, daß sie aufstehe, sich ankleiden lasse und zum Diner erscheine. Ich läutete dem Stubenmädchen und entfernte mich. Nach kurzer Zeit erschien die Kranke, deren Wunscherfüllung ich inzwischen durchgesetzt hatte, und die Meningitis war und blieb geheilt. Ich habe später die Kranke als junge Frau und Mutter wieder kennen gelernt.

Nun will ich einen anderen Fall von Meningitis erzählen, der, wie der frühere, hysterischer Natur, durch eine Emotion bedingt war.

An einem Vormittag sah ich im Hotel eine Dame mit ihrem »Manne«. Sie klagte über heftige »Kopfschmerzen« und sie habe zu Hause eine Gehirnhautentzündung (Meningitis) überstanden. Ich sagte der Dame: »Sie haben Ihre Ärzte getäuscht. Sie haben keine so schwere Krankheit gehabt, sondern eine schwere, kummervolle Aufregung.« Die Dame fragte pikiert, woher ich dies vermute und ich sagte ihr, wenn ich die Nerven einer Dame kenne, kenne ich auch beiläufig ihren Roman. Nachmittags erschien die Dame tief verschleiert in meiner Ordination mit ihrem »Manne«. Nach ihr kam eine Wiener Klientin, die sehr aufgeregt war. Sie frug mich, wer die Dame sei und wer der Mann, der sie begleite. Ich hatte um den Namen nicht gefragt und hätte ihn natürlich auch nicht verraten. Da sagte die Wiener Klientin: »Dies ist meine Schwägerin; ich habe sie erkannt. Der ‚Mann' ist aber nicht mein Bruder, der Oberst.«

Am anderen Tage bat mich die fremde Kranke, ich möchte ihr einen Gynäkologen empfehlen, sie wolle wissen, ob sie in der Hoffnung sei. Als dies der Gynäkolog verneinte, war die »Meningitis« schnell und definitiv geheilt.

Wenige Wochen später erschien der Oberst bei mir, klagte über Schwäche und erzählte, daß er mit seiner Frau seit $1^1/_2$ Jahren keinen näheren Umgang habe. Der »Mann« vom Hotel war, wie ich erfuhr, ein Rittmeister des Regiments und die Angst vor einem Kuckucksei hat die angebliche Meningitis gemacht.

Ein dritter Fall möge hier Platz finden. Ich wurde in eine Provinzstadt zum Konsilium berufen. Ich fand eine junge Dame vor, die seit Monaten vom Morgen bis Abend an Hustenschreikrämpfen litt. Sie empfing mich mit den Worten: »Herr Professor, Sie werden mich nicht kurieren!« Ich wußte hiermit, daß dem Falle ein schwerwiegendes Geheimnis zugrunde liege. Ich sagte dem geistvollen Hausarzte, ich könne als Familienfremder hier nicht tief bohren; er möge es versuchen, das Geheimnis zu erfahren. Der Hausarzt konnte nichts erfahren. Später kam die Kranke ungebessert mit ihrer Tante nach Wien. Da eröffnete ich der Mutter der Kranken, ich hätte den Verdacht, daß ihre Tochter geschlechtlich mißbraucht worden und daß sie davon somatisch und psychisch krank sei. Im ersten Moment war die Dame ent-

setzt und empört über die Zumutung. Ich sagte ihr, daß ich in der Regel ein solches Geschlechtsgeheimnis einer Patientin nicht einmal der Mutter verrate, weil die Damen oft in irgendeiner Aufwallung das Geheimnis zum Beispiel in Gegenwart von Dienstboten preisgeben. Hier handle es sich aber um die Heilung eines schweren Zustandes und hier müsse volle Klarheit herrschen. Die Dame kehrte bald mit verweinten Augen zurück. Ich hatte richtig vermutet; das Mädchen sei als zehnjähriges Kind von einem Manne oft mißbraucht worden. Sie leide seitdem oft an brennenden Schmerzen. Die Hauptursache ihres Leidens aber sei, daß dieser Schurke seitdem Karriere gemacht habe und sie ihm, seit sie als reifes Mädchen in die Residenz kam, öfters in der Gesellschaft begegnete.

Als ich zur Kranken kam, sagte sie mir: »Jetzt werden Sie mich kurieren.« Und in der Tat konnte das somatische Leiden in kurzer Zeit weggeschafft werden. Ihre nächste Frage war, ob jeder Arzt, der sie gesehen hat oder sehen werde, ihr Geheimnis erraten werde. Ich beruhigte sie darüber. Sie fragte noch, ob sie, ohne sicher kompromittiert zu werden, heiraten könne. Ich tröstete sie damit, daß nicht alle Männer Routiniers seien und daß sie von kompetenter Seite schon Verhaltungsmaßregeln erhalten werde. Nach dieser Aussprache ward die Patientin bald geheilt, heiratete und lebte in glücklicher Ehe und wurde nicht einmal krank, als ihr Mann auf tragische Weise zugrunde ging.

Schwieriger noch war das erlösende Geheimnis in folgendem Falle zu lüften. Eine junge Schneiderin, die wohl unbewußt homosexuell veranlagt war, was sich durch ihre exzentrisch heiße Anhänglichkeit an ihre Freundinnen bewies, zeigte plötzlich ein sehr aufgeregtes Benehmen; sie verließ das mütterliche Haus und quartierte sich in einem Hotel ein, wodurch ihr Ruf und ihre Stellung gefährdet waren, und ihre Stellung war für sie und ihre verunglückte Familie, die früher in großem Wohlstande leben konnte, von größter sozialer und ökonomischer Bedeutung. Ihre Mutter brachte sie zu mir und ich sagte ihr sofort, daß ihr Treiben auf einem Geheimnisse beruhen müsse und daß es ihre Pflicht sei, dasselbe preiszugeben. Sie erklärte dies für unmöglich. Ich bot meine ganze Beredsamkeit auf, schlug zarte, harte, donnernde Töne an. Die junge Dame wälzte sich vor Seelenschmerz auf dem Boden, bis es mir gelang, ihr den Mund zu öffnen.

Sie erzählte folgende merkwürdige Geschichte. Als sie nach

den beendeten Arbeitsstunden allein im Modesalon war, kam eine Zigeunerin und sagte ihr, sie wolle ihr aus den Handlinien prophezeien. Sie erkenne, daß die junge Dame eine Freundin habe, welche sie sehr liebt. Diese werde sterben, wenn sie sich nicht entschließt, jede Woche eine falsche Beichte über eine und dieselbe schwere Sünde abzulegen und wenn sie dies Geheimnis verrät. Und siehe da, die fromme Katholikin legte wirklich jede Woche die falsche Beichte ab und die Gewissensbisse darüber und die Angst um die Freundin hat ihr ganzes seelisches Gleichgewicht gestört. Es versteht sich von selbst, daß es mir nun sofort gelang, der jungen Person das Törichte und Frevelhafte ihres Treibens nachzuweisen und das Gleichgewicht um so mehr herzustellen, als die Freundin bei bester Gesundheit blieb. Die betreffende Dame erlitt noch eine Reihe längerer psychopathischer Anfälle hysterischer Natur auf Grundlage schuldlos gebliebener perverser sexueller Anlage.

Es gibt eine eigene Form hysterischer Erkrankung, die besonders im jugendlichen Alter und auch bei Knaben vorkommt, welche der seelischen Beeinflussung besonders zugänglich ist. Es ist dies eine Form hysterischen großen Veitstanzes mit Atmungs-, Schrei- und Krähkrämpfen und dergleichen. Diese Form hat noch dazu die Eigentümlichkeit, daß sie zur Nachahmung herausfordert und zum Beispiel in einem Institut oder in einer Familie endemisch werden kann. Im Beginne und wieder auf der Höhe der Erkrankung kann man die Patienten dazu erziehen, diese Anfälle zu unterdrücken, jedoch in jedem Falle in geeigneter Weise, einmal durch gütiges Zureden, einmal durch Strenge, durch Wachrufen des Ehrgefühles, durch scheinbare Entziehung der Sympathie etc. Der Arzt muß aber den richtigen Zeitpunkt treffen. Wenn nämlich der Kranke sich anstrengt, die Anfälle zu unterdrücken und es gelingt ihm nicht, dann bekommt er das Gefühl, daß man ihn falsch beurteile, daß man ihm unrecht tut. Gewöhnlich benimmt sich die Umgebung bei diesem Leiden unvernünftig durch zuviel Schreck und Mitleiden und die Gesunden müssen immer erst zurechtgerichtet werden, bevor man der Krankheit zu Leibe gehen kann. Die Kranken können zuletzt die Anfälle hervorrufen, wenn sie etwas durchsetzen wollen, und gerade wenn man dies merkt, ist der Zeitpunkt günstig, die Kranken zur Unterdrückung der Anfälle zu erziehen. Selbstverständlich gibt es auch medizinische Hilfsmittel, um die Heftigkeit der Erkrankung zu mäßigen, und dazu

gehört zum Beispiel die Anwendung des metallischen Magnets. Oft läßt man sich durch die Angst verleiten, energische Mittel zur Unterdrückung der Anfälle anzuwenden; dies ist gewöhnlich schädlich. Die Krankheit wird dadurch verlängert, oder es werden andere Formen schwerer Nervenerscheinungen erzeugt.

Ich will hier einen solchen Fall erzählen, um zu zeigen, wie eigenartig oft das Vorgehen sein muß. Ein reizender Backfisch, sonst von normalster Erziehung und von normalstem Verhalten, die Tochter einer sehr nervösen, aber korrekten Mutter und eines hervorragenden Kollegen einer Provinzuniversität, war durch mehrfache fieberhafte Ausschlagskrankheiten sehr herabgekommen und beim geringsten Geräusche oder sonstigem Reiz bekam sie Ausatmungsschreikrämpfe, an denen sie erstickt wäre, wenn man ihr nicht fortwährend zugerufen hätte, mit aller Anstrengung Einatmungsbewegungen zu machen. Sie kam mit ihrer Mutter nach Wien; die Szenen waren schrecklich, so daß ich die Damen nicht einen Moment allein ließ, sondern abwechselnd mit Kollegen Wache hielt. Es gelang mir, nach einigen Tagen wenigstens Nachtruhe durch ein Medikament zu bewirken. Als ich eines Abends nach meiner Ablösung mich zu entfernen begriffen war, jammerte die Mutter im höchsten Grade.

Da sagte ich, die Dame möge sich beruhigen; die »Komödie« werde nicht lange mehr dauern. Das Wort »Komödie« traf die Damen wie ein Vipernbiß; ich tat, als ob ich die Wirkung nicht merkte. Des anderen Morgens wurde ich unfreundlich empfangen. Ich sagte den Damen, sie sind wegen der »Komödie« pikiert. Nun, um ein Trauerspiel handle es sich nicht, weil die Kranke genesen werde, und ein Lustspiel sei das Leiden gewiß nicht. Darum wählte ich das Wort Komödie = Schauspiel, weil bald der Moment kommen werde, in dem die Kranke ihre Anfälle werde unterdrücken können. Am anderen Abend begleitete mich die Mutter beim Fortgehen und als sie ins Zimmer zurückkam, fragte die Tochter, ob ich mich dahin geäußert hätte, daß der angedeutete Moment schon gekommen sei. Die Mama hatte die Geistesgegenwart, die Frage zu bejahen; die Kranke verweigerte den Nachttrunk (das Medikament) zu nehmen und schlief die ganze Nacht. Des Morgens erwachte sie mit einem Krampfe. Die Mama herrschte sie an, drohte abzureisen und sie allein zu lassen. Darauf kleidete sich die Kranke an; die Damen gingen ins Belvedere in die Bildergalerie und reisten nachmittags nachhause. Der Papa erwartete

die Damen auf dem Bahnhofe. Bei seinem Anblicke bekam die Kranke einen momentanen Anfall und nie mehr wieder.

Das Fräulein — eine große Schönheit — heiratete wenige Jahre darauf einen schmucken Rittmeister, der bald nach der Hochzeit an allgemeiner Paralyse erkrankte. Sie pflegte ihn bis zum Tode, ohne jeden nervösen Rückfall weder während dieser schrecklichen Zeit noch später.

Ich will hier noch einige lehrreiche Fälle von Beeinflussung mitteilen. Einst wurde ich in ein Hotel gerufen, in dem ein junges Mädchen sich seit Stunden in Krämpfen wälzte. Ich war der siebente Arzt, der zu diesem Schauspiele gerufen wurde und alle waren anwesend. Ich fragte die bestürzte Mutter, welchen Wunsch sie der Tochter vor dem Ausbruche des Krampfes verweigert habe. Sie sagte, einen Schal, der zu teuer war. Da sagte ich, sie solle die Tochter nur weiter »krampfeln« lassen. Wir werden sie nur mit eiskaltem Wasser begießen, wenn sie nicht zur Ruhe käme. Da erhob sich die Kranke reumütig, und die ärztliche Hermandad in der heiligen Zahl von sieben konnte sich ruhig entfernen.

Noch lehrreicher und drastischer ist folgender Fall. Ich beobachtete eine junge Russin durch Jahre, welche in einem einmal entzündeten Gelenke bei jeder Emotion heftige Schmerzen bekam, die ich als hysterische in einem krank gewesenen und nicht ganz normal gewordenen Gewebe erkannte. Einst bekam sie eine Bauchfellentzündung mit ziemlich bedeutendem Exsudat. Auch hier war der Schmerz aus der hysterischen Konstitution heraus ungewöhnlich heftig. Die Kranke bekam einen Eisbeutel, den sie durch Monate anwendete, und lag unbeweglich im Bette. Sollte dieses gerichtet werden, so hoben sie vier Personen mit dem Leintuche in die Höhe, um sie dann wieder niederzulegen. Das Exsudat war längst geschwunden, die Schmerzhaftigkeit oder vielmehr die Angst vor dieser war noch vorhanden. Ich kam einmal gerade dazu, als wieder das Bett gerichtet wurde. Ich befahl, die Kranke mitten ins Zimmer zu stellen, und als das Bett gerichtet war, befahl ich ihr, allein zurückzugehen. Sie schrie und jammerte, dies sei unmöglich. Dann werde sie bis zum jüngsten Gericht im Hemde stehen bleiben, sagte ich in entschiedenstem Tone. Die Patientin folgte endlich und ich verbot, den Eisbeutel anzuwenden und zeigte ihr, daß sie jeden Druck an der Stelle vertrage. Darauf redete ich ihr zu, aufzustehen und sich anzukleiden, und sie ging noch an demselben Tage auf dem Ring spazieren.

Die Hysterie kann die meisten Krankheiten imitieren; sie ist die vollendetste Schauspielerin. Eine junge ungarische Komtesse hatte einen Wirbelschmerz. Es wurde Wirbelentzündung diagnostiziert; sie lag monatelang auf einem Eisbeutel und ein schweres Korsett anzulegen, war ihr für den Nachmittag bestimmt, an dem ich sie sah. Mir kam die Diagnose verdächtig vor und als es mir gelang, durch Anlegung eines metallischen Magnets den Schmerz verschwinden zu machen, so wußte ich, daß das Leiden hysterischer Natur war. Es war gerade die Zeit, in der die Schlittschuhbahnen in Wien im prächtigsten Zustande waren, und ich fragte die Komtesse, ob sie gern Schlittschuh laufen möchte. Sie bejahte es und sie benutzte noch an demselben Tage die Eisbahn statt des Eisbeutels.

Ich will hier eine andere seltene psychologische Beobachtung hinzufügen. Es gibt Leute, welchen sich das Bewußtsein des Nichtkönnens so tief einprägt, daß sie das eintretende und eingetretene Können nicht merken. Ich habe einmal einen solchen Fall in Baden bei Wien beobachtet. Eine Gesellschafterin erkrankte an einem Leiden, das gewöhnlich unheilbar ist, nämlich an einer bis zum verlängerten Marke aufwärtsschreitenden Rückenmarksentzündung. Der Kollege Mühlleitner rief mich zum Konsilium. Ich ordnete eine energische Kur an und hörte dann, die Kranke sei gerettet worden. Nach mehreren Wochen wurde ich wieder gerufen und fand die Kranke im Bette. Die Untersuchung ergab eine vollständige Wiederherstellung. Ich fragte die Kranke, warum sie im Bette sei, und sie anwortete mir, sie wisse ja, daß sie gelähmt sei und nicht gehen und stehen könne. Ich riet ihr, sofort aufzustehen und herumzugehen, was ihr auch gelang. Die Wiederkehr ihrer Bewegungsfähigkeit war ihr — was sonst nur bei Geisteskranken der Fall zu sein pflegt — nicht bewußt geworden.

Auf diese Weise kam manche »Wunderkur« bei Lähmungen zustande.

Eine andere schwierige Aufgabe, bei der seelischer Einblick eine große Rolle spielt, ist die Behandlung der sogenannten »Hypochonder«, das ist der an »Krankheitswahn« Leidenden.*) Die Kranken

*) Bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts verlegten die Physiologen und Pathologen die »Lustgefühle« in die Brustorgane, weil Lungenkranke einen hohen Grad von Euphorie, das ist Überwindung der Krankheitsbeschwerden, haben. Da die Unterleibskranken meist verstimmt sind, wurden die »Unlust-

sind überempfindlich, fühlen die leisesten Reize, die von der Peripherie kommen und deuten sie als Krankheit oder wenigstens als Erscheinung einer kommenden oder bereits sich entwickelnden Erkrankung. Für das Verständnis des Krankheitswahnes ist aber die Anerkennung meiner These von der doppelsinnigen Leitung, zum Beispiel in den Empfindungsnerven nötig. Denn der Kranke, der von einer Krankheitserscheinung zum Beispiel liest, projiziert dieselbe aus seiner Vorstellung ins periphere Organ und es kommen dann abnorme Empfindungsreize und sonstige Erscheinungen zustande. Die Klagen eines solchen Kranken muß man mit äußerster Geduld anhören, wenn die ärztliche Konsultation von einigem Erfolg sein soll. Ein schwerer Kranker dieser Art erzählte mir durch Jahre, so oft er kam, seine Leidensgeschichte jedesmal dreimal hintereinander. Häufige, oft tägliche mehrfache Besprechung mit dem Arzte ist ein Bedürfnis dieser Leute. Sie sind keine »eingebildeten« Kranken, weil die Empfindungen wirklich bestehen; nur die Wertung ist eine krankhafte und dies muß der Arzt so eindringlich und überzeugend als möglich betonen, am wirksamsten oft dadurch, daß man die Intensität der Erscheinungen und ihre Begleitung bei wirklicher Erkrankung hervorhebt. Dabei muß man vorsichtig sein, daß man nicht durch Nennung neuer Erscheinungen das krankmachende Vorstellungsleben der Kranken provoziere. Auf bestimmten Höhen der Erregung kann strenge Zurückweisung der Klagen für längere Zeit beruhigen. So sagte ich in einem bestimmten Moment dem genannten Kranken die größten Sottisen, daß er über seine übertriebenen Klagen die Interessen seiner Advokatursklientel vernachlässige, weiters seine Familienpflichten nicht erfülle und überhaupt zum unwürdigen Sujet herabsinke. Der Kranke hörte mich ruhig an und da ich den geeigneten Zeitpunkt immer traf, war er für Wochen und Monate geheilt. Einst ließ er mich um 10 Uhr abends bitten, zu ihm zu kommen; er leide gleichzeitig an Zuckerruhr, Pyämie (Blutvergiftung) und Starrkrampf. Ich besuchte ihn zwanzig Stunden später. Er wollte

gefühle« unter die Rippen verlegt und daher der Zustand, für den ich den Ausdruck »Krankheitswahn« schuf, als »Hypochondrie«, also auf deutsch als Unterbrustknorpligkeit benannt und dieser blöde Ausdruck kursiert noch heute. Der Wille wurde in die »langen« Organe — die Knochen und Muskeln — verlegt; und dies alles, nachdem Gall das ganze Seelenleben in die Gehirnrinde verlegt hatte! Man sieht, wie lange offiziell-akademischer Blödsinn die Wahrheit unterdrücken kann. Ein alter griechischer Arzt, der über Epilepsie schrieb, hatte schon das Gehirn als Seelenorgan bezeichnet.

mir wegen Vernachlässigung seiner Person Vorwürfe machen, da sagte ich ihm: »Wenn ich gestern abends gekommen wäre, so hätten Sie geglaubt, ich wisse, wie schwer krank Sie sind; da ich aber zwanzig Stunden später komme, so wissen Sie, daß ich weiß, daß Sie nicht ernstlich leidend sind.« Diese Lektion half für Monate.

Wichtig ist das Eingehen auf die seelische, besonders geistige Tätigkeit der Kranken und ihre Verhältnisse bei der sogenannten »Neurasthenie«. Dieses Wort ist eines der mißbrauchtesten in der modernen Medizin und darum sind auch die Erfolge so gering, weil so wenig Klarheit über das Wesen des Leidens herrscht. Die Natur hat zur Schonung der Leistungsfähigkeit physischer und geistiger Natur das Ermüdungsgefühl geschaffen, das durch Zwangsverhältnisse oder zum Beispiel Ehrgeiz oft übertaucht wird, bis die Natur sich rächt und eine krankhafte Steigerung des Ermüdungsgefühles erzeugt, das noch vor der Arbeit eintritt und die Leidenden leistungsunfähig macht. Große Erschöpfbarkeit und Erschöpfung gehen dem Leiden voraus und begleiten es. Hier heißt es den Zustand frühzeitig erkennen und der Entwicklung möglichst Einhalt tun. Die Heilchancen sind meist ungünstig; die Kranken können ihre Verhältnisse schwer ändern. Da heißt es: bange machen und den Kranken und zum Beispiel den Vorgesetzten derselben die vollen Folgen darzustellen, welche eine nicht rechtzeitige Umkehr nach sich zieht. Ich habe an anderem Orte zum Beispiel hervorgehoben, daß dieser Zustand häufig bei Rigorosanten unmittelbar vor den Prüfungen sich einstellt und daß ich die meisten — es sind gewöhnlich die fleißigen und gewissenhaften Studenten — gerettet habe, indem ich sie zur Prüfung treibe und bis jetzt erlebte ich keinen Mißerfolg der Examinanden. Auf die Neurastheniefrage, besonders die Heilstättenfrage, komme ich noch zurück.

Das »Bangemachen« ist auch in anderen Fällen ein psychologisches Mittel von ungeheurer therapeutischer Bedeutung. Es gibt eine Reihe von Krankheiten, die mit unbedeutenden Erscheinungen beginnen; zum Beispiel Rückenmarkserkrankungen, Wirbelentzündungen, beginnende Entartungen des Herzens und der Gefäße, zum Beispiel auch Aneurysmen, welche den Kranken noch lange gestatten, ohne ernste Kur und mit einiger Überwindung ihre Tätigkeiten fortzusetzen, bis die Leiden einen Grad erreichen, bei dem sie schwer mehr heilbar sind.

Merkwürdigerweise sind es selbst oft Ärzte, die einer einfachen Warnung nicht folgen wollen, um ihre Praxis nicht einzubüßen etc. Da gilt es, schwarz in schwarz die Zukunft zu malen, denn absolute Ruhe, strenge Antiphlogose etc. sind in solchen Fällen die einzigen Mittel der Rettung. Leider habe ich es oft erlebt, daß mir nicht gefolgt wurde; auch weil Kollegen, die gefragt wurden, meine ernste Auffassung nicht teilten, und daß dann die Kranken wieder, aber im unheilbaren Zustande, zu mir kamen. Dem Kranken muß der seelenkundige Arzt in dergleichen Fällen eher viel mehr als zu wenig Angst machen.

Angemessen muß auch das seelische Verhalten bei einer Panik der Kranken sein. Es war vor der Erfindung der Narkose eine große Schwierigkeit, schmerzhafte und langdauernde Operationen vorzunehmen, und der Operateur brauchte große Anstrengung, um bei dem Kranken die nötige physische und seelische Ruhe zu erhalten. Aber noch heute geraten Kranke bei gewissen Manipulationen in eine Panik, welche die Durchführung des nötigen Verfahrens gefährden, und es ist nicht immer gutmütiges, sanftes Zureden, das besänftigt und beruhigt. Der Arzt muß in solchen Fällen die richtige Haltung annehmen und nicht, wie ein nervöser berühmter Augenoperateur, die Operation unterbrechen und fortlaufen, weil der Kranke seine Ungebärdigkeit nicht aufgibt.

Ich will zwei Fälle aus meiner Praxis erwähnen. Ich hatte bei einem Offizier Points de feu, das ist Brennen mit dem Paquelinschen Apparat anzuwenden. Viele Kranke haben davor große Angst, obwohl die ganze Manipulation nach Sekunden zählt und eigentlich bei Weißglühhitze gar nicht schmerzhaft ist. Der Kranke, der, wie seine Umgebung, schon früher sehr aufgeregt war, geriet in völlige Extase, als durch die Ungeschicklichkeit des Assistierenden die Manipulation unterbrochen wurde und am Apparat etwas zurecht gemacht werden mußte. Der Kranke und seine Frau, ein anwesender Kamerad und dessen Gattin erhoben nun ein Geschrei und wollten die Vollendung nicht zugeben. Da erhob ich meine Stimme zur ehrenbeleidigendsten Schelte über die Feigheit eines Soldaten. Der Kranke wurde ganz verblüfft und widersetzte sich nicht weiter. Als ich ihn darauf, also nach wenigen Sekunden, mit ruhigster Stimme fragte, ob die Szene notwendig war, sah er mich erstaunt an. Er hatte mein Kunstpathos für echt gehalten. Die wehleidigsten Patienten sind junge Männer und daher auch Offiziere. Der Hauptmann ist schon viel weniger wehleidig als der Leutnant,

besonders wenn ersterer schon bald Aussicht hat, Stabsoffizier zu werden. Wenn eine Frau sich einmal im gleichen Falle ungebärdig benimmt, pflege ich ihr zuzurufen: »Sie sind feig, wie ein Mann!«

Eine nicht minder heftige Szene machte ich einer rumänischen Dame. Es war notwendig, eine Magensonde einzuführen und die Kranke wehrte sich auf die unbändigste Weise. Ich tobte scheinbar und erhob die Hand wie zu einem Schlage. Die Kranke wurde ganz starr und ließ mich gewähren. Als ich sie dann im ruhigsten Tone fragte, was sie getan haben würde, wenn ich ihr wirklich, was natürlich tatsächlich ausgeschlossen war, einen Schlag versetzt hätte, küßte sie mir die Hand und sagte: »Ich hätte Ihnen auch dann die Hand geküßt, weil Sie mich von einer so heftigen Angst und so heftigem Schreck befreit haben. Aber sagen Sie mir«, fuhr sie fort, »waren Sie selbst wirklich nicht aufgeregt?« Sie konnte kaum begreifen, daß ich sozusagen aus Kunstrücksichten mich so aufgeregt benommen habe.

Ich habe hier oft betont, daß der Arzt aus Humanität durch Entstellung der Wahrheit beruhigen oder durch volle wahre, beunruhigende Voraussage den Kranken zum richtigen Verhalten bringen müsse, daß er oft eine Rauhheit des Benehmens im Interesse des Kranken vorspiegeln müsse. Wir geraten aus Humanität in die falschesten Situationen. Wir klagen eine verzweifelte Mutter nicht, wenn sie uns beschuldigt, wir seien am Tode ihres Kindes schuld. Wir schweigen oft, wenn man uns beschuldigt, ein Leiden nicht erkannt zu haben, weil wir während der unscheinbaren Entwicklung den vollen Ernst des Ausganges aus Humanität verschweigen. Kurz, wir geraten gerade durch unsere bessere, ethische Seite fortwährend in die falschesten Situationen auf unsere Kosten. Dabei ist kein Handwerk so geeignet, seine Klientel so zu mißbrauchen als das ärztliche, und das Motto: »Mundus vult decipi, ergo decipiatur« — »Die Welt will zum Narren gehalten werden, also tue ich es« — wird bei unwürdigen Ärzten zum Grundsatze, während der gewissenhafte Arzt die Maxime befolgt: »Salus aegroti suprema lex est« — »Das Wohl des Kranken ist die Hauptaufgabe.«

Mich juckt es seit Jahren, einen »medizinischen Macchiavelli« zu schreiben, in welchem ich die möglichen und sehr erfolgreichen Tricks, die ich beobachtet habe, darstellen könnte. Doch bleibt dieses vielleicht besser ungeschrieben.

Ich für meinen Teil habe immer jede Behandlung abgelehnt,

wenn ich wußte, daß ein anderer Kollege das Leiden und dessen Behandlung besser verstehe. Oft sagten mir die Kranken: »Aber ich habe zu Ihnen das größte Vertrauen.« Dann anwortete ich: »Dann müssen Sie mir auch vertrauen, wenn ich Ihnen statt meiner einen Kollegen empfehle.« Ich habe stets den Rat der Spezialisten eingeholt, wenn ich ihn für die richtige Beurteilung und Behandlung benötigte. Leider ist die Gegenseitigkeit keine allgemein verbreitete.

II. BAND.

MEINEN TRAUZEUGEN,
ALTEN FREUNDEN UND KOLLEGEN

ADAM POLITZER
UND
WILH. WINTERNITZ

SEI DIESER II. BAND GEWIDMET.

I. Italienische Reisen.

Romfahrten.

Nachdem ich in früheren Jahren Venedig, Padua, Vicenza, Verona, Mantua und Udine kennen gelernt hatte, unternahm ich zu Ostern 1869 meine erste Romreise. Ich hielt mich in Bologna auf und fuhr dann über Foligno nach Rom. In Foligno mußte man mehrere Stunden warten, bis der römische Zug aus Ancona kam. Ich hatte während dieses Aufenthaltes ein interessantes Zusammentreffen. Das Gros der Fahrgäste bestand aus einer Schauspielertruppe, die nach Rom fuhr. Neben mir saß ein Mann — etwa gegen 40 Jahre alt — den ich für einen kleinen »Possidente« vom Lande hielt. Wir kamen ins Gespräch, zunächst — über Zigarren. Ich rauchte eine Havanna und bot ihm eine an. Er erzählte mir, daß er in der Havanna war, und entpuppte sich bald als Garibaldianer und als reisender Revolutionär. Als er erfuhr, daß ich in Ungarn geboren sei, hielt er mich natürlich für einen rebellisch Gesinnten. Er erzählte mir von Klapka und den anderen magyarischen Revolutionären, zu denen er in persönlicher Beziehung stehe. Ich ließ ihn bei seiner Meinung über mich und er ward immer weniger zugeknöpft, um so mehr, als er dem Weine etwas stark zugesprochen hatte. Endlich fuhr der Zug ein. Mein Nachbar frug den Zugführer, ob er ein Separatcoupé für mich hätte, und als dieser es verneinte, gab er ihm einen Wink und es wurde ein neuer Waggon angeschlossen. Mein neuer Bekannter stieg mit mir ein und sobald der Zug in Gang war, kamen nacheinander der Zugführer und die beiden Kondukteure ins Coupé und umarmten meinen Nachbar. Sie waren alle vier von den Tausend von Marsala. Mein Nachbar stellte sich mir nun unter seinem Garibaldianernamen — als Kapitän Berti — vor, erzählte mir, daß er 1866 bei Brescia gefochten habe, zeigte mir seine hölzernen Garibaldi-Hemdknöpfe mit der phrygischen Mütze und tauschte sie auf meine Bitte mit

meinen goldenen aus. Er teilte mir auch mit, daß im Bauche der Lokomotive revolutionäre Proklamationen stecken und machte mich mit dem geheimen Signal der Garibaldianer bekannt, nämlich einem innen hohlen Bleistift, aus dem man durch Wenden eine kleine Kugel rollen hörte. Ich will hier gleich bemerken, daß ich bei meiner Heimreise aus Rom mit einem königlichen Präfekten im Coupé zusammentraf. Ich fragte ihn, ob er dieses geheime Zeichen kenne. Er verneinte es und bat mich, es ihm bekanntzugeben, was ich aber, um keinen Vertrauensbruch zu begehen, nicht tat. An der päpstlichen Grenze verschwand Berti. Er hatte mir angetragen, mich bei meiner Rückreise, wenn ich ihn avisiere, nach Capri zu Garibaldi zu führen. Ich machte natürlich von diesem Antrage keinen Gebrauch. Die Kondukteure taten natürlich von Terni an ganz fremd mit mir und die päpstliche Gendarmerie hatte offenbar keine Ahnung von der Vergangenheit dieser drei Eisenbahnbediensteten. Ich hatte der päpstlichen Polizei mehr Einsicht zugetraut und kam etwas ängstlich nach Rom. Da ich ein Empfehlungsschreiben an einen österreichischen Gesandtschaftsattaché hatte — ich glaube mich zu erinnern, daß es ein Graf Zolusky war — teilte ich ihm mein Abenteuer mit, um im Notfalle, wenn ich verraten worden wäre, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Nach 1871 erfuhr ich von einem Garibaldianer auf der Fahrt von Salerno nach Neapel, daß Kapitän Berti als Kommuneoberst in Paris gefallen sei.

In Rom hatte ich einen mir wichtigen Bekannten, den Professor der Chirurgie Feliciani. Er war ein echter Römer, natürlich Republikaner und Freidenker. In seinem gastlichen Hause brachte ich manche Abende zu und auch bei Tag wohnte ich manchmal den bei italienischen Ärzten so beliebten Plauderstunden in der Apotheke — bei S. Carlo am Corso — bei. Ich hatte Feliciani in Wien kennen gelernt, wo er mit einer römischen Fürstin zur Kur bei Politzer war. Er dirigierte meine Kunstwanderungen, war mit mir am Forum romanum, wo er mich dem Cavaliere Rossi vorstellte, der mir den Plan seiner Ausgrabungen mitteilte, und fuhr mit mir auch in die Via Appia hinaus. Dort hatte ich eine komische Begegnung mit Frerichs. Dieser war auf seiner im reifsten Alter erst angetretenen Hochzeitsreise in Rom. Ich erfuhr von einem deutschen Kollegen, Frerichs wünsche mit keinem Bekannten zusammenzutreffen. Er fuhr mit seiner jungen Frau vorüber; ich grüßte ihn nicht, aber er hörte, wie ich zu meinem Begleiter sagte:

»Questo e il famoso Frerichs di Berlino.« Frerichs drehte sich im Wagen um und erkannte mich offenbar. Wir trafen uns dann naturgemäß oft in den Sammlungen; ich respektierte weiter seinen Wunsch auf Anonymität. Als wir uns später auf der Naturforscherversammlung in Wiesbaden trafen, stellte er mich seiner Frau mit den Worten vor: »Du kennst ja den Professor aus Rom.«

Bevor ich zu den großen Eindrücken von Rom übergehe, will ich noch die Rettungsgeschichte aus einer schweren Erkrankung der früher genannten Fürstin und deren Folgen erzählen. Die Dame litt an schweren hysterischen Schlingbeschwerden und war in Gefahr, zu verhungern. Eines schönen Morgens überlegten sich's die Nerven und die Dame konnte leicht ihr Frühstück verzehren und wieder sich nähren. Da kam ein Kardinal aus der Familie des Fürsten zum Morgenbesuch. Er erfuhr die Wandlung im Vorzimmer. Er fragte, eintretend, in welchem Zeitmoment der Umschwung eingetreten sei, und als ihm dieser genannt wurde, sagte er: »Das war der Moment, in dem der Heilige Vater ihr auf seine Bitte den Segen spendete.« Der Beichtvater, der einem Orden angehörte, der einen »Beato« und keinen Heiligen zum Patron hatte, behauptete, daß sein Gebet und das seiner Mitbrüder das Wunder bewirkt habe. Der Arzt meinte, seine Kur habe den Erfolg gehabt. Die Fürstin wurde Allen gerecht: dem Orden baute sie ein Hospital für seine Mitglieder; über dem Eingangsportal war ein Votivbild, auf dem Pio Nono dargestellt war, wie er knieend von der Mutter Gottes Hilfe erflehte, und der Arzt bekam 4000 Dukaten.*)

Ein Begebnis will ich noch erzählen. Ich betrachtete vom Giardino publico aus den Untergang der Sonne fast über der Peterskirche. Ich war ganz allein. Da sah ich den Papst in seiner weißen Kleidung allein mit einem Begleiter wandelnd. Ich zog mich hinter ein Gebüsch zurück und konnte so das Oberhaupt der

*) Ohne so glänzende Belohnung blieb eine Wunderkur, die ich einige Jahre später machte. Eines Tages wurde ich zu einer polnischen Gräfin in ein Wiener Hotel berufen. Sie klagte über einen heftigen Schmerz beim Auftreten auf einen Fuß, den sie seit dem Tode ihres Mannes empfinde. Sie habe bereits alle berühmten Fachmänner der russischen, deutschen und französischen Universitäten befragt und zahlreiche Kuren ohne Erfolg mitgemacht. Mir war der konstante Schmerz durch eine psychische Ursache auf demselben Flecke durch Jahre auffallend. Ich besah mir die kranke Stelle und fand dort ein riesiges Hühnerauge (!), das mit dem Witwenschmerz wohl wenig zu tun hatte. Ich ließ sofort einen Chirurgen kommen und empfahl, um die Kollegen nicht zu blamieren, eine Nachkur in — Gastein.

Kirche ziemlich von der Nähe sehen. Ich war erstaunt, daß er es wagte, so allein zu promenieren, während doch eine starke revolutionäre Partei in Rom bestand.

Ich will das Anekdotengebiet verlassen, um von den großen Eindrücken eines ersten Besuches in Rom zu sprechen.

Zunächst war ich auf den religiösen Eindruck gespannt. Ich hatte in meinen ganz jungen Jahren eine Prädisposition für religiöse Schwärmerei, die erst mit meinem Eintritte ins medizinische Studium ganz schwand. Schon am Obergymnasium war es nicht mehr der dogmatische Teil, der mich fesselte, sondern die innige Verbindung des religiösen Gefühles mit moralischer Innigkeit. Ich habe bis heute eine gewisse Sympathie mit echt frommen Leuten, bei der ein edles Gefühl mit der Religiosität in Verbindung steht, wenn ich es auch vom kulturellen Standpunkte eher beklage als gut finde, daß beide Empfindungen in der nicht notwendigen engen Verbindung sind.

Wäre ich 1869 ein frommer Katholik gewesen, in Rom hätte ich in den wenigsten Kirchen inbrünstig beten können, am wenigsten in der Peterskirche. Nur die alte Basilika Sta. Maria Novella und allenfalls die Kirche Araceli erregten in mir ein religiöses Empfinden. Damals stand Rom noch unter vollem päpstlichen Einflusse und weltliche Einflüsse von außen fanden nicht statt. Ich habe alle großen Feierlichkeiten der Kar- und Osterwoche mitgemacht. Sie machten auf mich den Eindruck eines in ästhetischer Beziehung unerreichbaren staatlichen Pompes. Der römische und italienische Hochadel hat die verlorene Weltherrschaft beim Untergange des römischen Reiches durch religiöse Imponderabilien wieder hergestellt. Ich wohnte unter anderem dem Abendgottesdienste bei, den der Papst selbst in der Sixtina zelebrierte. Ich stand beim Eingange und hatte keine Übersicht, ich hörte nur, und wußte auch im Moment nicht, daß Pio Nono der funktionierende Priester sei. Ungeheuren Eindruck hat die wunderbar schöne und breite Stimme dieses Hohenpriesters auf mich gemacht. So einer breiten und dabei so schönen Stimme bin ich nur einigemal im Leben begegnet. Zunächst bei der berühmten Altistin Brambilla-Marulli, die ich später in Wien im »Trovatore« hörte. Dann zu meiner großen Überraschung beim gewesenen Minister Stremayer. Dieser Mann lispelte gewöhnlich, und ich hätte an ein ungewöhnliches Stimmaterial bei ihm nicht gedacht. Da brachte er den Kaisertoast bei einem Kaiserfeste in Baden, das in einer offenen Halle stattfand, aus, und ich war über die Macht dieser Stimme erstaunt. Sein Lispeln war für diesen

Leisetreter freilich charakteristischer als sein Prachtorgan. Außerdem bin ich höchstens noch auf zwei solche mächtige, breite Stimmen gestoßen. Es waren Männer, die nichts Wichtiges zu sagen hatten und von denen ich trotz der Macht ihres Organs nichts Wichtiges zu sagen weiß.

Gerade diese mächtige Stimme des Papstes hob das Imposante der Benediktion am Ostersonntag am Petersplatze auf den höchsten Grad. Man schätzte die Anwesenden auf 120.000 Menschen, und außerdem waren 10.000 Zuaven in ihrer schönen Uniform anwesend; wohl die eleganteste Truppe, die es je gab. Die Zahl der Wagen wurde auf 10.000 geschätzt. Die Benediktion schallte über diesen Riesenraum, jedes Ohr mit Wohlklang füllend.

Natürlich gab ich mich ganz dem Genusse der Kunst, besonders der Malerei und Plastik hin. Daß man Raffael und Michel Angelo, Bernini und so viele andere erstklassige Künstler erst kennt, wenn man in Rom war, ist selbstverständlich. Auch für die vollständige Würdigung Murillos und zum Beispiel auch Caspar Poussins sind die Sammlungen Roms von größter Bedeutung. Als in späteren Jahren die Gemächer der Borgia geöffnet wurden, gewann P i n t u r i c c h i o, den ich von seinen Piccolominibildern in Siena her hochschätzte, weiter an richtiger Würdigung.

So überwältigend aber wie in Rom tritt die antike Plastik nirgends mehr hervor. Ich hatte bis dahin die Sammlung der Glyptothek in München, des Louvre, des Dogenpalastes, die Plastiken der italienischen Schule in der Antoniokirche in Padua gekannt.

Die Fülle der Meisterwerke der antiken Kunst in Rom wirkt anfangs verwirrend, besonders wenn man das Prinzip hat, nicht durch Bücher sich aufklären zu lassen, sondern nach und nach aus den Eindrücken der Kunstwerke selbst sich zu orientieren. Ich habe auch in der Wissenschaft den Grundsatz verfolgt, die Gesetze der Formen und der Erscheinungen zunächst an den Tatsachen zu suchen und erst dann die Literatur zu studieren. Man fühlt und denkt dann freier von jeglichem Doktrinarismus und ist sicherer, selbständiger und schöpferischer zu sein. Ich war seit 1869 oft in Rom und habe mich mit Vorliebe mit der Plastik beschäftigt.

Eigentümlich berührt war ich von den christlichen antiken Denkmalen im Lateran, die einen rapiden Verfall der Kunst durch die neue Lehre zeigten. Offenbar haben es die hervorragenden Künstler verschmäht, im Dienste des neuen Glaubens zu wirken, und die Klientel der offiziellen heidnischen Welt vorgezogen. Es war

mir sehr interessant, viel später die Sammlung antiker christlicher Plastik in Arles zu studieren. Diese südfranzösische Kunst aus den ersten christlichen Jahrhunderten ist unvergleichlich edler. Offenbar hat das Christentum in den Provinzen innerhalb der gebildeteren Kreise früher Fuß gefaßt als im Zentrum des Reiches. Auffallend ist es, daß der Christustypus im Altertum so romanisiert wurde; man sollte denken, die Tradition hätte in den ersten Jahrhunderten Einfluß auf die Wiedergabe gehabt.

Bei den vielen Wiederholungen des Rombesuches sonderten sich nach und nach die verschiedenen Perioden der Schöpfung der antiken Plastik immer mehr und mehr und es tauchten in mir neue Fragen auf, besonders seitdem ich mich als Anthropologe mehr mit den Typen und den Details des menschlichen Körperbaues befaßte.

Bei den vollendetsten Werken der »idealen« hellenischen Epoche — zum Beispiel dem Apollo vom Belvedere, der kapitolinischen Venus, der Juno Ludovisi, dem bekannten Jupiterkopfe im Runden Saale des Vatikans — fiel mir die fehlerhafte Bildung der Stirn und die unnatürliche Bildung der Nase auf. Besonders die Stirnen sind so gebaut, daß wir sie heute als Degenerationszeichen ansehen würden.

Besonders auffallend ist dies, wenn man dann den antiken Porträtbüsten aus derselben klassischen Zeit im Kapitol sich zuwendet. Ich habe mir viel den Kopf über diese Naturwidrigkeit zerbrochen und glaubte die Annahme machen zu sollen, daß die Abbilder, die der Verehrung gewidmet waren, nach lebenden Modellen, welche Zeichen des Atavismus an sich trugen, geformt waren und ich stellte mir vor, daß diese Modelle aus den Nachkommen der alten Herrschergeschlechter gewählt wurden. Ist es doch eine Erfahrung, daß Geschlechter, welche eine lange geschichtliche Periode hinter sich haben, besonders die Kopfformen ihrer Ahnen beibehalten. So zum Beispiel findet man bei alten deutschen Geschlechtern die Typen der Reihengräber erhalten, während sie in anderen Teilen der Bevölkerung nur in zwei bis drei Prozent erhalten sind.

Ich kam aber von dieser Ansicht zurück. Die Kunstwerke der ersten Entwicklungsperioden sind stilisiert, und das stilisierte Kunstwerk enthält Verstöße gegen die natürlichen Formtypen. Die Stirnbildung der »idealen« hellenischen Epoche ist noch eine Fortsetzung der archaistischen Stilisierung.

Wie die meisten Höhepunkte der geistigen und künstlerischen Entwicklung sich rasch von einem mittleren Niveau entwickeln, so geschah dies auch im alten Hellas. Sehr rasch wurde die Höhe der idealen Epoche erreicht. Rasch hinter der idealen Epoche in der Plastik kam jene, in welcher Technik und gründlichere Naturbetrachtung weitere Fortschritte machten, und wir sehen bereits bei Lysippos Stirn und Nase zwar ideal typisch, aber ohne Verstoß gegen die Tatsächlichkeit gebildet.

Als ich in den siebziger Jahren durch meine Studien besonders des Kopfes und des Gesichtes am skelettierten Schädel zur Erkenntnis kam, daß die Natur auch in der lebenden Formwelt nur Geometrie treibe und daß alle Kanten und Gruben Ausdruck geometrischer Verhältnisse seien, fand ich zu meiner Überraschung, als ich die antiken — auch hellenischen — Porträtbüsten im Kapitol abtastete, daß die antiken Plastiker im großen und ganzen diese Formgesetze kannten, während die heutigen Anatomen noch immer kein Interesse und Verständnis für diese Gesetze haben, und die Künstler sie selten erraten. Wie so oft, sind hier auch die antiken Künstler zu Propheten der Wissenschaft geworden.

Wie kamen die alten Künstler zur Kenntnis dieser Gesetze und Verhältnisse? Durch Absehen gewiß nicht. Die Frage beantwortet sich offenbar dahin, die Künstler erhielten die Erkenntnis durch Tasten. Man trägt an den Kunstschulen Anatomie vor und setzt dabei das Sehen als offenbarendes Organ voraus. Diese Methode ist sehr unvollkommen. Man muß die Formen auch durch das Tasten lernen, und dann wird zum Beispiel ein Maler und besonders ein Plastiker am Modell oder an dem Darzustellenden die Formen bis ins kleinste Detail heraustasten.

Man wird nicht leicht ein Porträt oder eine Büste finden, an denen die Stirnbreite und Stirnhöhe richtig modelliert sind, und doch sind die Grenzen, wie ich gezeigt habe, durch Tasten leicht zu bestimmen.

Dieses Tasten ist für die Wiedergabe der ganzen Figur nötig. Die Kontur der Wade zum Beispiel ändert sich mit jeder Stellung und mit jeder Kraftäußerung des Beines. Immer bildet die Kontur der Wade eine bestimmte Anzahl von Bogen, die aber, je nach der Spannung, verschiedene Höhen und verschiedene Neigungen gegeneinander haben. Es ist nun bewundernswert, wie die antiken Künstler diese Verhältnisse gekannt und nachgebildet haben. Es liegt auch hier nicht bloß Gesichtswahrnehmung, sondern auch feines Tasten vor.

Von den Meistern der Renaissance hat Signorelli diese Verhältnisse zuerst genau erkannt. Ich komme bei der Besprechung des Besuches des Domes von Orvieto darauf zurück.

Kollegen suchte ich in Rom damals nicht weiter auf. Stand doch zu jener Zeit die Universität auf einem niederen Niveau. Erst nach der Besitznahme Roms durch die Italiener ist die Universität auf ein hohes Niveau gebracht worden. Man hat damals viele wissenschaftliche Zelebritäten aus dem Auslande, besonders aus Deutschland und Österreich berufen, zum Beispiel Moleschott für Physiologie, und es war mir bei den späteren Romfahrten immer ein Hochgenuß, mit diesem Manne zu verkehren. Bald rekrutierte sich der Lehrkörper aus bedeutenden Einheimischen. An die Spitze der inneren Klinik trat Baccelli, dieser merkwürdig vielseitige Mann, der ebenso ein genialer Kliniker wie gelehrter Archäolog ist und als mehrmaliger Unterrichtsminister die medizinischen Fakultäten Italiens in die erste Reihe unter den internationalen zu rücken wußte.

Ich will hier gleich anticipando vieler persönlicher Berührungen gedenken, welche mir die späteren Romfahrten so genußreich machten. Die chirurgische Klinik fiel an Durante, einen der bedeutendsten Fachmänner. Dieser Sizilianer gehört zu den schönsten Männern, die ich je gesehen, und die Damen der Familie — Frau und Tochter — gaben ihm in der Erscheinung nichts nach. Sein Haus — Villa Durante — außerhalb der Stadtmauer ist eines der schönsten Privathäuser der Welt. Es ist bis ins letzte Detail nach den Angaben des Besitzers gebaut. Während des internationalen medizinischen Kongresses in Rom (1894) gab er zu Ehren der anwesenden berühmten Chirurgen ein Festessen; ich war der einzige Nichtchirurg, dem die Ehre der Einladung zuteil wurde, und ich konnte in meinem Toaste aussprechen, daß das Haus ein herrlich schöner Rahmen für seine schönen Inwohner sei. Ich sprach es in diesem Toaste auch aus, daß ich früher, wie die meisten Reisenden, nach Italien ging, um mich an den Kunstschätzen aus zirka dritthalb Jahrtausenden zu ergötzen. Jetzt komme ich, um die Bewohner des Landes zu bewundern. Hatte doch Italien innerhalb dreißig Jahren einen wissenschaftlichen Aufschwung genommen, wie er beispiellos in der Geschichte ist.

Es ist eine alte historische Erfahrung, daß der lange unterdrückte nationale Genius mit einer ungeheuren Intensität, einer wahren Explosion in die Höhe schießt, wenn er durch veränderte

politische Verhältnisse vom Drucke befreit wird. Mit dem Moment der nationalen Einigung und Befreiung kam der ganze, lang akkumulierte Geist des Volkes zur vollen Blüte.

Moleschott folgte der geniale Physiologe Luciani und eine ganze Reihe hervorragender Lehrer. Ich nenne noch Todaro, Marchiafava, Sciamana, Mingazzini, mit denen ich bei meinen Romfahrten in genußreiche Verbindung trat. Sergi wußte die Anthropologie und das anthropologische Museum zur höchsten Blüte zu bringen. Der geniale Kriminologe Enrico Ferri, der sich leider zuviel in Politik einließ, was einen schweren Verlust für die Wissenschaft bedeutet, zählte auch zu meinen römischen Freunden.

Im Jahre 1869 verließ ich Rom, mit den großen Kunsteindrücken gleichsam ästhetisch neu gehäutet.

Ich war seit 1869 öfters in Rom, so zur Zeit des ersten kriminalanthropologischen Kongresses. Ich werde darauf bei einer anderen Gelegenheit zurückkommen. 1893 auf der Durchreise nach Sizilien blieb ich einige Tage dort. Ich hatte damals das Vergnügen, daß der Minister Baccelli mich auf die Poliklinik begleitete, wohl das großartigste klinische Gebäude der Welt. Es fehlte damals noch jede innere Einrichtung, und hatte doch schon 22 Millionen Lire verschlungen und ist, soviel ich weiß, noch heute nicht bezogen. Das geeinigte Italien hat sich beeilt, den Kultur- und Kunstbedürfnissen so große Opfer zu bringen, bis ihm der Atem ausging. Kulturreste von 3000 Jahren waren aufgehäuft und aufzuhäufen, viele Werke der Kunst zu restaurieren, zu erhalten und auszugraben. Die Städte modernisierten sich und brachten große Opfer für die Hygiene. Die Universitäten waren auszugestalten, etc. Das war für die finanziellen Schultern des jungen Reiches zuviel und so manches mußte zurückgestellt werden.

Von Rom aus habe ich bei den verschiedenen Besuchen drei Ausflüge gemacht. Einen mit dem kriminalanthropologischen Kongreß (1885) nach Tivoli, einen zweiten zu den Wasserfällen nach Terni. Dort hatte ich eine interessante Begegnung. Ich geriet in ein politisches Gespräch mit einem analphabetischen Schäfer. Ich fragte ihn, ob ihm die jetzige königliche Herrschaft lieber sei als die päpstliche. Er ziehe die erstere vor, doch habe sie zuviel Beamte und Gendarmen. Dieses Urteil eines schlichten Mannes ist merkwürdig genug.

Einen dritten Ausflug machte ich an den Albaner- und Nemisee (1893).

Bei meinem ersten Besuche in Rom (1869) reiste ich über Florenz, wo ich nur durch zwei Tage weilte, zurück. Da ich von Rom aus die Nacht durchfuhr und am nächsten Tage schweren Kunstfrohndienst leistete, verschlief ich am zweiten Tage die Morgenstunden. Erwachend, nahm ich mir keine Zeit zum Frühstück, eilte noch einmal die Sammlungen durch, dann die Kirchen und zuletzt fröhnte ich meiner Leidenschaft, alles Gesehene in der Erinnerung durch Photographien festzuhalten. Bei dieser Jagd geriet ich, als es schon lange dunkelte, in einen Laden, und erkannte aus der Familienähnlichkeit in der Besitzerin eine Wienerin. Da ich ihren Vater und einen Bruder jüngst behandelt hatte, verfielen wir in ein langes Gespräch, das noch verlängert wurde, als ihre Schwester dazukam, eine Primadonna, welche eben aus Brasilien zurückgekommen war. Um halb zehn Uhr wurde ich plötzlich bleich und die Frau fragte besorgt, was mir sei. »Nichts«, antwortete ich, »ich habe heute noch nicht einmal gefrühstückt.« Der Kunsthunger hat den physischen ganz übertäubt. Ich nahm keine Anerbietung an, eilte auf den Signoriaplatz, nahm dort einen tüchtigen Imbiß mit Wiener Bier und kam noch gegen 11 Uhr zum Zuge nach Wien zurecht.

Daß man, selbst von Rom ermüdet, in Florenz noch auf seine ästhetischen Kosten kommt, weiß jedermann. Eigenartig ist schon der Eindruck der Architektur. Wenn ich diesem Eindrucke Ausdruck geben solle, so würde ich ihn als »liebenswürdigen Ernst« bezeichnen. Auch der Dom mit der alten Fassade macht diesen Eindruck und der poetische Glockenturm paßt eigentlich nicht ganz dazu. Die moderne Fassade des Domes in der Art jener des Domes in Siena und der Certosa bilden ebenfalls nicht eine eigentlich zupassende Ergänzung.

Die wunderbaren Reliefs der Türen des Baptisterio stören den Gesamteindruck nicht, weil hier der Glanz im kleinen Rahmen erscheint. Die Kunstschätze der Loggien, der Uffizi und des Palazzo Pitti — gemalte und plastische — sind wahrlich geeignet, den größten Eindrücken neue große hinzuzufügen. Nirgends in der Welt ist man weiters in der Lage, den süßen Meister Fiesole so kennen zu lernen wie in Florenz in der Akademie und in dem Kloster, in dem der Meister lebte. Auch Del Sarto läßt sich nirgends als in Florenz ausgenießen.

II. Florentinische Reise.

Noch in demselben Jahre, im Herbste, machte ich eine zweite Reise nach Florenz zum internationalen medizinischen Kongreß, und zwar in Gesellschaft meiner Frau. Unsere erste Station war München. Dort war damals eine große Kunstausstellung und eine besondere Attraktion war die gleichzeitige Ausstellung des Darmstädter und des Dresdner Exemplars der berühmten Holbeinschen Madonna. Bekanntlich gilt seit dieser Zeit das Darmstädter Bild als das Original. Wir fuhren dann am Tegern- und Achensee vorüber ins Inntal nach Innsbruck, wo die deutsche Naturforscherversammlung tagte. Von dieser Versammlung habe ich die Mätzchen von Karl Vogt in lebhaftester Erinnerung behalten, wie er die damals noch sehr klerikalen Innsbrucker ärgerte.

Von Innsbruck aus schloß sich uns Professor Schnitzler an. Wir beide hatten den Auftrag, den Kongreß für das Ausstellungsjahr (1873) nach Wien einzuladen.

Wir kamen des Morgens in Padua an, und der Anschluß nach Florenz ließ einige Stunden auf sich warten. Ich lud meine Reisegefährten ein, rasch die Antoniokirche zu besuchen und die Giottoschen Fresken, die so sehr an mein Kunstherz gewachsen sind. Aber diese beiden Barbaren, meine Frau und Schnitzler, wollten davon nichts wissen; sie zogen es vor, gründlich Toilette zu machen und ein opulentes Frühstück einzunehmen.

Ich will bei dieser Gelegenheit eine Wunderkur erzählen, die meine Frau bei einem späteren Aufenthalte in Padua vollzog. Als sie eines Morgens mit meiner Tochter die Antoniokirche besuchte, bemerkte sie, daß der Kirchendiener die Anwesenden aus der Kirche entfernte. Ahnend, daß sich hier etwas Ungewöhnliches vorbereite, blieben meine Damen zurück. Es erschien eine Bäuerin mit schrecklichen hysterischen Schreikrämpfen. Sie kniete beim Reliquienschrein

des heiligen Antonio, und ein Priester las eine Messe. Der Anfall dauerte trotzdem fort und fort. Nach 1½ Stunden rief der Priester den Kirchendiener und bat ihn, einen anderen Priester zu holen, er sei bereits erschöpft. Der Diener kam unverrichteter Sache zurück, da kein Amtsbruder zur Ablösung bereit war. Da rief meine Frau den Diener und trug ihm auf, er möge dem Priester sagen, er solle der Bäuerin mit dem Zorne des Heiligen drohen, wenn sie nicht sofort ruhig wird. Dies wirkte, und der Anfall schnitt plötzlich ab. Verwundert fragte der Priester den Diener, woher der Rat gekommen sei, und er antwortete: »Von einer ‚Forestiera'.« Meine Frau war nicht umsonst an einen Neurologen verheiratet. Sie war bis zur Ungerechtigkeit hart gegen Hysterische und sie sagte mir einmal: »Du wirst nie gescheit genug werden, um nicht hin und wieder doch von Hysterischen genarrt zu werden.« Sie überwand auch dafür die herbsten Schmerzen klaglos, um nicht für »hysterisch« zu gelten.

In Florenz machte ich natürlich diesmal persönliche Bekanntschaften, und die wertvollsten, mit denen ich bei Besuchen in Florenz und auch anderenorts Fühlung behielt, waren Mantegazza und Moritz Schiff. Mantegazza war und ist eine sehr stattliche Erscheinung; unwillkürlich erinnerte er an stattliche italienische Modellbaritone für die Rolle des Don Juan. Er ist ein Lebenskünstler. Diesem genialen Anthropologen verdankt Florenz sein herrliches anthropologisches und ethnographisches Museum. Mantegazza, der ein geistreicher naturwissenschaftlicher Psychologe ist, schrieb auch Romane, und der Held des einen ist — die Tuberkulose. Am populärsten ist sein Buch: »Gli amori dei uomini« geworden, das in alle Sprachen übersetzt wurde. Kein Verleger wollte sich nennen und auf dem Titelblatt prangte das Motto: »Honny soit qui mal y pense.« Ich machte ihm einmal Vorwürfe und erklärte ihm, ich sei ein solcher Honny etc. Das Buch von Mantegazza ist das originellste, geistreichste und gelehrteste unter seinesgleichen. Aber dieses Thema soll nicht populär behandelt werden. Mantegazza entschuldigte sich bei mir mit der Tatsache, daß sein Gehalt 5000 Lire betrage ohne sonstige akademische Nebeneinkünfte. Er müsse daher viel publizieren, und zwar so, daß es ihm eine beträchtliche Revenue bringe.

Die französischen Gerichtspsychologen haben schon früher dieses Thema oft und eindringlich behandelt, ohne Skandal zu erregen, und dasselbe gilt von einem Buche von Tarnowsky in Petersburg; diese Autoren schrieben eben nur für Fachkreise.

Die Literatur über die sexuellen Perversitäten ist später gewachsen und nur die britischen Gelehrten haben es verschmäht, zu konkurrieren und sie haben aus ihrer Entrüstung gegen solche Autoren kein Hehl gemacht. Als das bekannte Buch von Krafft-Ebing erschien, sagte mir Hack-Tuke, der Ausschuß der British Medico-Psychological Association wolle den Antrag stellen, dem Wiener Kollegen die Ehrenmitgliedschaft wieder zu entziehen. Ich redete ab. Ich sagte, Krafft-Ebing habe gewiß das Buch bona fide geschrieben; er konnte nicht wissen, wie weit der Inhalt in die Jugend und selbst in — Mädchenschulen eindrang, und ich konnte dem Manne die Schande ersparen. Freilich hätte er, als der Effekt klar wurde, nicht dulden sollen, daß die weiteren Auflagen veröffentlicht werden. Heute findet man die Zöglinge der »höheren Töchterschulen« über diese Themata der sexuellen Perversitäten aufgeklärter, als wir es als junge Ärzte waren, und oft juckt es mich, die Prügelstrafe für jene »emanzipierten« Lehrerinnen einzuführen, welche solche Aufklärung fördern.

Die zweite Florentiner Persönlichkeit, für die ich hohes Interesse empfand, war Moritz Schiff, der große Experimentalphysiologe. Er war ein Nachfolger der großen französischen Schule der Experimentalphysiologie, welche der deutschen von Johannes Müller gegründeten voranging und die in Paris damals durch Claude Bernard vertreten war. Sonderbarerweise war Schiff in Deutschland wissenschaftlich verfehmt, obwohl er große Leistungen aufzuweisen hatte; er gehörte eben nicht den literarisch herrschenden Kreisen an. Charakteristisch ist folgende Äußerung Brückes. Als er von einer italienischen Reise, auf der er auch in Florenz war, zurückkam, fragte ich ihn, ob er Schiff besucht habe. »Was sollte ich bei Schiff suchen«, antwortete er. Ich hielt die Entgegnung, die ich auf der Zunge hatte, zurück. Sie hätte, ausgesprochen, gelautet: Viel lernen. Diese Einseitigkeit Brückes war nicht individuell und nicht vereinzelt; sie entsprach der Einseitigkeit der großen Schule, der er als eine ihrer Zierden angehörte. Hat doch Brücke, als er abtrat und dem Kollegium seinen Nachfolger vorschlug, Hering ausgeschlossen, weil dieser inbezug auf die physiologische Farbenlehre anderer Meinung als Helmholtz war. Wir wissen heute, daß Hering im Rechte ist.

Von Florenz aus besuchten ich und meine Frau noch Pisa, und dort imponierten mir vor allem die Fresken von Benozzo Gozzoli auf dem Kirchhofe. Viele Jahre später sah ich erst die Fresken dieses Meisters im Palazzo Ricardi in Florenz und bewun-

derte den frühzeitigen historischen Maler. In Pisa lernt man auch am besten die Meister Pisani kennen. Wir fuhren auch durch den herrlichen Wald von St. Rossore ans Meer, von dessen Gestade man eine weite Aussicht auf die Küste hat. Die untergehende Sonne warf ihr Licht auf die Waldstraße und wir waren von dem schönen Schauspiele des Sinkens der Sonne in den fernen Meereshorizont tief ergriffen.

Ein Besuch von Florenz ist besonders geeignet, Betrachtungen über Hochschulen und über Hochschulwesen anzuschließen. Florenz hat nur eine »Perfektionsschule«.

Das moderne Italien konnte doch eine Stadt wie Florenz nicht ohne ernstes wissenschaftliches Zentrum lassen. Italien und Frankreich kranken an einer großen Anzahl von Winkeluniversitäten, die aus regionaler Eifersucht nicht aufgehoben werden.

Die heutigen Hochschulen benötigen einen kolossalen Aufwand für die wissenschaftlichen Institute und ohne diesen Aufwand sind die Schulen wertlos, selbst bei bedeutenden Lehrkräften. Das Hochschulwesen in seiner mittelalterlichen Form hat sich vielfach überlebt. Zum Glücke wurden die technischen und agrarischen Hochschulen an wenigen Orten den Universitäten angegliedert, so daß sie unter der alten Schablone nicht leiden. So sehr die Wissenschaften miteinander im Zusammenhange stehen, so wenig wird diese Zugehörigkeit an den Universitäten gepflegt. Es ist immer eine rein individuelle Leistung, wenn ein Fachmann die neuen Errungenschaften eines Faches oder einer Richtung der anderen Fakultäten heranzieht, und vieles spricht dafür, den Verband der Fakultäten aufzulösen. Vor allem hat die Theologie keinen berechtigten Platz mehr im Verbande der Hochschulen. Es besteht zwar ein großes Staatsinteresse, daß die Priesterausbildungsanstalten unter der Obhut des Staates bleiben. In allen Ländern aber, in denen verschiedene Konfessionen bestehen, müßten mehrere theologische Fakultäten an denselben Universitäten bestehen; die Universität läuft dann Gefahr, von den theologischen Fakultäten majorisiert zu werden. Für die juridische Fakultät besteht ein Zusammenhang mit der philosophischen und durch die gerichtliche Medizin mit der medizinischen. Allein wenn die betreffenden Lehrkanzeln besonders besetzt werden, dann fällt die Notwendigkeit, diese Fakultät im Verbande mit den anderen zu lassen, weg. Die medizinische Fakultät erfordert für sich zunächst die Verlegung in die großen Bevölkerungszentren. Venedig und Mailand sind doch geeigneter,

Sitze medizinischer Hochschulen zu sein, als Padua und Pavia, Florenz geeigneter als Pisa etc.

Die philologisch-historische Schule gehört in die Städte mit großen Bibliotheken und Dokumentensammlungen. Die naturwissenschaftliche Schule kann zum Beispiel großen Vorteil aus dem Sitze am Meere ziehen. Es besteht auch kein Grund dagegen, daß die naturwissenschaftlich-mathematische Schule an die technischen Hochschulen angegliedert werden, wenn auch für die rein theoretischen Richtungen in diesen Fächern gesorgt wird. Durch die Neugliederung der Hochschulen besteht die Möglichkeit, selbst regionale Empfindlichkeiten zu schonen und den Übelstand der wertlosen Winkelschulen zu beseitigen.

Einer der größten Übelstände solcher Pseudohochschulen ist, daß es unmöglich ist, bedeutende Lehrkräfte zu gewinnen. In Frankreich hat man den Zwerghochschulen das Recht der Promotion nicht eingeräumt.

Auch Deutschland zählt viele Universitäten in kleineren Orten. Diese Universitäten sind meist von altersher gut dotiert und haben daher jedenfalls, wenn sie keine große Hörerzahl haben, den Vorteil, wenigstens Stätten für wissenschaftliches Forschen zu sein. In Deutschland besteht die alte Tradition, daß jeder bedeutsame Gelehrte vor allem darauf sieht, »Schule« zu machen, und deshalb sind auch die kleinen Universitäten in der Lage, tüchtige Kräfte heranzuziehen, und durch die Institution der Kollegiengelder kann ein bedeutender Mann neben seiner offiziellen Bestallung sich ein anständiges Einkommen sichern.

Und dennoch empfand man das Bedürfnis, in einzelnen Städten, zum Beispiel in Frankfurt am Main, wissenschaftliche Institute zu gründen und neuerdings bricht sich die Notwendigkeit Bahn, medizinische Akademien abseits von den Universitäten zu gründen, wie jüngst in Köln.

In Italien ist die Bestallung der Hochschullehrer lächerlich gering und die Professoren müssen auf Erwerb denken, entweder durch praktische Verwertung ihres Fachwissens, wie zum Beispiel durch Praxis bei den Medizinern, durch advokatorische Tätigkeit bei den Juristen oder durch Schriftstellerei, die bei dem Erwerbszwecke leicht die Höhe und die Integrität verliert.

III. Meine erste Neapelfahrt (1871).

Ich fuhr zunächst nach Ravenna.

Bei der Einfahrt in die Stadt — es war die Karwoche und die Straßen sehr belebt — fiel mir das gesunde Aussehen der Bevölkerung auf. Ich wußte aus der österreichischen Zeit, daß Ravenna ein Fiebernest sei und an solchen Orten trägt auch das Aussehen der Nichtkranken ein gewisses kachektisches Gepräge an sich. Ich erfuhr, daß der Vorschlag eines Arztes, der sorgfältig befolgt wurde, die Stadt saniert hatte. Er riet nämlich, alle verdächtigen sumpfigen Stellen sorgfältig mit Reis zu bepflanzen. Als ich ins Hotel kam, war gerade Table d'hote-Zeit. An dem Tische saß eine größere Reihe von Männern von stattlichem Aussehen, die ich für Beamte und Richter hielt und die offenbar eine zusammengehörige Gesellschaft bildeten. Ich postierte mich etwas entfernt, um die Herren in ihrem Gespräch nicht zu stören. Es fiel mir ein gewisser melancholischer Ton auf und daß sie leise sprachen, als ob sie unter einem bestimmten Drucke stünden.

Des anderen Morgens besuchte ich die alten Bauten Ravennas aus der Longobardenzeit, auch jene außerhalb der Stadt, wie das Grab Theodorichs, die Basilika St. Apollinaris in Classe und den berühmten Fichtenhain, der so viel von den Dichtern besungen ward.

Als ich zurückkehrte, waren die Herren bereits wieder zum Diner versammelt. Sie fragten mich, wo ich gewesen sei und ob mir nichts Besonderes begegnet sei. Als ich über letztere Frage erstaunt war, erzählten sie mir, sie seien königliche Beamte, sie hätten jeder ihr Todesurteil durch eine geheime Gesellschaft in ihrer Tasche und eine Reihe von ihnen sei schon erdolcht worden, ohne daß man die Spur der Mörder bisher aufgefunden habe. Ich sagte, dies seien offenbar politische Morde, und als Fremder hätte ich nichts zu befürchten gehabt. Kurze Zeit darauf wurde die ganze

Verschworenenbande von der Polizei im Moment überrascht, als sie ihren Verräter, der von Gewissensbissen heimgesucht war, erdolchen wollte. Diese Szene ist in einem Buche Lombrosos dargestellt. Es waren junge Garibaldianer, deren Verschwörungs- und Mordmonomanie sich in so widersinniger Weise Luft machte.

Das Bravotum und der Meuchelmord sind eine alte traditionelle Sünde Italiens und der Kampf gegen Fremdherrschaft und Tyrannei hatte in der mittleren Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Konspiration geführt. Eine solche Sitte läßt sich schwer ausrotten und die Verschwörungs- und Mordlust dauern fort, wenn eigentlich jeder Grund hierfür weggefallen ist. Die letzte Schuld liegt an den Unterdrückern, welche das Volk demoralisieren und zur geheimen Fehme drängen. Wir sehen jetzt dieses tragische Schauspiel in Rußland sich in erschreckender Weise täglich wiederholen.

In Ravenna bekommt man am besten den Eindruck, daß die neuen Lehren und die auf dem historischen Schauplatze neu auftretenden Völker einen originellen Entwicklungskeim in sich trugen. Der charakteristische Stil, der sich in San Vitale kundgibt, hat zwar nicht allgemein durchgegriffen, aber aus ihm ging der von Karl dem Großen gebaute Münster in Aachen in viel größeren Dimensionen und in viel größerer Pracht hervor.

Es existiert auch eine Kirche in Lüttich in diesem Stil und auf Veglia im Quarnero fand ich eine Dorfkirche in demselben Stil, wahrscheinlich aus der Zeit der longobardischen Herrschaft in Ravenna.

Ich verließ Ravenna und mußte in Rimini auf den neapolitanischen Zug warten. Ich hatte Zeit, in die Stadt zu fahren, und bewunderte, daß auch die kleinsten Städte in Italien ihren künstlerischen Reiz haben.

Als ich in die Bahnstation zurückkam, lernte ich eine damals in Übung gewesene betrügerische Obstruktion der Eisenbahnkassiere kennen. Es bestand damals ein hohes Agio und die Herrn Kassiere prellten die Fremden, indem sie erklärten, nur Gold annehmen zu können; den Agiobetrag steckten sie ein. Ein Fremder, der nicht den Zug versäumen will, war natürlich in die Notwendigkeit versetzt, eine solche Gaunerei über sich ergehen zu lassen. Im Coupé machte ich die Bekanntschaft des Deputierten von Neapel, der von Florenz kam, wo das Parlament noch seinen Sitz hatte. Er fragte mich, woher ich käme und als ich von Ravenna sprach, fragte er, was denn in Ravenna zu sehen sei. Ich schilderte lebhaft die Merk-

würdigkeiten der Stadt und ihre Bedeutung für die Geschichte der Kunst. Bald mischte sich ein dritter Herr ins Gespräch. Er war ein echter Mailänder Krakeeler, der es für gut fand, auf den König zu schimpfen. Ich zog mich natürlich sofort von der Teilnahme an der Konversation zurück und der neapolitanische Abgeordnete trat ihm sehr energisch entgegen. Ein vierter Reisender saß stillschweigend in der Ecke und mischte sich nicht ins Gespräch. Da die Nacht bald hereinbrach, versank ich in Schlaf und erwachte erst etwa eine Stunde vor Caserta. Der Deputierte bot sich mir in liebenswürdiger Weise an, mein Cicerone in Neapel zu sein. Ich dankte ihm und sagte, daß ich in Neapel einen sehr guten Bekannten habe, den Senator und Kliniker Professor Tommasi, der kurz vorher als mein Patient in Wien war. Natürlich sagte der Deputierte, daß er Tommasi sehr gut kenne. Als wir in Caserta anhielten, erblickte ich auf dem Perron Tommasi, der zum Besuche seiner Frau in Caserta war. Er kam ins Coupé und umarmte mich herzlichst. Tommasi war eine imposante, echt italienische Gestalt, zirka 60 Jahre alt, Haupt- und Barthaar weiß gefärbt. Ich sah, daß der Deputierte und der Senator von Neapel sich persönlich nicht kannten, und es ist gewiß nicht ohne Pikanterie, daß ein Wiener diese beiden heimischen Persönlichkeiten einander vorstellte. Ich war schon in Wien wieder zurück, als ich von dem Deputierten aus Florenz eine neapolitanische Zeitung eingesendet bekam, in welcher derselbe lächerlich gemacht wurde. Es wurde erzählt, daß er von einem Fremden erst erfahren mußte, was in Ravenna zu sehen sei; er wurde fälschlich beschuldigt, daß er auf den König geschimpft habe, wobei hervorgehoben wurde, daß ich mich taktvoll aus diesem politischen Gespräch zurückgezogen habe, und er wurde beschuldigt, fälschlich mit der Bekanntschaft mit Tommasi bramarbasiert zu haben. Der Artikel enthielt noch einige Notizen über meinen Aufenthalt in Neapel, besonders über meinen Besuch in einem neuerrichteten poliklinischen Institut, über das ich mich lobend ausgesprochen hatte. Der Deputierte glaubte natürlich, daß ich mich über ihn geäußert und so den Artikel veranlaßt hätte. Ich schickte ihm eine Erklärung zu seiner Verfügung für die Öffentlichkeit. Offenbar war unser stummer Coupégenosse der Autor dieses Artikels, und ich bezeugte, daß er sich im Gespräch mit dem Mailänder sehr loyal ausgesprochen habe und daß es selbstverständlich sei, daß ein Mann, der im öffentlichen Leben stehe, den berühmten Kliniker kannte, wenn er auch nie in persönlichen Verkehr mit ihm ge-

kommen sei. Rücksichtslose witzige Pasquille sind in Italien von altersher in Übung.

Ich wußte, daß ein Freund, Dr. Lippert, der in Nizza praktizierte, wegen des deutsch-französischen Krieges sich provisorisch in Neapel niedergelassen hatte, und wußte auch das Hotel, in dem er wohnte. Ich bezog ein Zimmer neben ihm und überraschte ihn. Lippert hatte in Neapel nicht soviel zu tun wie in Nizza; er beschäftigte sich daher zur Ergänzung mit Hypochondrie. Ich fand ihn in alle möglichen Dinge eingehüllt auf dem Ruhebette, und er hielt sich für schwer fieberkrank. Als ich ihn näher betrachtete, erklärte ich ihm, daß er während meiner Anwesenheit nicht krank sein dürfe, sondern sofort sich bereithalten müsse, mit mir auszugehen. Ich hatte eine wichtige Angelegenheit zu erledigen, nämlich meinen Durst zu stillen. An fremden Orten, besonders in Italien, trinke ich kein Wasser und Wein stillt meinen Durst nie. Bier war damals in Italien an vielen Orten nicht zu bekommen und meine erste Frage an Lippert war: »Wo bekommt man in Neapel Wiener Bier?« Lippert sagte: »Merkwürdig, jetzt bin ich seit Monaten hier und weiß erst seit gestern, wo man Wiener Bier bekommt.« In Neapel war es am wenigsten angezeigt, Wasser zu trinken. Neapel war damals noch eine sanitär sehr gefährliche Stadt, besonders der neue Stadtteil am Meere, in dem die modernen Hotels standen. Die Kanäle der darüber gelegenen Stadtteile stauten sich am Meere und Typhus und Dysenterie rafften viele Fremde fort. Viele starben im Gegensatze zum bekannten Sprichworte, bevor sie Neapel noch recht gesehen hatten. Erst später, als mit großen Kosten Wasser aus Caserta nach Neapel geleitet wurde, wurde die Stadt saniert. Ich schleppte Lippert in die Birreria von Dreher und von dort herum in der Stadt und während meiner ganzen Anwesenheit in Neapel zog sich das Fieber verschämt zurück. Wir fuhren auch zusammen nach Sorrent, von dort nach Capri und ebenso machte er die Tour nach Pompeji, auf den Vesuv und nach Bajoe mit.

Ich will von den persönlichen Erlebnissen zunächst nur eine Szene schildern. Madame Tommasi kam, obwohl sie sehr leidend war, eigens von Caserta in die Stadt und lud mich zu einem Diner. Charakteristisch für die damalige Stimmung ist, daß zu gleicher Zeit mit mir Marey aus Paris in Neapel war. Auch er war bestimmt, zu einem Diner geladen zu werden, aber die Dame glaubte, daß sie einen französischen und deutschen Gelehrten nicht zusammen laden könne. Ich war etwas befangen, als ich zur Dinerstunde

erschien, weil das Schiff von Capri einige Verspätung hatte. In große Verlegenheit geriet ich, als Madame Tommasi mich fragte, ob ich gern Makkaroni esse. Es platzten mir die Worte heraus, daß ich einen Degout davor habe. Im Moment fuhr mir aber der Gedanke durch den Kopf, daß ich in Neapel sei, daß ich also beim Diner Makkaroni als Suppe, als Braten, als Mehlspeise und als Dessert bekommen werde. Ich sagte der Dame, in Neapel esse ich die Makkaroni sehr gern, aber nicht solche, welche ins Ausland verschickt werden, und zwar deswegen, weil ich einmal in einer Auslage in Wien allerlei Ungeziefer in den zur Schau gestellten Makkaronis gesehen hatte. Mit der größten Tapferkeit verzehrte ich nun gegen meinen Geschmack große Quantitäten. Moralischer Zwang ist gegen solche Idiosynkrasien oft ein wirksames Mittel. So hätte ich nicht nur geschworen, sondern auch gewettet, daß ich nie Schnecken essen werde. Einst war ich bei dem schon öfters erwähnten Gehilfen von Leo Thun, dem verdienstreichen Schöpfer der medizinischen Studienordnung Nadhérny, geladen. Als Böhme glaubte er mir nichts Delikateres bieten zu können als gebackene Schnecken und ich aß sie mit stoischer Resignation. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich an eine Szene, die sich in meinem Hause abspielte. Ein russischer Gelehrter war zu Tisch geladen und machte eine abfällige Bemerkung über die Küche des Hotels, in dem er wohnte, da er Sellerie als Salat bekam und dies doch ein Schweinefutter sei. Diese russischnationale Anschauung war nicht die meiner Frau und zum nächsten Gerichte wäre Selleriesalat aufgetragen worden. Sie konnte noch im letzten Moment verhindern, daß der Kollege aus Kiew bei seiner Rückkehr von dem unanständigen Menü in meinem Hause erzählte.

Neapel stand damals noch unter dem Banne bourbonischer Korruption. Als ich von der Bahn in die Stadt fuhr, stellte ich einen Koffer auf den Vordersitz; der Kutscher schleuderte ihn fortwährend auf meine Füße herab. Den Grund erfuhr ich dann. Ein solcher sichtbarer und leicht greifbarer Koffer wird oft bei hellem Tage und in belebten Straßen geraubt, und es bildet sich sofort eine »Mauer« aus den Passanten, welche dem Räuber gestattet, zu entwischen. Ein neapolitanischer Kutscher duldete damals auch nicht, einen Regenschirm in der Nische des zurückgeschlagenen Daches des Wagens zu verbergen, weil die Gefahr bestand, daß das Leder unversehens zerschnitten und der Schirm gestohlen werde.

Als ich von Pompeji nach Mitternacht nach Neapel heimkehrte, sah ich eine Unzahl von wohnungslosen Familien in der Stadt herumirren. Als Garibaldi in Neapel einzog, gab es so viele Tausende von Mönchen und Nonnen, als in Einheiten Schüler in öffentlichen Schulen. Die bekannte Schenke neben dem Observatorium am Vesuv wurde von einem von den Bourbonen begnadigten Räuberhauptmanne gehalten, der eine Art von Mönchskostüm trug. Höchst unsicher war die Umgebung Neapels und es war ein Wagestück, als wir von Sorrent das sogenannte Deserto — eine Anhöhe — besuchten. Kurze Zeit darauf wurde dort ein Pfarrer in gräßlichster Weise ermordet. Es war geboten, sich bei der Gendarmerie zu erkundigen, ob man Pästum besuchen könne. Als dies bejaht wurde, fuhr ich dahin. Der Wagen kehrte um und ich sollte in einem benachbarten Orte die Eisenbahn nach Neapel erwarten. Es war eine bange Stunde, bis der Zug kam. Die Dorfbewohner hatten den Ausdruck großer Wildheit.

Nur die Universität in Neapel hatte schon die Signatur der neuen Ära. Die medizinische Fakultät war glänzend vertreten, einerseits durch Berufung hervorragender Italiener oder von Auswärtigen. Die Italiener — wie Tommasi — waren meist Adepten der französischen Schule und erst sein Nachfolger Cantani aus Prag gehörte der deutschen Schule an. Als Cantani starb, ersetzte ihn der geniale Kliniker Cardarelli und die Psychiatrie lehrt seit längerer Zeit ein hervorragendster Meister, Bianchi, der jetzt Unterrichtsminister ist und die Reform der Mittelschulen mit der Abschaffung des Studiums des Griechischen einleitete. Die pathologische Anatomie war zum Beispiel durch einen Deutschen, v. Schrön, vertreten.

Das Festdiner am Posilipp, das mir die Professoren der Fakultät gaben, habe ich bereits früher beschrieben.

Ich will hier eines Theaterabends in S. Carlo erwähnen. Dieses Haus galt damals noch als eines der schönsten in Europa und besonders das Ballett hatte einen großen Ruf. Ich besuchte es am ersten Abend meiner Anwesenheit. Als ich eintrat, war ein furchtbarer Skandal. Als Oper war die »Jüdin« von Halévy angekündigt. Der Herr Impresario hatte diese Oper den Abonnenten Abend für Abend aufgetischt. Das Publikum ließ die heutige Aufführung nicht zu. Der Vorhang fiel und die Vorstellung war aufgegeben. Darauf rief das Publikum die Primadonna — Fräulein Gabriele Kraus, die ich von Wien aus kannte und die auch Primadonna in

der Großen Oper in Paris war — vor die Rampe, begrüßte sie stürmisch, um zu zeigen, das sie in der vollen Gunst stehe. Für denselben Abend war nach der Oper die Premiere des bekannten Balletts »Satanella« angesetzt. Es dauerte zirka anderthalb Stunden, bis dieses Tanzpoem, eines der wenigen, die ich in Wien gesehen hatte, begann. Ich schlief auf meinem Sitze, da ich sehr ermüdet war, ein, bis die Vorstellung begann. Eine Überlegenheit Neapels gegen Wien konnte ich vielleicht aus Ignoranz in Ballettsachen nicht herausfinden. Es hätte aber mein patriotisches Herz nicht geschmerzt, wenn ich diese Überlegenheit bemerkt hätte.

Tief in meine Erinnerung eingeschrieben ist der vorletzte Tag meiner Anwesenheit (16. April). Ich hatte vor, am folgenden Tage mit einem Schnelldampfer von Neapel nach Genua zu fahren und von dort nach Wien zurückzukehren. Ich hatte meinen Platz bereits belegt und nachhause telegraphiert, daß mich kein Brief mehr in Neapel treffe. Ich unternahm mit Lippert und einem Spezialkollegen, Professor Vizioli, einen Ausflug nach Bajä. Vor dem Hotel trafen wir des Morgens Professor v. Schrön, den ich bei dieser Gelegenheit persönlich kennen lernte. Er erkundigte sich nach dem Befinden von Oppolzer, dessen Schüler er war. Ich sagte ihm, er befinde sich sehr gut. Als wir am Abend zurückkehrten, übergab mir der Portier des Hotels eine Depesche, während wir noch im Wagen saßen, und ich sagte zu meinen Begleitern: »Oppolzer ist tot!« Als ich die Depesche erbrach, waren die ersten zwei Worte: »Oppolzer morto.« Die Kollegen waren natürlich von diesem Erraten außerordentlich überrascht, nach dem, was ich diesen Morgen Schrön gesagt hatte. Ich klärte sie auf und erzählte ihnen, daß ich bereits seit zwei Jahren bei Oppolzer Zeichen von Seneszenz beobachtete, vor allem psychisch. Oppolzer, der sonst so liebenswürdig war, widersprach fortwährend in den Konsilien, so daß, wenn ich zum Beispiel in dieser Zeit einen Patienten in eine Therme schicken wollte, ich eine Kaltwasserkur vorschlug und umgekehrt. Es war ein krankhaftes Streben bei Oppolzer aufgetreten, seine Autorität geltend zu machen, zweifellos aus einem inneren Schwächegefühl. Außerdem hatte er einen schleifenden Gang, der auf Seneszenz des Rückenmarkes deutete. Ich hatte schon zwei Jahre vorher in einem intimen Gespräch mit Leidesdorf geklagt, daß ich dem geliebten Meister nicht mehr als zwei Lebensjahre zuschreiben könne. Das Geringste, was über ihn käme, würde ihn fällen. Außerdem befürchtete ich seit langem jeden Morgen, von einem Schlag-

anfall Oppolzers zu hören. Sein Sterben erfolgte so schnell, daß außer ihm selbst niemand, auch Skoda nicht, die richtige Diagnose bis kurz vor der Todesstunde machen konnte. Er hatte einen Kollegen, der an Flecktyphus litt, besucht, kam dann auf die Klinik, stürzte dort ohnmächtig zusammen, und als er zu sich kam, sagte er: »Ich habe mir bei dem Kollegen den Typhus geholt.« Erst ganz kurze Zeit vor dem letalen Ausgange erschienen die ersten Flecke am Körper. Da ich jedenfalls zum Leichenbegängnisse nicht mehr zurecht kommen konnte, so beschloß ich, die Rückkehr über Genua zu machen, wie ich es geplant hatte.

Am anderen Tage fuhr ich, begleitet von mehreren Kollegen, hinaus zu dem Dampfer, wo ich meinen Platz belegt hatte. Es war schon überraschend, daß sofort gemeldet wurde, daß der Dampfer um zwei Stunden später wegfahre, und zur großen Überraschung war das ganze Verdeck mit Soldaten besetzt. Erst als wir schon im Fahren waren, erfuhr ich, daß dies gar kein Schnelldampfer war, sondern, daß die Gesellschaft mich einfach geprellt hatte. Ich hatte einen Leidensgefährten, den Bürgermeister von Venedig, Grafen Bembo, und es tröstete mich, daß man auch einen vornehmen Italiener so hatte aufsitzen lassen. Die armen Soldaten, die dann enorm zusammengepfercht waren, wurden vom ersten Platz hinweggewiesen, um Platz für die zwei Passagiere zu bekommen. Ich stieg daher bereits in Livorno aus, um nachhause zurückzukehren. Heute würde ein solches Vorgehen in Italien unmöglich sein. Italien hat sich eben so sehr moralisch als geistig seit der neuen Ära gehoben.

IV. Über die Riviera nach Paris (1873).

In den Osterferien 1873 unternahm ich in Gesellschaft meiner Frau die Reise über Oberitalien und die Riviera nach Paris. Wir hielten uns zunächst in Mailand auf und fuhren nach Como, Bellaggio und an die Seen. In Como ereignete sich ein komisches Intermezzo. Das Schiff nach Bellaggio ging verspätet ab und die Passagiere warteten, bis das Zeichen der Abfahrt gegeben würde. Nur ein Herr ging sofort aufs leere Schiff und postierte sich. Da bemerkte meine Frau, das sei gewiß ein pedantischer Engländer, da damals englische Reisende als Sonderlinge und alle reisenden Sonderlinge als Engländer galten. Wurde doch auf dem Kontinent der Plaid, dieser vielleistende Reisebegleiter der Engländer, verspottet. Ich sagte: »O nein, das ist ein Herr Goldschmidt aus Frankfurt am Main.« Wir kamen während der Fahrt neben den Herrn zu sitzen und mit ihm ins Gespräch. Er stellte sich vor und präsentierte seine Karte. Es war richtig ein Herr Goldschmidt aus Frankfurt am Main. Meine Frau brach in ein ungezogen erscheinendes, unaufhaltsames Gelächter aus. Ich klärte den Herrn auf und er geriet natürlich ebenfalls in große Heiterkeit. Ich hatte ihn für einen jüdischen Gentleman aus der Rheingegend gehalten und hatte ihm einen dort häufig vorkommenden Namen gegeben und riet auf Frankfurt am Main, als dem Hauptsitze dieses Typus.

Ich habe in meinem Leben noch viel zutreffender geraten. Noch als Gymnasiast sah ich im Parke von Baden bei Wien einen Herrn und ich sagte zu einem Kollegen, so stelle ich mir den Onkel von Heinrich Heine vor. »Er ist es auch«, antwortete mein Kollege. Im Jahre 1875 hatte ich auf Kaltbad Rigi meinen Vortrag: »Zur Anthropologie der Verbrechen« geschrieben. Als ich diese Station verließ, machte ich noch eine Rundfahrt auf dem Vierwaldstättersee,

wobei ich die Bekanntschaft eines Schweizer Malers machte. Da sah ich bei der Rückfahrt von Brunnen Freund Oser, damals noch ein freier Junggeselle, auf dem Landungsplatze einer Station in Abreiseposiitur. Da sagte ich zu dem Maler: »Da wird es gebrochene Herzen geben«, und wirklich erfolgten sehr ausdrucksvolle Zeichen zärtlicher Abschiedsmimik von seiten einiger junger Damen. Als Oser aufs Schiff kam, neckte ich ihn und es entwickelte sich ein lebhaftes Silbenstechen, daß die Funken flogen. Die Gesellschaft in der Nähe horchte auf unseren Wortkampf. Darunter war ein sehr stattlicher Mann mit langem schwarzen, schon grau meliertem Barte, mit zwei sehr stattlichen, vornehmen Damen, offenbar Mutter und Tochter, respektive Frau und Tochter des genannten Herrn. Da raunte ich Oser ins Ohr, dies sei gewiß Henry Arnim mit seiner Familie. Oser fand meine Behauptung sehr kurios. Der Mann mit seiner Familie machten mir den Eindruck eines hocharistokratischen Norddeutschen und speziell eines Preußen. Auffallend war mir der Mangel an Steifheit und junkerlichem Hochmut, welche Herren dieser Abstammung selbst unbewußt anhaftet; ich hielt ihn daher für einen Diplomaten, der durch seinen Beruf internationalen feinsten Schliff angenommen hatte. Im Gesichte lag etwas von psychischen und physischen Leiden (der vor Bismarck flüchtige Graf Arnim war zuckerkrank). Aus diesen Eindruckselementen machte ich die Personsdiagnose. Die Familie reiste nach Interlaken und quartierte sich in demselben Hotel ein wie ich, und das Fremdenbuch bestätigte meine Vermutung.

In Coeurmajeur sah ich einen ältlichen strammen Herrn mit grauem Vollbarte. Er ging mit einem Führer und ich schickte den meinigen den andern fragen, ob der Herr nicht Professor Weber aus London sei. Ich hatte es erraten, und wir machten persönliche Bekanntschaft. Er hatte mir den Eindruck eines deutschen Gelehrten gemacht, der etwas vom britischen Cachet angenommen hat, und ich wußte, daß er ein eifriger Alpinist sei.

Auf dem Bodensee kam ich mit einem älteren Herrn ins Gespräch. Er sprach vom phönizischen Telegraphen und ich fragte ihn, ob er Dr. Schliemann sei, was er bejahte. Er sprach als Archäolog und war offenbar kein Professor, daher meine Divination. Dabei ereignete sich ein Kuriosum. Als ich mich ihm vorgestellt hatte, trat ein Mann, der unser Gespräch belauscht hatte, auf uns zu und stellte sich vor: »Schmidt aus Bombay.« »Was machen Sie in Europa?« frug Schliemann und jener antwortete: »Ich bin Indigo-

händler.« Schliemann fragte, woher er jetzt käme und er antwortete: »Aus Rußland.« Bekanntlich war Schliemann früher Indigohändler in jenem Reiche. Er fragte nach einem Moskauer Großkaufmann Lepioschkin und dieser war mein Klient! Merkwürdiges Zusammentreffen! In einem solchen Moment möchte man ausrufen: »Wie klein ist die Welt!«

Wir setzten die Reise zum Luganersee fort, und ich bestieg den Monte generoso von Mendrisio aus. In Mendrisio erzählte mir der Arzt, wie er dazugekommen sei, jüngst ein Sanatorium auf dem Monte generoso zu gründen. Während eines Typhusdeliriums schwebte ihm das traurige Bild eines Landpraktikers vor, wenn er alt und siech werde. Dieses Deliriums erinnerte er sich, als er zu sich kam, und beschloß, ein Sanatorium zu errichten, wobei die Einwohner von Mendrisio ihn unterstützten. Dieses Sanatorium ist längst in eine Karawanserei umgewandelt und die Bergbahn führt über den Sonntag zahlreiche Mailänder auf die Höhe dieses Berges, die eine Art von Bois-de-Boulogne für sie geworden ist. Wir besuchten Lugano und besahen die Fresken von Luini. Wir machten die Tour auf dem Lago Maggiore, durchfuhren hin und zurück den Mont Cenis-Tunnel, besuchten Turin, Genua mit Pegli.*)

Von Genua fuhren wir mit der Bahn nach San Remo, wo ich den Monte Bignone bestieg, um die Aussicht auf Meer und Alpen zu genießen. Im Bahnhofe von Genua bekamen wir einen Vorgeschmack von Monte Carlo. Es erschien eine Kokotte der zweiten Jugend mit einem distinguierten Manne, der die zweite Jugend schon gut erreicht hatte. Die Herren im Coupé erzählten, daß diese Person alle paar Wochen in Genua erscheine, um ein Opfer nach Monte Carlo zu schleppen, und nannten den Namen ihres jetzigen Opfers, einen Marchese. Durch den Einsturz eines Tunnels fand ein allgemeines Umsteigen statt und wir gerieten mit der Venuspriesterin, ihrem Opfer und einem drolligen alten Herrn in ein Coupé. Die Dirne sprach vorzüglich italienisch und französisch Ich beobachtete ihr raffiniert zärtliches Benehmen gegen ihr Opfer. Da sagte ich zu meiner Frau: »Das ist Pester Schule.« Die Kokotte hatte diese Bemerkung gehört und als bald darauf der alte Herr wieder eine possierliche Bewegung machte, verfiel sie in lautes Lachen und sagte in Pester Deutsch: »Wann ich anfange zu

*) Als Komikum will ich erzählen, daß ich in einer Blase eine Quantität Luft mitnahm, um im Tunnel keinen Anfall von Atemnot zu bekommen.

lachen, kann ich nicht mehr aufhören.« Meine Frau war über meine Kenntnis der Schulen nicht sehr erbaut.

Hatten wir auf der Fahrt von Genua aus nach Monte Carlo ein Stück raffinierten, ungesunden Lebens kennen gelernt, so war es in Genua der neue Friedhof, welcher uns mit der Aussicht auf unausweichbares Sterben versöhnte. Die abgeschlossene landschaftliche (und daher auch hygienisch ideale) Lage ruft friedlichernste Stimmung hervor und die Denkmale ließen erkennen, daß wir vor einer neuen Kunstquelle und Kunstübung stehen, welche das Andenken an die Abgeschiedenen nicht mehr durch Symbole und veraltete Formen fälschen und verwischen, sondern rege erhalten.

Ich komme bei einer anderen Gelegenheit auf die Bedeutung der Modernisierungsversuche in der Plastik, die mit der Frage der Friedhofsmonumente enge verknüpft ist, zurück. Diese hat nichts mit der verlogenen Reklame und geschmacklosen Originalitätssucht mancher »Sezessionen« zu tun.

Von der französischen Grenze fuhren wir im Wagen, wodurch der landschaftliche Genuß der Reise sehr erhöht wird, da die Bahn zu oft in den Eingeweiden der Berge, die wir sehen wollen, verläuft und besonders da die Wagenfahrt über die Corniches von Monte Carlo nach Nizza gewiß zu den schönsten in der Welt gehört. Ich hoffte, der Genuß dieser Fahrt werde meine Frau von der angebornen Angst des Fahrens auf schiefen Ebenen, besonders im absteigenden Teile, befreien. Es gelang mir nicht, und ich möchte als Fachmann vor solchen Versuchen warnen, wenn der Zustand angeboren ist. Man kann zum Beispiel schon bei Säuglingen beobachten, daß sie eine Position gegen die Fahrtrichtung nicht vertragen und wenn man solche Individuen bis in ein späteres Lebensalter zu verfolgen Gelegenheit hat, so erfährt man, daß der Fehler des Säuglingsalters durch das ganze Leben haften bleibt.

Professor Weber aus London erzählte mir später, daß er mit einem der kühnsten Führer vom Montblanc über den Malojapaß hinabfuhr und daß dieser vor Angst weinte. Ich habe selbst mehrere Jahre später, nachdem ich im Engadin aus einem Wagen geschleudert wurde, ein solches Angstgefühl akquiriert, und zwar nur für Talfahrten, und es war mir unmöglich, noch zwei Jahre später den Simplon hinabzufahren; ich mußte zu Fuß gehen. Dieses Angstgefühl hat sich nur sehr allmählich verloren. Es handelt sich bei diesem Zustande nicht um eine Furcht, sondern um ein triebartiges Angstgefühl, dessen der Verstand nicht Herr werden kann.

In Nizza genossen wir die ganze Herrlichkeit sozusagen eines sommerlich angehauchten Frühjahres. Dieser klimatische Zustand Nizzas verführte uns, sommerlich gekleidet nach Paris zu fahren. Aber schon in Marseille mußte ich den Stationsvorstand bitten, uns aus unserem Gepäcke die Winterkleider herausnehmen zu lassen und in Paris zogen wir bei Schneegestöber ein.

Ich fand in Paris Duchenne sehr gealtert; er hatte durch den Tod seines Sohnes viel Kummer erlitten. Ich sagte zu Charcot, ich fürchte, für den teuren Kollegen sei das Lebensziel nur mehr innerhalb 2—3 Jahre abgesteckt. Im folgenden Jahre fand ich ihn wieder frischer und ich äußerte, ich hoffe, daß ich mich getäuscht habe. Leider ging er 1875 an einem Schlaganfalle zugrunde.

Bei dieser Gelegenheit will ich eine Anekdote mitteilen, die ich damals von Duchenne erfuhr, weil sie von allgemeinem psychologischen Interesse ist. Er erhielt einen Besuch mit der Karte: Dr. Stilling aus Kassel. Es trat ein Mann mit ganz weißem Haupthaare ein, und Duchenne fragte ihn, ob er der Sohn des berühmten Stilling sei.

»Wen denken Sie sich unter dem ‚berühmten' Stilling?« frug ihn der Gast. »Nun, den Autor der großen Arbeit über das Rückenmark etc.«, antwortete Duchenne. »Der bin ich selbst«, erwiderte der große Arzt und Forscher. Solche chronologische Irrtümer über eine Generation hinweg begehen wir oft. Duchenne kannte den Namen Stillings schon als Student, und wir stellen uns einen Träger eines »grand nom« immer als älteren Mann vor, wenn er auch geradezu Zeitgenosse ist. Es passierte mir einmal ein ähnliches Mißverständnis. Es war etwa 1870, als Admiral Tegetthoff mich als gewesenen Physiker wegen der Triebkraft der projektierten Torpedos interpellierte, die bekanntlich durch komprimierte Luft erzeugt wird. Ich sagte ihm, daß Natterer bei der Verflüssigung der Kohlensäure viel höheren Druck angewendet habe und wenn dieser noch leben würde, würde ich ihm raten, denselben zu konsultieren. Im Jahre 1900 erzählte mir der Wiener Chemiker Bauer, daß es ihm gelungen sei, die Originalapparate Natterers für die Pariser Ausstellung für die retrospektive Abteilung zu gewinnen (1900). Ich fragte ihn, woher er sie habe, und ich war ganz verblüfft, als er mir sagte, von Natterer selbst. Also er lebte noch. Dabei erzählte mir Bauer, daß er schon vor 20 Jahren eine Anfrage eines englischen Gelehrten erhalten habe, wann Natterer gestorben und wie lange er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien gewesen

sei. Und er lebte noch 1900 und war nie Mitglied der Akademie, deren Präsident sein Schwager, der berühmte Geologe Eduard Sueß, ist! Ich kannte den Namen Natterers aus der Gymnasiastenzeit seit zirka 1850 und hatte mir ihn als älteren Mann vorgestellt, und dennoch waren seine berühmten Versuche in einer Doktorsdissertation erst im Jahre 1846 niedergelegt. Er war 1850 kaum 30 Jahre alt. Der Mann war Mitglied des Wiener Gemeinderates und sein Name wurde oft genannt. Er praktizierte als Arzt und ich hatte auch auf diese Weise von ihm gehört. Ich stand aber unter der Autosuggestion, daß dieser Mann nicht der »berühmte« Natterer sein könne, weil ich ihn mir 1850 als älteren Herrn vorstellte. Mit mir teilten viele Wiener bei der Todesnachricht die Überraschung.

V. Italienische Seitensprünge.

Ich habe auf meinen verschiedenen Italienreisen nicht bloß die Zentren besucht, sondern auch viele kleinere Städte. Sind doch in Italien so oft kleinere Städte Kultur- und Kunstzentren gewesen und deshalb will ich diese Ausflüge nicht unerwähnt lassen, weil sich manche Erörterungen an sie knüpfen, welche vielleicht Interesse bieten und weil sie für manchen eine Anregung sein können, nicht vor wichtigen Stätten mit der Hast der Eilzüge vorüberzueilen. So war ich in Parma, Siena und Orvieto. In Parma interessierte mich mein hervorragender Kollege Tenchini, der über die Anatomie des normalen und abnormalen Gehirnes unter allen Italienern am ruhigsten und sichersten geurteilt hat. Der Versuch, das Palladiotheater von Vicenza in Parma in größerem Maßstabe herzustellen, ist hochinteressant und der Dom von Parma wird auch jene sehr interessieren, welche keine Freunde der Verrenkungen von Correggio sind.

Siena ist sozusagen fast eine Kulturfiliale für sich. Man sollte kaum glauben, daß eine Stadt in einem solchen Kulturlande wie Italien und ohne besondere topographische Ursachen eine solche Eigenart hervorgebracht und erhalten hat. Der Dom mit seiner unerreichten Fassade bringt den Gedanken zur vollen Ausführung, daß keine architektonische Linie und Fläche, inklusive des Fußbodens, ohne künstlerische Umhüllung der Raumnotwendigkeit bleibe. Und welchen großartigen Genuß bilden die Piccolominifresken von Pinturicchio, den man hier viel besser genießen kann als selbst in den Borgiagemächern Roms. Die Bauten, Bilder und Sitten in Siena sind eine kleine Welt für sich.

Nach Orvieto reiste ich zweimal. Der Dom ist mir das sympathischeste kirchliche Gebäude Italiens. Das glückliche Verhältnis der ausgezeichneten plastischen Zierde zur malerischen

läßt mir diese Fassade fast noch reizender erscheinen als jene des Domes von Siena und der Certosa. Das originelle Arrangement des Mittelschiffes mit den freistehenden Aposteln, unter denen der Johannes sozusagen eine Prophezeiung Friedrich Schillers ist, repräsentiert sich bei aller seiner Einfachheit so eindrucksvoll, daß es — wenn ich nicht irre, von Thorwaldsen in Kopenhagen — nachgeahmt wurde. In der Kapelle der Madonna d. S. Brigio sind es die Fresken von Signorelli, welche besonders auf den mit anatomischem Auge und zugleich ästhetischem Sinne Schauenden den größten Eindruck machen müssen. Wir finden hier auf einmal eine volle Kenntnis des menschlichen Körpers mit allen seinen Konturen in den verschiedensten Stellungen, Tätigkeiten und Gemütserregungen. Etwas ästhetisch störend wirkt der didaktische Zug, der durch die korrekte anatomische Darstellung geht, wodurch die Linien etwas expressiver erscheinen, als die reine Kunst sie bei gleicher Technik hergestellt hätte. Es macht mir nämlich den Eindruck, als ob Signorelli aus didaktischen oder demonstrativen Gründen die Konturen um ein winziges übertrieben hätte.

In Orvieto und Loretto lernt man die große Meisterschaft kennen, mit welcher die Leiter der Kirche die Gefahren bekämpfen, welche ihr von der Klärung durch die Wissenschaft und von seiten der Geklärten drohen. Die gewaltige Bewegung, die Friedrich II. von Hohenstaufen anfachte und durch Einführung arabischer und griechischer Weisheit in die zeitgenössische Kultur kräftigst förderte, niederzubeugen, war nicht leicht. Es mußten die Wunder von Loretto und Bolsena zu Hilfe kommen und diese wurden benutzt, um die Kunst durch lange Zeit an die Legende zu fesseln. Die Kunst ist ein mächtiges Kampfmittel gegen nüchterne wissenschaftliche Lehren, besonders wenn es gilt, letztere aus dem Gehirnkasten geistig und ethisch nicht Hochstehender zu vertreiben.*) Zugleich wurden zwei Orden gestiftet, wovon der eine (Franziskaner) für die Propaganda unter dem Volke bestimmt war und der andere (Dominikaner), um die höheren Stände mittels deren Torheiten, Sünden und Missetaten am Gängelbande zu führen, und es auch tat.

P e r u g i a gibt mit seinem vornehmen Etruskergrab und seinem etruskischen Museum Anlaß zu einer denkwürdigen Betrachtung.

*) Wenn ich nicht irre, geschah das Wunder vom Monte Baldo zu gleicher Zeit, und auf 4000 Felsenstufen steigen Unzählige jährlich hinauf, um den Ort des Wunders zu betrachten.

Die etruskische Sprache und Kunst war während der ganzen römischen Zeit lebendig, und dennoch ist aus der römischen Literatur nichts darüber zu erfahren und der Schlüssel zur Sprache noch nicht wiedergefunden. Eine solche geistige Unterdrückung einer Kultur in einer Kulturzeit ist wohl ohne Beispiel in der Geschichte und zeugt von dem außerordentlichen politischen Geschicke und der brutalen Härte römischer Herrschaft. Daß eine kleine Erobererschar das ganze Volk nationalisiert, respektive entnationalisiert, kommt in barbarischen Zeiten vor; aber gegen ein seiner Nationalität sich bewußtes Volk, wie es die Etrusker waren, das offenbar denselben Kulturgrad hatte wie die Römer, ist eine solche Unterdrückung ohne Beispiel. Welch ungeheuren Druck haben die Großrussen gegen die Polen, Kleinrussen und Tataren geübt, und dennoch gelang es ihnen nicht, die ethnographischen Grenzen wesentlich zu verrücken. Solange in den Massen kein lebhaftes nationales Gefühl existiert, kann man in großem Maßstabe entnationalisieren. War doch die östliche Sprachgrenze in Deutschland zu Ende des Mittelalters eine Linie, die von Kiel nach Nürnberg gezogen wird. Wie stark wurde die Osthälfte seitdem germanisiert! Ebenso ist's in den Alpenländern; die slawische Bevölkerung ist weit nach Süden gedrückt worden. Eine raschere Nationalisierung der Bretonen in Frankreich dürfte jetzt Platz greifen, wenn französische Volksschulen eingeführt werden; bisher gelang dies nicht.

Aber wenn es auch heute irgendwo in Europa gelänge, eine Sprache nicht zur Geltung kommen zu lassen — das Kunststück der Römer, eine solche als lebende Sprache so zu verdrängen, daß die Nachwelt sie nicht enträtseln kann, wird kaum gelingen.

Ich will an Perugia noch eine andere — eine klimatische Frage — anknüpfen, über die im allgemeinen eine große Unkenntnis herrscht. Jeder Nichtitaliener wird gewiß überrascht sein, wenn er hört, daß Römer nach Perugia in Sommervilleggiatur gehen. Diese auf Anhöhen frei liegenden Städte, wie Perugia, haben eine gewisse Brise, welche die Sommertemperatur sehr mäßigt. Über das italienische Klima und besonders über den Begriff »Süden« herrschen sehr irrige Begriffe. Die meisten Menschen würden davor zurückbeben, den Sommer in Neapel zuzubringen. Dort weht jedoch zwischen zwei bis vier Uhr eine solche Brise, daß Neapel ein angenehmerer Sommeraufenthalt ist als etwa London oder Stockholm. So wie Neapel verhalten sich natürlich Sorrent und Capri. Auch Rimini zum Beispiel hat ein so angenehmes maritimes Klima,

daß die Italiener es mit Vorliebe als Sommerfrische benutzen. Florenz und Rom sind hingegen keine warmen Winteraufenthalte, und ich erinnere mich des Pelzschlafrockes, den Professor Schiff in Florenz noch im April trug. An den schroffen Abfällen der Alpen, viel nördlicher als Florenz und Rom — an den Seen von Garda, Como etc. — herrscht hingegen so wie an der Riviera während eines Teiles des Winters Frühjahrsklima. Wir werden in einem anderen Abschnitt sehen, daß auch inbezug auf Kunstsinn der Gegensatz von nördlich und südlich vielfach falsch aufgefaßt wird und klimatisch südlich mit warm und künstlerisch, nördlich mit Phantasielosigkeit zusammengeworfen wird.

Äußerst belehrend ist der Besuch von Assisi. Dort sieht man den Übergang von der byzantinischen Kunst durch Cimabue hindurch zu Giotto und durch diesen zur Renaissance.

Nicht leicht irgendwo übersieht man die Entwicklung eines Meisters von den rohesten Anfängen bis zu einem hohen Grade der Kunst, wie in den Fresken Giottos in der Oberkirche von Assisi. Die Unter- und Oberkirche sind überdies so reich an originellen Motiven aus der Architektonik und Monumentalkunst, daß man überrascht ist, hier künstlerische Ausführungen beisammen zu sehen, die man sonst überall zerstreut als Nova und Originalia bewundert.

Auch Ferrara wird nur zu oft seitlich liegen gelassen. Der Palast ist ein unvergleichlicher Nachlaß ferner Zeit, da in solcher Vollständigkeit und Großartigkeit kein derartiger Bau aus dem Mittelalter existiert. Daß Ferrara in seiner Architektur und Malerei auch sonst ein bedeutsames Stück Kunstgeschichte bedeutet, brauche ich ja nicht besonders zu erzählen.

Daß auch Brescia inbezug auf Bauten, Bilder etc. Unvergeßliches bietet, erfährt jeder, der es besucht.

In allen Kunstanhäufungen in Italien liegt soviel Lokales, dessen Bedeutung für die Allgemeinheit erst dort recht erkannt wird, und umgekehrt wird die Bedeutung des Allgemeinen für die Verpflanzung nach anderwärts erst recht beurteilt, wenn man den Einfluß der allgemeinen Kunstrichtung auf die lokale zu bobachten Gelegenheit hatte.

VI. Die sizilianische Reise (1893).

Zu den für mich anregendsten Reisen gehörte jene nach Sizilien. Sie war zugleich meine silberne Hochzeitsreise, die ich zwar nach Sizilien, wie jener naive Ungar, allein machte, die sich aber doch zur genußreichen Reise meiner Frau und Tochter bis Neapel und Capri gestaltete. Die Damen befanden sich in Arco. Ich empfahl ihnen, die Rückreise über Verona und Padua zu machen. Von Padua instradierte ich sie nach Bologna — von dort nach Florenz, wo ich sie einholte. Dann fuhr ich als Pacemaker voraus und machte Quartier in Rom, wo ich wieder einige Tage mit ihnen zubrachte, sie mit den Bekannten in Verbindung brachte und gab ihnen ein Rendezvous in Neapel zur Zeit meiner Rückreise von Sizilien.

Ich will hier bemerken, daß ich ein Gegner der Hochzeitsreisen bin. Das Herumjagen in Städten und Museen ist der Gesundheit der jungen Frau gewöhnlich nachteilig. Die Feier der silbernen Hochzeit durch eine Reise hat einen besseren Sinn und auch die der goldenen, wem es beschieden ist, dieselbe in glücklicher Ehe und in Gesundheit zu erleben.

Bei meinem damaligen kurzen Aufenthalt in Rom lernte ich Colajanni persönlich kennen. Es waren in Monte Citorio gerade die stürmischen Sitzungen wegen der Banca romana. Colajanni spielte bekanntlich damals eine sehr aktive Rolle. Ich ließ ihn aus der Sitzung auf den Korridor laden. Es frappierte mich zunächst sein eigentümlicher niederer und breiter Kopf. Ich war ihm durch eine Art Polemik nähergetreten. In seiner »Sociologia criminale« bekämpfte er vom einseitigen soziologischen Standpunkte die anthropologische Richtung, und zwar auch in meiner Person wie in der Lombrosos.

Ich schrieb damals — 1889 — einen Abwehrartikel in der Münchner »Allgemeinen Zeitung« (Nr. 106), worin ich ihm zunächst nachwies, daß er seine Grundanschauung der kriminalanthropologischen Schule verdanke. Seine Idee, das Verbrechen stelle einen »Rückfall« — einen Atavismus — dar, sagt aus, daß er den Verbrecher als mit einer defekten Organisation behaftet ansehe, so wie ich es annahm. Der »Rückfall« ist aber eine dem Darwinismus entlehnte, sehr zweifelhafte Hypothese.

Daß Colajanni Arzt sei, habe ich durch eine Note im Buche erfahren. Nun war ich nicht mehr über seine biologischen Kenntnisse verwundert. Seine biologischen und daher auch seine kriminalanthropologischen waren Buchkenntnisse ohne selbständige eigene Forschung und Beobachtung. Sonst machte das Buch mehr den Eindruck, als ob es von einem — streng marxistischen — juridischen Soziologen geschrieben wäre. Er sagte mir auch bei dem Gespräche in Monte Citorio, daß er unter den Deputierten als Jurist gelte.*) In meiner Erwiderung im deutschen Blatte hatte ich die italienische Regierung auf den Mann besonders aufmerksam gemacht. Ich betonte, wie reich auch das moderne Italien an bedeutenden Menschen sei, so reich sei es doch nicht, um einen Mann wie Colajanni in einem sizilianischen Neste verkommen zu lassen. Da Zanardelli auf meine Worte etwas gab, glaube ich, daß mein Appell dazu beitrug, daß Colajanni bald darauf zu einer Enquete nach Rom berufen wurde. Er stieg dadurch in der Meinung seiner Landsleute und wurde als Deputierter nach Rom entsendet. Er praktizierte in Castro-Giovanni, einem sehr hoch gelegenen Orte in Sizilien, von dessen Kastell aus man ganz Sizilien überblickt. Er hatte, wie so viele Sizilianer, durch den Niedergang des Schwefelwertes sein Vermögen verloren, was er um so mehr bedauerte, als es ihn hinderte, seine Bibliothek so zu ergänzen, wie er es wünschte.

Ganz anders als ich hat Lombroso das Werk Colajannis behandelt. Er ist mit Keulenschlägen auf den Autor losgegangen. Colajanni war im höchsten Grad irritiert, schrieb eine Broschüre gegen Lombroso, fuhr in die Stadt, um sie drucken zu lassen, und verlor das Manuskript. Er hatte damals über Neurasthenie zu klagen und war, wie er mir schrieb, über den Verlust trostlos. Ich schrieb ihm, er möge sich doch schonen und den Verlust der Broschüre nicht so beklagen; es sei nicht der Mühe wert, dieselbe wieder-

*) Jetzt ist Colajanni Professor der Statistik an der Universität in Neapel.

herzustellen. Der Angriff Lombrosos sei nicht derart, um Colajanni ernsten Lesern gegenüber zu kompromittieren. Seine Revanchelust war jedoch zu groß, um meinen Rat zu befolgen.

Bei unserer Zusammenkunft in Rom verabredeten wir ein Rendezvous in Palermo, um nach Castro-Giovanni zu fahren. Er konnte das Rendezvous nicht einhalten, weil er sich in Rom durch einen Fall über eine Stiege verletzte. Ohne Begleitung eines Einheimischen Castro-Giovanni zu betreten, ist aber für einen Fremden zu gefährlich, da die Bevölkerung im übelsten Rufe steht.

Soviel ich schon an landschaftlichen und marinen Schönheiten genossen habe, die Einfahrt in Palermo bleibt immer ein Hochgenuß. Es war Osterzeit. In Palermo war es bereits in der Sonne sommerlich, im Schatten und beim Eintritt ins Hotel noch kühl. Wiederum erinnerte ich mich meines ärztlichen Prinzips, schwere Kranke nicht zu verschicken, um sie nicht ungewohnten klimatischen Verhältnissen, dem Mangel häuslichen Komforts und der ganzen gewohnten Umgebung und den Strapazen der Reise auszusetzen. Es ist für viele besser, sie bleiben im Lande und sterben redlich, als den Tod in der Fremde zu finden, was den Angehörigen überflüssige Qual und überflüssige Schwierigkeiten bereitet. Ganz unsinnig ist es zum Beispiel, Lungenkranke für eine begrenzte Zeit nach dem »Süden« zu schicken und sie vor der Zeit heimkehren zu lassen, wenn die klimatischen Zustände zu Hause noch ungünstig sind. Ansiedlung in Gegenden, in denen das Leiden günstiger verlaufen kann, ist jedenfalls vorzuziehen, und darum ist zum Beispiel Arizona in Nordamerika ein solches Juwel für die Vereinigten Staaten.

Die Bauten aus der Normannenzeit in Palermo und Monte reale machen in ihrer eigenartigen Schönheit und in ihrem Reichtum an dekorativer Phantasie einen tiefen Eindruck, um so mehr, als auch dieser Stil wenig Nachahmung gefunden hat. In S. Miniato bei Florenz, in der Sühnkapelle in Paris und in einem Grabmonument in der Westminsterabtei habe ich die einzige Erinnerung an diesen Stil gefunden, wenn nicht einerseits mein Gedächtnis und anderseits meine Laienhaftigkeit mich täuschen. Auch das Äußere des Domes ist ein Triumph der Kunst jener Zeit. Das Innere ist echt bourbonisch, wohl für ewige Zeiten verpfuscht. Diese »Restauration« allein ist schon bezeichnend genug für all die Erbärmlichkeit, welche diese Dynastie über Neapel und Sizilien gebracht hat. Aber das gewaltig wirkende Monument des großen

Kaisers Friedrich des Zweiten von Hohenstaufen macht auch dieses verpfuschte Innere zu einer historisch geweihten Halle für die Menschheit. Ich entbehre in hohem Grade jener Pietät, welche äußere Beziehungen von Gegenständen zu bedeutenden und verehrten Persönlichkeiten und Ereignissen herstellen, und selbst das Grab und Grabmonument einer verehrten Persönlichkeit macht an und für sich gewöhnlich keinen tieferen Eindruck auf mich.

In meinem Seelenbinnenleben bringe ich geliebten und verehrten Personen so viel Dank- und Verehrungsopfer dar, daß es mich zur Verehrung nach außen selten drängt. Vor dem Grabmonument des großen Hohenstaufen war ich aber tief erschüttert. War er doch der erste Okzidentale, der den großen Kampf der wissenschaftlichen Weltanschauung mit der Legende begann.

Der Kampf schien ein fruchtloser. Die Dynastie ging dabei unter; die Lehren schienen erdrückt und die Macht der Legende größer als je. Der Kampf zitterte aber im geheimen durchs ganze Mittelalter nach. Die Schulen von Neapel und Salerno gaben die Einflüsse der Araber und Griechen an die europäische Gelehrtenwelt weiter, und diese kamen zur Zeit Galileis und der Humanisten wieder zum Vorschein. Daß besonders die Ärzte im Geheimen freisinnigen Anschauungen huldigten, ahnte das Volk. Es schalt sie oft Materialisten, und die Volksphantasie schuf die Gestalt von Faust und seinen Pakt mit dem Teufel.

Was die Theologie nicht beseitigen konnte, das beseitigte eine zur Prostitution geneigte Gelehrtenwelt, und der Dunstnebel des Neuplatonismus, in dem ja jeder mögliche Nebel steckt, zerstörte das Durchleuchten der Erkenntnis.

Die modernen Wissenschaften haben sich zum großen Teil von der Metaphysik losgemacht. Nur die Psychologie und besonders die Sitten- und die Rechtslehre kommen schwer los; dieser Loslösung habe ich ein gut Teil meiner Lebensarbeit geweiht und besonders in meiner »Seelenkunde des Menschen« (Leipzig, Reisland, 1895) habe ich die Möglichkeit dieser Loslösung systematisch gezeigt.

Im Museum von Palermo fesselte mich das berühmte Triptychon. Man hat es den verschiedenen großen Meistern der Brügger Schule zugeschrieben. Der Direktor des Museums war so freundlich, mir alles, was darüber bekannt, respektive nicht bekannt war und nur vermutet wurde, mitzuteilen. Ich sprach meine Meinung aus, daß das Bild ein national-französisches Cachet habe. Es sei mir — und wie es scheint, damals ganz allgemein — kaum eine französische Schule

bekannt, aus der das Werk hervorgegangen sein könne; ich sei aber fest überzeugt, daß es solche »französische Flämen« gebe, und ich erklärte dem Direktor, ich würde sie suchen. Im Louvre befand sich damals gewiß kein solches Bild. Diese Anregung führte mich dazu, die allgemeine Torheit aufzugeben und Paris für Frankreich zu halten; ich nahm mir vor, die französischen Provinzstädte zu besuchen. Ich war überzeugt, daß Frankreich auch vor Franz I. eine große Kunstepoche besessen haben müsse, die von den französischen Kunstkennern ganz vernachlässigt wurde. Nur im Musée Cluny befanden sich einige Bilder von »König René«, die so glücklich angebracht sind, daß man von ihnen nichts zu sehen bekommt. Auch Direktor Baiersdorfer in München, den ich später einmal befragte, war meiner Ansicht und sagte, die Bilder der mittelalterlichen französischen Schulen vor der Renaissance seien in den französischen Galerien teils als deutsche, teils als flämische (flamands) bezeichnet. Ich werde in dem Abschnitte über Reisen in Frankreich auf diese Frage zurückkommen und zeigen, wie recht ich hatte.

Einen eigentümlichen Eindruck machen die Monumente von Selinunt im Museum. Der Typus der Figuren ist von einer eigenartigen Häßlichkeit, und zwar durch die Bildung des Kieferbogens, der sehr flach ist. Es ist dies ein Zeichen, wie »bodenständig« die Kunst notwendig ist, und daß, wenn schöne Typen in der Bevölkerung fehlen, die häßlichen in der Kunst zur Geltung kommen. Weiters erhellt aus diesen Werken, daß es in Sizilien eine Kunst vor dem griechischen Einflusse gegeben haben muß. Den Typus von Selinunt habe ich in einzelnen Exemplaren unter der lebenden Bevölkerung wieder gefunden. Auch eine Sammlung von Tanagrafiguren fiel mir auf. Sie sollen zwar aus Italien stammen, doch schienen sie mir sizilianischen Ursprunges zu sein. Sie zeigten einen eigentümlichen Realismus. Sie schienen mehr Porträts von Personen sehr verschiedener Rassen zu sein als ideale Figuren der Verehrung. Unvergleichlich reicher ist die Sammlung derartiger Ton- und Bronzefiguren in Syrakus und von besonderem Interesse sind die satyrischen Figuren unter ihnen, weil sie die eigenartigen Sonderzüge durch Übertreibung erst recht deutlich erscheinen lassen. Ich habe es mir in Palermo besonders im Theater, da eine stark besuchte Opernvorstellung stattfand, angelegen sein lassen, die Typen der Tanagrafiguren in der lebenden Bevölkerung zu suchen und zu studieren und ich habe sie wieder gefunden und der

Direktor des Museums von Syrakus bestätigte, daß diese Figuren noch heute sizilianische Straßenfiguren seien. In Sizilien hat Sergi in der lebenden Bevölkerung zehn Rassentypen herausgefunden und ein Teil davon findet sich in der »veristischen« Kunst Siziliens noch vor der griechischen Periode.

Eine andere Kunsterscheinung fiel mir bei der Betrachtung der Ruinen in Girgenti auf -- nämlich ihre riesigen Dimensionen. Auch dieses Moment fehlte in der griechischen Kunst. Es war vielleicht ägyptischer Einfluß, der sich in Sizilien vor der griechischen Zeit und überhaupt geltend machte.

Die alte ägyptische Kunst besaß ein sehr feines Gefühl für Rasseneigentümlichkeiten und man könnte versucht sein zu glauben, ihre Künstler hätten die ethnographische Klassifikation von Friedrich Müller gekannt, so scharf charakterisieren sie die Rassenkennzeichen.

Als die römische und griechische Kunst in Ägypten eindrang, war die Porträtmalerei wieder so realistisch wie kaum irgendwo in der Welt und nicht nur die Rasseneigentümlichkeiten, sondern auch die Krankheitszustände der Dargestellten sind aus den Bildnissen herauszulesen. Dies wurde zuerst durch die berühmte Sammlung von Graf bewiesen.

Ein großes Interesse erregte mir die Akustik des Theaters in Taormina. Ich saß auf dem von der »Bühne« entferntesten Sitze. Ein Herr deklamierte von unten den »Handschuh« im Flüstertone, und ich verstand jede Silbe aufs deutlichste. Die Akustik dieses Platzes ist aber noch viel auffallender. Man hörte den Hahnenruf vom Tale herauf. Hier lag nicht bloß eine architektonische Akustik vor, sondern eine landschaftliche. Der Berg, auf dem über Taormina Mola liegt, spielt hier offenbar auch eine Rolle. Erst in Orange, in Südfrankreich, welches das besterhaltene antike Theater ist, wurde mir das akustische Problem der antiken Theater klar, und wie wir es für die Schaffung von wahren Volksbühnen ausbeuten können. Ich will bereits hier erwähnen, daß zunächst die hohe Schallwand hinter der »Szene« und gegenüber dem Zuschauerraume die größte Rolle spielt und weiters die Höhe und Zentrierung der »Szene« sowohl im Verhältnis zur Schallwand als zum Zuschauerraum. Während der Hintergrund unserer Bühnen, ferner die Logen und die Einteilung der Galerien die Schallwellen fressen, kommen sie bei der antiken Anordnung zur vollen Geltung.

In Mola hatte ich mit einem Bauern ein interessantes Gespräch. Er gab mir Aufschluß über die Ursachen des Elends in Sizilien.

Die größte Rolle spielt die Entwertung des Schwefels. Weiters gebe es viele Leute mit großen Renten, welche nur einen minimalen Teil ihres Einkommens verbrauchen. Man habe es versucht, durch Kreditgewährung die Unternehmungslust zu heben. Die sizilianischen Schuldner seien aber höchst verläßlich — im Nichtzurückzahlen! Die hohen Verzehrungssteuern bei Einfuhr in die Städte bedingen die gräßliche Armut und Verzweiflung der Landleute. Und dieses Land hatte nicht nur im Altertume, sondern auch zur Zeit der Hohenstaufen eine zahlreiche Bevölkerung, eine blühende Industrie. Die mohammedanischen Soldaten aus Sizilien bildeten die Kerntruppen Friedrichs II. und die reichen jüdischen Tuchfabrikanten lieferten ihm das Geld für seine Kriege. Erst die völkermordende und völkervertreibende spanische Politik und die Herrschaft der Bourbonen haben das Land so elend gemacht und korrumpiert.

Man spreche nicht mit Ferri und Lombroso von einer Razza maledetta. Der Ausspruch ist wissenschaftlich zu leichtfertig und wird hoffentlich von einer weisen Regierung bald als ungerechtfertigt erwiesen werden. Langdauernde Korruption bohrt tief. Colajanni ist in seinem Werke »Sicilia« gegen den Pessimismus der genannten Autoren energisch aufgetreten.

Bevor ich Sizilien verlasse und meinen Lebenslauf vollende, will ich die Welt mit meinem individuellen Kulturmesser vertraut machen; es ist nämlich nicht die Seife nach Liebig, sondern die Existenz und der Zustand von W. C. Schon in Taormina bemerkte ich, wie populär der völlige Mangel der Institution ist. Drastisch war das Erlebnis in einer sizilianischen Stadt, die Palazzi und schöne öffentliche Bauten aufwies. Auf dem Hauptplatze ging ich mit meinen Begleitern in ein Kaffeehaus. Bald versammelten sich die Autoritäten der Stadt mit dem Bürgermeister an der Spitze neugierig, die paar Fremden anzustaunen. Da fragte ich den Kellner um ein W. C.; dieser ging zur Besitzerin, die am Büfett war, diese rief die Stadtverordneten und den Sindaco; das Resultat war das Geständnis, daß diese zivilisatorische Einrichtung in der ganzen Stadt nicht bestehe, wohl aber ein Surrogat im Palazzo communale.

Ein solches Vorkommen spricht einen Band Kulturgeschichte.

Meine Abreise aus Sizilien von Messina aus war mit einer Schwierigkeit verbunden. Ich hatte mit meinen Damen ein Rendezvous in Neapel; nur wußte ich nicht ihre Adresse. Dieses Zeichen verlorener Routine für Stelldicheins brachte mich in Verlegenheit. Ich telegraphierte nach Rom und Wien und hatte noch keine

Antwort, als ich zu Schiffe ging. Da kam ein Telegraphenbote mit der erlösenden Depesche. Er rief natürlich meinen Namen laut aus. Da trat ein Herr auf mich zu und stellte sich als italienischen Konsul in Smyrna vor, als intimer Bekannter einer russischen Familie daselbst, mit der ich ebenfalls intim befreundet bin, und gleich darauf eine Dame, die sich als Nichte des Dr. M. in Paris bekannte, bei dem ich oft zu Gaste war. So war ein Bekanntenkreis geschaffen und durch lebhaftes Gespräch konnten wir uns wach erhalten, um das Schauspiel der flammenden Insel Stromboli nicht zu versäumen.

Ich unterbreche hier die italienischen Reisen, weil ein Teil von ihnen, vor allem jene zum ersten kriminal-anthropologischen Kongreß in Rom (1884), mit führenden wissenschaftlichen Gedanken zusammenhängen, deren Andeutung, soweit sie ein allgemeines Interesse beanspruchen, später erfolgen kann. Meine erste russische, meine spanische und orientalische Reise und meine Kunstfahrten in Frankreich mögen vorausgehen.

VII. Kunstreisen in Frankreich.

Im Anschlusse an die Anregungen der sizilianischen Reise will ich zunächst über Kunstwanderungen in Frankreich berichten. Es gibt so viele Fremde, die Paris besuchen und keine richtige Vorstellung von Paris haben. Sie kennen die Boulevards und die Boulevardiers. Letztere repräsentieren die Elemente der Oberfläche des politischen, literarischen und künstlerischen Lebens von Paris. In ihnen steckt der ganze Schlamm von Korruption von Paris, von Frankreich und des ganzen internationalen Auswurfes, der sich an das Pariser Leben anheftet. Die raffinierte Pariser Reklame erhebt diese Elemente zum Tout Paris und quasi zu einem internationalen Zentrum. Wer das wahre Paris kennen lernen will, der gehe ins Quartier latin und lerne den emsigen Fleiß, die schöpferische Genialität des Pariser Gelehrten kennen, der trete in die großen Werkstätten ein und er wird neben produktivem Geist und Geschmack denselben Arbeitseifer, das größte technische Geschick, die weise Sparsamkeit der Bürger und Arbeiter kennen lernen.

Beim französischen Künstler wird der Fremde, wie beim Gelehrten, die ausgezeichnete fachliche Vorbildung bewundern, die den maulmachenden Dilettantismus ausschließt. Denselben Fleiß und dieselbe Solidität wird er beim Boutiquier und einfachen Handwerker finden, wenn dessen Tätigkeit nicht ins Fahrwasser der Blague gerät, welche die Berührung mit dem Fremdenstrome erzeugt. Bewundernswert ist auch die rege Teilnahme der französischen Frauen an dem Berufe und an der Mitarbeit um den Erfolg ihrer Männer. Bedauernswert war, daß die Kinder so leicht aus der Familie entfernt wurden, und der ungeheuerliche Unbedacht, die ganze Jugenderziehung der Geistlichkeit anzuvertrauen. Frankreich stand in Gefahr, aus der Reihe moderner Kulturvölker zu verschwinden.

Das Treiben der Boulevards, der Boulevardiers und der entsprechenden Presse hat bei den Franzosen eine verhängnisvolle Sitte gezeitigt: daß sie nach ihrem Diner eine Sensation verlangen. Dies versteht der unehrliche Teil der Presse sehr wohl auszubeuten. Am beliebtesten ist eine Verleumdung eines aktiven Staatsmannes, und diese Sitte legt hier mehr geistige und sittliche Kraft lahm als in jedem anderen Lande. Dieser Kampf verkürzt die Dauer der Regierungen und läßt die Staatsmänner vor lauter Preß- und Parlamentsskandal gar nicht zur ernsten staatsmännischen Tätigkeit gelangen. Die eigentliche administrative Regierung liegt in der Hand der zivilen und militärischen Bureaukratie, die seit dem Untergange des Kaisertums immer schlechter wurde. Eine solche große Leistung wie die Aufforstung der kahlen Berge Frankreichs unter Napoleon III. hat die französische Bureaukratie seither nicht mehr zustande gebracht.

Skandalsüchtige Lektüre war zwar von jeher in Frankreich beliebt und selbst große Schriftsteller, wie Voltaire, schienen es darauf abgesehen zu haben, daß ihre Werke von Henkershand verbrannt wurden, damit sie vollen Erfolg haben. Dabei ist der Götzendienst, der in Frankreich mit dem Esprit auf Kosten der Vernunft getrieben wird, fatal. Das ganze Land kann für eine Zeit das Opfer einer glücklichen Phrase werden. Alle diese Erscheinungen drängen sich dem Fremden, mehr als gut ist, auf und er übersieht leicht die Tiefe und den Reichtum des nationalen Lebens und der nationalen Arbeit.

Noch viel weniger als Paris lernt der Fremde das übrige Frankreich kennen. Äußerlich erscheint Paris so maßgebend und die ganze Fülle des französischen Kulturlebens repräsentierend, daß die geschichtlichen Schätze der französischen Provinzstädte nicht nur dem Fremden verborgen bleiben, sondern auch vielen Franzosen. Die Unifikationsbestrebungen aller Epochen seit der Reformationszeit und zuletzt die Einteilung in Departements in der Zeit der Revolution haben die Geschichte der einzelnen Teile Frankreichs stark aus dem Gedächtnisse selbst regierender Kreise in Frankreich verdrängt. Die Franzosen sind jedoch lange kein so einheitliches Volk, als es äußerlich scheint.

Die Differenz zwischen den Gallierstämmlingen Zentralfrankreichs und den Provenzalen ist durch Geschichte und Schriftsprache etwas ausgeglichen; aber in der Bretagne gibt es Landstriche, in denen die Bevölkerung nicht französisch versteht. Da das Volks-

schulwesen von den Boulevardpolitikern ganz vernachlässigt war, wurden die konnationalen Geistlichen und Nonnen die Lehrer, Führer und Wohltäter dieser »keltischen« Bevölkerung und die plötzliche Trennung der geistlichen und nationalen Führer von ihrer Klientel war eine außerordentliche Härte, welche die Kurzsichtigkeit der regierenden Kreise in früheren Tagen verschuldet hat. Unter diesen geistlichen Männern und Frauen gab es so viele edle Menschen, daß die begeisterte Liebe der Bevölkerung für sie begreiflich ist.

Im nördlichen Frankreich herrscht wieder alter flämischer Geist und im Süden sind wieder keltische Elemente. Es waren und sind in Frankreich gebildete Abbés, welche die Geschichte der Provinzen und ihrer Kultur am besten kennen. Besonders die mittelalterliche Geschichte und noch mehr die mittelalterliche Kunst mit Ausnahme der Baukunst waren in den offiziellen französischen Kreisen noch vor einigen Jahren vollständig unbekannt und die offizielle französische Kenntnis wenigstens der Malerei fing bei Franz I. an.

Die Kunstgelehrten des Louvre wenigstens wollten von einer älteren französischen Kunst nichts wissen und es ist gar nicht lange her, daß kein Bild aus der Zeit vor Franz I. in der Sammlung existierte. Nur im Musee Cluny fanden sich, wie ich schon früher erwähnte, einige Bilder, angeblich gemalt von »Koenig René«. Die mittelalterlichen französischen Bilder wurden, wie bereits bemerkt wurde, entweder mit »Ecole allemande« oder mit »Ecole flamande« bezeichnet. Es sind nur wenige Jahre her, daß der Direktor des Louvre von Meister Froment aus Uzès, dem Meister des »Brennenden Dornbusches«, in Aix (Provence) als Landsmann nichts wissen wollte und meinte, es handle sich gewiß um einen Herrn van der Korn. Als ich gegen Ende der neunziger Jahre im Salon eines berühmten Pariser Gelehrten, dessen Frau eine ausgezeichnete Malerin war, äußerte, ich fahre morgen nach Douai, war allgemeines Erstaunen. Was gibt es dort Merkwürdiges? war die allgemeine Frage. Als ich bemerkte, dort befinde sich das berühmte Triptychon von Bellegambe, war dessen Name der Gesellschaft ganz unbekannt, und doch ist dieser Meister auf einem gleichen künstlerischen Niveau mit van Eyck und Memling.*)

*) Als ich in einer kleinen Photographiebutike im Quartier Latin fragte, ob Photographien von Bellegambe vorhanden seien, sagte die Verkäuferin, welcher der Name bekannt war, daß dies für in Frankreich befindliche Bilder nicht der Fall sei. Sie wisse aber, daß ein Bild dieses Meisters in einer auswärtigen

Douai ist freilich erst spät französisch geworden (1713) und man könnte sich fragen, ob man ein Recht hat, den großen Meister, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts gestorben ist, als französisch anzusprechen. Diese Frage darf ein Fremder stellen, aber ein Franzose muß sich bemühen, den Meister für sein Vaterland in Anspruch zu nehmen. Es dürfte auch unter den gebildeten Franzosen wenige geben, die wissen, daß der berühmte Meister Giovanni da Bologna in Douai geboren ist und daß im dortigen Museum einige reizende Arbeiten von ihm existieren. Warum er auch Jean de Boulogne statt Jean de Douai genannt wurde, weiß ich nicht. Leider war mein Ausflug nach Lille, um ein weiteres wichtiges Meisterwerk von Bellegambe zu sehen, vergebens, da wegen Restaurationen die Sammlung, die überhaupt zu den bedeutsamen gehört, unzugänglich war.

In Lille hatte ich das Vergnügen, mit Dr. Keraval, dem Übersetzer meiner Charcot gewidmeten und von demselben glänzendst eingeleiteten »Kraniometrie«, zusammenzutreffen, der in der Nähe eine Irrenheilanstalt leitet. Überrascht war ich, als ich beim abendlichen Flanieren in der Stadt in den Häusern die Lichter früh erlöschen sah. Der Kollege klärte mich auf. Lille sei eine reiche und betriebsame, aber sehr fromme Stadt, in der man zeitlich zu Bette gehe. Lille besitzt auch neben einer staatlichen eine »katholische« Universität, an der zum Beispiel der hervorragende Charcotschüler Duret lehrt und — betet.

Meine Suche nach den französischen Malerschulen vor der eigentlichen Renaissance und nach den reichen Schätzen der französischen Provinzstädte begann nicht mit der Fahrt nach Douai und Lille; diese gehörte vielmehr zu den späteren. Ich hatte das Gefühl, daß besonders nach der Diaspora durch die Revolution die örtliche Zuständigkeit von Bildern schwerer zu beurteilen sein wird als jene von plastischen Werken und allenfalls erhaltenen gemalten Kirchenfenstern. Ich begann mit dem Besuche von Reims, Amiens und Rouen. Dabei will ich alle Reisenden warnen, in diese Städte auf dem Wege ihrer direkten queren Eisenbahnverbindungen zu fahren. Der Vizinalverkehr ist in Frankreich — wenigstens noch

---

Galerie vorhanden sei; dies sei photographiert und diese Photographie besitze sie. Sie dachte an Madrid, Dresden, London und fand sie endlich im Album des Museums von Berlin. Dieses besitzt ein hochinteressantes Bild des Meisters von Douai, das mir bei meinen früheren Besuchen entgangen war.

vor zirka 15 Jahren — geradezu krähwinklerisch gewesen. Ich zweifle, daß es heute besser ist.

In den genannten drei Städten erscheint die Gotik in ihrer höchsten Blüte. Vor allem imponiert es einem Deutschen, wie sehr die französischen Meister die Helligkeit der Dome zu wahren wußten. Dann diese Fülle von konstruktiver und dekorativer Phantasie ohne Zersplitterung! Schon die Fassaden bieten meist einen ebenso originellen als poetisch-phantasiereichen Eindruck. Als Ästhetiker fand ich im Krönungsdom von Reims meine volle Rechnung, nicht aber als Sucher.

Aber in der uralten, ursprünglich romanischen St. Remikirche befindet sich eine Grablegung aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts, in der die trauernde weibliche Figur eine Freiheit hochdramatischer Stellung und Seelenausdruckes zeigt, die mir für die französische Schule aus der Übergangszeit aus dem 15. ins 16. Jahrhundert charakteristisch erscheint.

Von Reims fuhr ich, ohne einen Champagnerkeller zu besuchen, nach Amiens, bei dessen Nennung wenige mehr an die Pikardie denken. Amiens hat den Charakter der Provinzstadt länger gewahrt als viele andere Städte gleichen Ranges und das alte Hotel, von dessen Fenster ich den Ausblick auf das Südportal des Domes hatte, entbehrt viel modernen Komforts, führt aber einen guten Tisch und einen guten Keller. Als ich nachfragte, warum gerade Amiens sich so wenig modernisiert habe, erhielt ich zur Antwort, es gäbe hier sehr viel reiche Leute, die nicht den Ehrgeiz haben, reicher zu werden und Luxus zu treiben.

Der Dom von Amiens gehört zu den schönsten der Welt und die Figuren seiner Fassade — zum Beispiel der schöne »Gott von Amiens« — gehören zu den denkbarst graziösen. Es waren aber vor allem die Reliefs dieses Domes, die mich interessierten. Hier findet man die französische Kunst auf einer unübertroffenen Höhe und besonders ist es wieder der freie Schwung hohen dramatischen Ausdruckes oder graziöser Humor und eine große Einheit der Komposition, die den Werken ihren speziellen nationalen Ausdruck verleihen. Von Bildern aus dieser Zeit fand ich nichts.

Jede dieser größeren Städte besitzt ein Museum; in den meisten sind aber nur mehr moderne Kunstwerke zu finden. Die französische Regierung treibt nicht bloß platonisch Kunstunterstützung; sie kauft und verteilt die Kunstwerke an die Museen der verschiedensten Städte.

Von Amiens ging's nach Rouen, der Kapitale der Normandie, wohl einer der schönsten Städte der Welt. Wer an modernem Leben und Treiben Freude hat, den wird die Seinelandschaft und das Treiben am Strome erfreuen; was seine monumentalen Denkmale aus früherer Zeit betrifft, so ist Rouen eine Schatzkammer und ein Schatzkästchen. Die moderne Fassade des Domes enttäuscht etwas, aber der ganze Bau ist verblüffend durch den Reichtum von originalen Ideen und plastischen Monumenten ganz ersten Ranges innen wie außen. Wir befinden uns in der Geburtsstadt Corneilles und Boileaus und inbezug auf die großen Meisterwerke meist bereits in gut bekannter geschichtlicher Periode. Wir stoßen zum Beispiel auf Jean Cousin und Jean Goujon, aber auch auf plastische Werke noch nicht bekannter Meister ersten Ranges. Ich spreche von den vielen merkwürdigen Bauten nichts und nur von der Kirche St. Malou. Wenn ich mir von allen architektonischen Kunstwerken der Welt eines zum ausschließlichen Privatgenusse ausbitten würde, so wäre es St. Malou; diese Kirche hat einen Spezialcharm ganz eigener Art.

Den Hauptzweck, die Auffindung französischer Malerschulen bis in das 16. Jahrhundert hinein, habe ich im Norden Frankreichs wenig erreicht. Von der Schule zu Douai existieren wohl viele Bilder in Frankreich, die als flämisch gelten. Das von mir ausgegebene geflügelte Wort: »Französische Pseudo-Vlämen« *) ist in Frankreich und anderwärts in die Köpfe der Fachmänner und Liebhaber eingedrungen und dürfte viele Aufklärung provozieren. Eine andere Schule, deren Werke als beste »flamands« gewiß gelten und gelten können, dürfte in Lyon ihren Sitz gehabt haben. Plötzlich tauchte in der Salle quarrée des Louvre ein solcher »französischer Vläme« auf; das Bild wurde fälschlich einem »Jean de Paris« zugeschrieben; es rührt aber von Meister Perréal aus Lyon her. In der Prachtgalerie von Lyon findet sich eine Reihe von Bildern, die offenbar dieser Schule und anderen älteren französischen Schulen angehören und zum Teil im eleganten Stil der »französischen Vlämen« gemalt sind, und dasselbe gilt von vielen südfranzösischen Galerien.

Vielleicht das interessanteste Bild der Lyoner Galerie rührt von Albrecht Dürer her, der auch mit seinem Freunde Pirkhammer im seitlichen Hintergrunde erscheint. Es stellt die Trauung von Kaiser

*) Siehe: Erinnerungen und Erörterungen, »Deutsche Revue« 1898.

Max mit Maria von Burgund dar. Das Kolorit dieses Bildes ist geradezu üppig tizianisch, und ich glaubte, es sei von einem venezianischen Meister übermalt worden. Ich erfuhr zu meiner Überraschung von Baiersdorfer, daß Dürer mehrere Bilder in diesen satten Farben gemalt habe, seitdem er die Venezianer kennen gelernt hatte.

Auch in den Louvre rücken nach und nach ältere französische Bilder ein, so zum Beispiel die Porträts von König René und seiner Frau, die offenbar vom Meister des »Brennenden Dornbusches« von Aix-Provence, nämlich von Froment aus Uzès, herrühren. Mit dem »Petit Palais« auf der Ausstellung 1900 dürfte in Frankreich der Geschmack und das Wissen für ältere französische Kunst erwacht sein; dort war auch das Bild von Froment ausgestellt. Wir verdanken dem Abbé Requin die Geschichte dieses denkwürdigen Bildes, auf dem die Porträts von König René und seiner Gemahlin als Donatoren erscheinen; Moses der Hirt zeigt den heimischen Typus und im Hintergrunde wurden in der Rhonelandschaft die Schlösser von Tarascon und Beaucair erkannt.

Dieses Bild gehört nicht der feinen pseudo-flamandschen Schule an; es nähert sich mehr der deutschen Art und zeigt einheimischen provenzalischen Einfluß.

Die Bibliothek in Aix (Provence) ist enorm reich an Miniaturen.

Die eigentliche erste Aufklärung über selbständige Entwicklung der Kunst in Frankreich hoffte ich in Avignon zu finden, da zu vermuten war, daß dort päpstlicher und italienischer Einfluß tätig gewesen sei. Es stellte sich aber heraus, daß zum Beispiel die Fresken Memmis im päpstlichen Palast ganz ohne Nachwirkung geblieben zu sein schienen. Im hochinteressanten Museum, das schon durch die vielen Vernets der verschiedenen Generationen bedeutsam ist, stieß ich auf einzelne ganz eigenartige Bilder, die wahrscheinlich französisch waren; es fielen mir aber auch einzelne besonders derbe Bilder mit derbem Humor auf, zum Beispiel jenes der Wache am Heiligen Grabe. Ich machte dort die Bekanntschaft eines ausgezeichneten lokalen Kunstkenners, des Photographen Michel. Mit ihm besuchte ich die Kirche von St. Didier, in der sich ein merkwürdiges Retable befindet. Auf dem Passionsrelief befanden sich so ausnehmend häßliche Figuren mit derben humoristischen Gebärden, wie sie ein Künstler nur nach lokalen Mustern bildet. Herr Michel versicherte, das seien Avignoner Markt-

typen.*) Diesen reiht sich das genannte Bild im Museum und manches andere an. Hier ist offenbar die Spur einer derb realistischen Schule gefunden, die ich als Schule des Retable von St. Didier in Avignon bezeichnen möchte.

Von besonderem Interesse war auch ein Besuch des Museums in Villeneuve-les-Avignon, wo sich das Bild »Die Trinität« befindet. Dieses Bild gehört zur Gruppe jener, welche als Bilder von König René bezeichnet wurden. Es ist ebenfalls von Abbé Requin der Meister namens Enguerand nachgewiesen worden und auch der Auftraggeber mit den Details des Auftrages.

Südfrankreich besitzt aber noch viele Orte, die für den Kunstfreund von höchstem Interesse sind. Da sind vor allem die berühmten Fassadenkirchen von Angoulême, Poitiers und Périgueux, von denen ich die beiden ersten sah. Diese eigenartigen Bauten stammen aus der vorgotischen Zeit und ihre charakteristischen Fassaden regten offenbar jene späteren von Siena, Orvieto und der Certosa an.

Poitiers besitzt noch eine interessante gotische Kirche aus der Zeit der englischen Herrschaft, die manches Kunstwerk enthält, dessen Verständnis von großem Interesse ist.

In Orange zieht vor allem das besterhaltene antike Theater mit seiner wunderbaren Akustik die Aufmerksamkeit auf sich; die Comédie française gastiert dort jährlich. In der hohen Schallwand, welche das Theater vis-a-vis vom Zuschauerraum abschließt und in der richtigen Orientierung der »erhöhten« Bühne liegt offenbar das Geheimnis dieser ausgezeichneten Akustik.

Orange besitzt außerdem einen der besterhaltenen antiken Triumphbogen.

Nimes bietet wieder die besterhaltene antike Arena, in der leider spanische Stiergefechte nicht zur Ehre der französischen Nation aufgeführt werden. Der Alte Tempel, der als »Maison carrée« zugleich Museum ist, gehört ebenfalls zu den besterhaltenen antiken Monumenten mit ausgezeichneten antiken Plastiken, und kaum eine andere Stadt bietet ein so reizendes Entree in ihr Inneres als der Fontäneplatz mit seiner Fontäne in Nimes.

Von außerordentlichem Interesse ist der Besuch von Arles. Ich habe schon bei der Besprechung der Sammlung christlicher

*) Einen häßlicheren Typus fand ich nur auf einem Relief aus dem Langue d'Oc stammend, das ich in Toulouse im Collége St. Raymond sah.

Altertümer des Laterans die ästhetische Überlegenheit jener im Museum zu Arles hervorgehoben. Hochinteressant ist die romanische Kirche. Es fiel mir die Höhe und Enge der Bogen der Seitenschiffe auf; diese Form machte einen mich überraschenden schönen Eindruck in ihrer gelungenen Proportionalität zum Mittelschiffe, das dadurch imposanter wird. In der modernen Votivkirche zu Lyon hat der Architekt diese Verhältnisse von Arles nachgebildet. Er hat dafür viel Tadel erfahren, aber ich glaube, mit Unrecht. Der Klosterhof neben der Kirche von Arles bietet auch großes Interesse. Die Säulen von drei Seiten sind durchgehends als besondere Kunstwerke gestaltet, und zwar stammen sie aus drei verschiedenen Jahrhunderten.

Die Arena in Arles gehört auch zu den besterhaltenen.

Das »schöne Mädchen von Arles« besitze ich nur in Photographie. Woher sie stammt, weiß ich nicht. Der Typus scheint nur in der Phantasie, nicht in der Bevölkerung zu leben. Einen sehr hübschen, zarten, schwarzen Frauentypus habe ich nur in Toulouse beobachtet.

Einen sehr komischen Eindruck in vielen der genannten Städte machen die »Universitäten«, wahre Karikaturen von Hochschulen inbezug auf Lehrräume, Lehrmittel und Lehrkörper. Sie sind das einzige in Frankreich, das den Charakter des »Ridicule« in sich trägt und fortbesteht. Wahre Hochschulen besitzt Frankreich außer in Paris, Lyon, Montpellier, Bordeaux, Marseille, Lille, allenfalls Nantes, Nancy und Toulouse nicht. Es haben, soviel ich weiß, nur die sechs ersten das Promotionsrecht. Es wäre höchste Zeit, die Pseudohochschulen in nützlichere Institute zu verwandeln, etwa in Perfektionsschulen in der Art einer University-Extension. Zu weiterer allgemeiner Fortbildung der Bevölkerung könnten diese Anstalten wohl benutzt werden.

Zur Universität von Lyon stehe ich in einer bestimmten Beziehung, indem ich im Archiv für Anthropologie und gerichtliche Medizin, das von Freund Lacassagne veröffentlicht wird, sowohl die Schilderung des Schädels der Charlotte Corday als die der Gehirne und Schädel der »Grands Criminels de Vienne« (Schneider, Francesconi, Schenk, Hackler) veröffentlicht habe. Deshalb hielt ich mich auch in Lyon länger auf, um so mehr, als ich auch mit dem Sekretariat des Museums in nähere Verbindung trat.

Eine der Spezialitäten von Lyon ist das Theater Guignol, das vollendetste Pimperltheater der Welt, in welchem sehr viel Volkswitz verzapft wird.

Zu den anziehendsten Punkten von Lyon gehört der Turm der Votivkirche Notre Dame de Fourvières, von dem aus man die Montblanckette, die Alpen der Dauphiné, die Cevennen- und Auvergnekette sehen kann — wenn schönes Wetter ist.

Ich besteige gern die Türme, um gute Städtebilder zu genießen und jene, von denen aus man Fernsichten hat. Soviel relatives Glück inbezug auf Aussichten von hohen Bergen ich hatte, inbezug auf Türme war ich nie vom Glück begünstigt und weder vom Dom in Mailand, noch von den Türmen von Lyon und Ulm etc. konnte ich die grandiosen Alpenbilder sehen.

VIII. Erste russische Reise.

Ich hatte seit Beginn meiner ärztlichen und meiner Lehrertätigkeit Gelegenheit, mit zahlreichen Russen der verschiedenen sozialen Schichten, Alter und Bildungsgrade zu verkehren, und der Wunsch, endlich Land und Leute an Ort und Stelle kennen zu lernen, wurde so lebendig, daß ich im Frühjahre 1872 mich zu einer Reise dahin entschloß.

Ich bemerke dabei, daß ich damals die großen Meister der russischen Literatur noch nicht kannte. Aus den persönlichen Bekanntschaften und dem Verkehr mit diesen stammen meine Eindrücke, und unwillkürlich las ich in diesem Falle nach meiner Lieblingsmethode früher im Buche der Natur als in geschriebenen Werken.

Ich fuhr zuerst nach Odessa. Auf der Kreuzungsstation Schmerinka machte ich eine jedenfalls sehr denkwürdige Beobachtung. Auf einem Geleise, über das kurz vorher der Zug gerollt ist, der die kranke Kaiserin von Rußland nach der Krim brachte, fehlten auf der einen Seite die Schrauben zwischen zwei Schienen. Es lag hier offenbar nicht eine Absicht zu schädigen vor, sondern eine Entwendung.

In Odessa hatte ich zahlreiche Bekannte unter den Ärzten und unter den Bewohnern, so daß ich bei der großen Gastfreundschaft der Russen die Zeit dort sehr angenehm zubrachte. Die russische Grammatik hat eigentlich keinen direkten Superlativ; einen indirekten bildet die nationale Gastfreundlichkeit.

Die Stadt hat einen vollständig europäischen Charakter und das Hafenbild ist geradezu als reizend zu bezeichnen. Nur der Kot in den nichtgepflasterten Straßen konnte als orientalisch angesehen werden, so daß man immer einen »Iswoschtschik« rufen

mußte, um die Straße zu übersetzen.*) Da ich damals nur wenige Worte Russisch verstand, mußte ich öfters die Apotheker in Anspruch nehmen. Damals bestand in Rußland noch das sonderbare Gesetz, daß nur Deutsche Apotheken halten konnten, und zwar aus Scheu vor dem nationalen Wuttki. Die Apotheker wurden so zu Dolmetschen wenigstens für die deutschen Reisenden.

In den Familien erhielt man überall den Eindruck einer wachsenden Wohlhabenheit dieses großen Exportemporiums besonders von russischem Getreide.

Von Odessa fuhr ich nach Kiew, wo ich nach Mitternacht ankam. Ein Freund erwartete mich und wir fuhren in ein Hotel, wo mich der Freund verließ. Der Hausknecht führte mich in ein Zimmer und wies mir ein Bett ohne Bettzeug an. Damals war es in Rußland allgemein Sitte, daß jeder sein Bettzeug auf die Reise mitnahm und ich konnte dem betreffenden Individuum schwer begreiflich machen, daß es mein Lager vollständig ausrüsten müsse. Wie es bei dieser Belastung der Reisenden auf einer Kreuzungsstation, wo Trains gewechselt wurden, in den Restaurationen aussah, da fast jeder Reisende sein Bettzeug mitnahm, kann man sich denken. Ich will jedoch bemerken, daß es natürlich damals auch in Kiew Hotels mit vollausgerüsteten Lagern gab; das von mir aufgesuchte war ein polnisches und mir von einem vornehmen Polen in Wien empfohlen worden. Es war mir bei dieser ersten Reise auffallend, wie wenig die Bahn noch benutzt wurde, während ich bei meiner zweiten Reise, zwölf Jahre später, von der außerordentlichen Bewegung überrascht war.

Kiew ist mit seiner Lage am Dniepr und den begrenzenden Hügeln eine reizend gelegene Stadt, die durch ihre Kirchen und Klöster den Eindruck einer nationalen, fast heiligen Stadt macht, dabei in anderen Teilen den einer modernen, in der Handel und Industrie blühen und in der durch eine junge, aber lebenskräftige Universität ein wichtiges, neues Kulturzentrum geschaffen wurde. Das berühmte Kloster Troitza gehört zu den ältesten und verehrtesten Denkmalen der russischen Kultur mit einem zierlichen Glockenturm. Zu einem Wunderbilde in demselben, das auf einer Rolle gesenkt und gehoben werden kann, wallfahren jedes Jahr

*) Wie viele Pflastersteine in den Taschen der Mitglieder der verschiedenen Dumas und der kontrollierenden Beamten der russischen Städte liegen geblieben sind, läßt sich schwer ermessen; ihre Zahl soll aber nach Angaben von Heimischen an manchen Orten sehr groß sein.

Hunderttausende aus allen Teilen Rußlands. Den Pilgern, die einen gehörigen Obolus zahlen, wird das Bild herabgelassen und zum Kuß gereicht, was vielleicht schon manchem eine Infektion eingetragen hat. Ärztliche Mahnungen würden sehr ungnädig aufgenommen werden.

Die Universität hatte einen glänzenden Lehrkörper, unter ihnen einzelne aus dem Auslande, wie den Internisten Mehring, der aus Sachsen stammte, und den Physiologen Thomsa, einen gewesenen Assistenten von Karl Ludwig in Wien.*) Zu den persönlich von früher her Bekannten gehörte Professor Trütschel, dessen Schwiegervater ein Prager war, ein Bruder des damals renommierten Klaviervirtuosen Kuhe. Ein anderer Schüler, Ovsiani, war ein Ukrainophile und Schriftsteller in der kleinrussischen Sprache. Das verhinderte ihn, akademische Karriere zu machen. Durch ihn wurde ich in die Familie des Adlatus des Kommandierenden eingeführt. Der General selbst war ein vornehmer Kleinrusse, seine Gattin eine Großrussin. Eines Abends dort eingeladen, lernte ich die sonderbare Sitte kennen, daß in Rußland die Bediensteten die Spielkarten beistellen, was natürlich in Form von Trinkgeld gezahlt wird. Die Ziffern, die beim Spielen notwendig sind, wurden auf den Tisch geschrieben. Ich erlaubte mir, der Dame des Hauses aus Wien eine Spielkassette europäischen Stils zu schicken, in der Tafeln, Kreide und Schwämme enthalten waren.

Eines Tages wurde ich zu Mehring zu einem Diner geladen, dem fast sämtliche Professoren beigezogen wurden. Vor dem Diner promenierte ich mit Ovsiani in der Wladimirstraße, in der das Universitätsgebäude lag. Er sagte mir, es werde mich vielleicht interessieren, den Professor der Anatomie Wladimir Betz kennen zu lernen. Wir traten ein und ich war überrascht, einen der bedeutendsten anatomischen Techniker und höchst unterrichteten selbständigen Kenner des Baues des Zentralnervensystems zu finden. Betz war damals in Rußland unpopulär, weil er in einem Vortrage in

*) Ein geflügeltes Wort Mehrings möge hier der Vergessenheit entrissen werden. Er pflegte zu sagen: »Zwei Doktoren sind ein halber Doktor, drei gar keiner.« Natürlich ist dieser Ausspruch ebenso wahr als unwahr. Bei der heutigen Zersplitterung der Wissenschaft, welche zum Teil darauf beruht, daß nicht für jeden Arzt dauernd alle Quellen der Erkenntnis zugänglich sind, ist das Zusammenwirken mehrerer nötig, und es muß umgekehrt als eine Gewissenlosigkeit angesehen werden, wenn eine solche Erkenntnis- oder Hilfsquelle außeracht gelassen wird.

Petersburg behauptet hatte, daß das weibliche Gehirn leichter und kleiner sei als das männliche. Dies widersprach der Modebewegung. Er galt bei seinen Kollegen mehr als eine komische Figur, als eine anerkannte wissenschaftliche Lehrkraft. Er war ein echter Kleinrusse, der, wie ich später erfuhr, einen fast unmöglichen großrussischen Akzent beim Sprechen hatte, obwohl er politisch nicht oppositionell war und vollendet großrussisch schrieb. Ein bereits vom Lehramt abgetretener Physiologe, der in seiner Wissenschaft sehr wenig Spuren zurückgelassen hatte, machte sich das Privatvergnügen, über Betz von den Zuhörern des Klatsches beifällig aufgenommene herabsetzende Witze zu machen. Als ich beim Diner freudig von meiner Entdeckung sprach, lächelten die Kollegen spöttisch und ich sagte den Herren, es werde mir leicht gelingen, Betz bald zur europäischen Zelebrität zu machen. Ich veranlaßte ihn, nach Wien zu kommen, in der Gesellschaft der Ärzte seine Präparate zu demonstrieren und dann in Leipzig die deutsche Naturforscherversammlung zu besuchen. In einer im Laufe desselben Sommers veröffentlichten Abhandlung machte ich in einer Note auf Betz und seine Untersuchungen aufmerksam.

Es war dann ein geflügeltes Wort in Rußland, meine schönste Entdeckung sei Wladimir Betz gewesen.

Er war ein Fanatiker der Vollständigkeit. Um seinem Atlas des Gehirnes die größte Vollständigkeit zu geben, wurde er Photograph und richtete sich so ein, daß er den Atlas selbst herstellen konnte. Er hat den Atlas zu meinem Buche: »Anatomische Studien an Verbrechergehirnen« (1879, Braumüller, Wien) fix und fertig geliefert, und der ist ein technisches Meisterwerk. Auch ließ er sich verführen, die Illustrationen zu einem Werke eines Grafen Tarnowsky über Kosakenhetmane zu liefern, was gewiß eine unnütze Vergeudung seiner kostbaren Zeit war. Ich komme auf Betz und meine persönlichen und wissenschaftlichen Beziehungen zu ihm noch zurück.

Am Tage vorher hatte ich einen großen Eindruck empfangen. In einem »slawischen« Konzert hörte ich zuerst großrussische Lieder und Chöre. Da rief es in meinem Innern und ich sprach es natürlich auch aus: Das Volk, dem diese Lieder entsprossen sind, ist ein großes Volk und ist selbst der Held dieser Lieder und Chöre. Es geht offenbar ein eigenartiger Altruismus durch dieses Volk, ein Sicheinsfühlen aller Individuen in der Masse. Es war mir dann später nicht mehr überraschend, als die Geschichte zeigte,

daß kaum ein zweites Volk Europas so viele Individuen zeugt, die ihr Lebensglück und ihr Leben für Ideale so leicht zu opfern geneigt sind, wie das bei den Russen der Fall ist.

Kiew interessierte mich noch von vielen Gesichtspunkten aus. Es ist bis zu einem gewissen Grade ein Zentrum der kleinrussischen Bevölkerung, die ich damals nach Angaben auf 15 Millionen schätzte.

Die Sympathie dieser Bevölkerungsmasse für Rußland oder für Österreich ist ein wichtiger Faktor für die Zukunft beider Länder und für Europa. Es gehört auch nicht viel militärischer Blick dazu, um einzusehen, daß in einem Kriege zwischen Österreich und Rußland das Ziel eines offensiven Vorstoßes von seiten der österreichischen Armee Kiew sein müßte, weil besonders bei den damaligen Eisenbahnverhältnissen ein glücklicher Vorstoß Rußland eines Teiles seiner südlichen Hilfsquellen beraubte. Außerdem waren in Kiew und in den benachbarten Provinzen so viele Österreicher, deren Interessen zu wahren sind, daß ich verwundert war, daß Österreich in Kiew konsularisch nicht vertreten war.

Als ich nach Wien zurückkam und Seine kaiserliche Hoheit Herr Erzherzog Karl Ludwig, den ich zu behandeln die Ehre hatte, sich mit mir über meine Reiseeindrücke unterhielt, machte ich ihn auf diese Verhältnisse aufmerksam. Es wurde bald darauf ein Berufsvizekonsul für Kiew ernannt. Derselbe war ein Südslawe, der bisher in Albanien diente.

Dort zahlte Österreich die — italienische Propaganda durch italienische Mönche. Der Konsularbeamte hatte das zu wiederholtenmalen nach Wien gemeldet. Bei der hohen Protektion der Mönche hatte er sich so große Verdrießlichkeiten zugezogen, daß er ganz nervös wurde. So lernte ich den Mann vor seiner Abreise nach Rußland kennen, da er mich konsultierte. Das war ein geeigneter Vertreter; als ich zwölf Jahre später wieder nach Kiew zur Jubelfeier der Universität kam, fand ich dort einen jener Vertreter vor, der mir den Eindruck jener Spezies von Diplomaten machte, die ich als »Schmerlingdragoner« zu bezeichnen pflegte, einen jener geschniegelten und gestriegelten Zöglinge des Theresianums und der Orientalischen Akademie, die ihren Beruf, außer inbezug auf Karriere, nicht sehr ernst zu nehmen pflegen, besonders aber gleichgültig gegen die Interessen ihrer Konnationalen sind.

Von Kiew fuhr ich nach Moskau. Wie bei allen ersten Besuchen interessierten mich zunächst die Stadt und ihre Bevölkerung.

In Moskau lernt man das nationale, heilige Rußland kennen;

der Eindruck dieses verdichteten Nationalismus und dieser tiefen Religiosität macht auf einen Nichtrussen einen geradezu beklemmenden Eindruck. Man begreift sofort den kolossalen Widerstand gegen die europäische Angliederung. Es liegt noch soviel unausgenutzte Eigenart vor.

In Moskau als einem Emporium des Welthandels sind große Reichtümer angesammelt, und der reiche Kaufmann hat eine merkwürdig offene Hand für Kirchenspenden, aber auch für alle öffentlichen wohltätigen und gemeinnützigen Zwecke.

An öffentlichen Sammlungen war damals Moskau sehr arm und von großen russischen Künstlern lernte ich damals nur Aiwasowski kennen, während zum Beispiel 1897 die große Sammlung von Wereschtschaginschen Werken — ein Solitär ersten Ranges — sich bereits in der so bedeutsamen Galerie Tretiakow befand. Auch zahlreiche wissenschaftliche Sammlungen waren seitdem entstanden und ebenso waren die klinischen Institute zu hervorragendsten der Welt geworden. Wie erwähnt, trug die Großherzigkeit des Großbürgertums sehr viel zu dieser geistigen Erhöhung der Stadt bei. Auch die einzig großartigen »Riadi« fehlten damals noch. Den Hauptanziehungspunkt der Stadt Moskau bildet natürlich der Kreml, dessen architektonische Eigenart und Fülle von keinem begrenzten Bezirke der Welt erreicht wird. Einen nicht minder eigenartigen und mit der ganzen Fülle des altrussischen Denkens, Fühlens und Handelns infiltrierten Eindruck macht die Klosterkolonie Troitzka-Lavra. Unermeßliche Schätze füllen diese Räume und man fragt sich unwillkürlich: Sind die gläubigen Russen weihesüchtig oder benötigen sie soviel Sühnopfer, weil sie soviel sündigen? Die Kunst steckt dort eigentlich noch zum großen Teil in den alten synodisch festgehaltenen byzantinischen Formen, und erst in der später entstandenen Heiligengeistkirche kommt die moderne russische Kunst wie schon früher in der Isaakskirche in Petersburg zur reichen Geltung.

Auch in Moskau interessierten mich die Kollegen, weil ich ja zunächst das Land, vielmehr seine Leute, am besten durch geistig und professionell Näherstehende kennen lernen konnte. Eine hochinteressante und angesehene Stelle nahm unter ihnen Sacharin, der interne Kliniker, ein. Dieser selten schöne, dunkle Christuskopf war ein Findling und Adoptivkind eines Kaufmannes. Er war ein wahrhaft genialer Kliniker von reichem Wissen. Ich habe nie einen Mann gekannt, der sich so in Szene zu setzen wußte wie er, und

oft durch komödienhafte Mittel, die dem blinden Autoritätsglauben eines Teiles seiner Landsleute angepaßt waren. Er hat sich ein großes Vermögen zu machen gewußt und ordinierte einige Zeit zum pekuniären Vorteile der Studenten. Als ich ihn besuchte, war eine seiner ersten Fragen, was sein Freund S. in Wien mache. Ich antwortete, er befinde sich auf einer Intriguenreise in Italien. »Sie kennen ihn also?« sagte er. »Und dann«, fuhr er fort, »muß ich Ihnen bekennen, daß ich, seitdem ich ihn kennen gelernt habe, an eine Moral insanity glaube.« Die Einleitung und der Schluß dieses Gespräches sind für die Diplomatie Sacharins charakteristisch.*)

Wir gerieten in eine lebhafte Konversation, die über drei Stunden währte und wobei wir meist auf und ab gingen. Als wir etwa $1^1/_2$ Stunden auf und ab gewandelt waren, frug ich Sacharin, wie es mit seiner Ischias gehe. Er antwortete: »Nicht besser!« Ich lachte ihm ins Gesicht. Ich erzählte ihm die Geschichte eines jungen Serben, der auf der Tragbahre mit dem Dampfer von Belgrad bis ins Hotel in Wien gebracht wurde. Er wurde bald soweit besser, daß er zu mir kommen konnte. Auf die jedesmalige Frage, wie es ihm gehe, sagte er: »Nicht besser!« Als ich ihn zuletzt fragte, da ich ihn schon nachhause schicken wollte, gab er dieselbe Antwort. Da fragte ich ihn, ob er überhaupt noch Schmerzen habe, und er antwortete: »Hin und wieder, beim Strumpfanziehen.« Nun verglich ich ihm seinen ursprünglichen Zustand mit dem jetzigen, worauf er doch bekannte, besser zu sein. Es amüsierte mich, bei dem genialen Kliniker auf dasselbe psychologische Mußgesetz zu stoßen, daß Neuralgiker über ihre Besserung kein klares Bewußtsein haben. Ich wußte, wie unbeweglich Sacharin in der ersten Zeit seines Leidens war. Er sagte mir dann, er habe sich im Verlaufe des Leidens öfters gedacht, daß man selbst kein klares Bewußtsein über Differenzen bei Schmerzleiden habe.**)

*) Aus Rücksichten für Überlebende nenne ich den Namen dieses »Freundes« nicht und enthalte mich natürlich auch der Charakteristik dieses für die ärztliche Ethik hochinteressanten Mannes, der mit mäßigen klinischen Leistungen sich eine große internationale ärztliche Stellung zu erringen wußte.

**) Diese Psychologie der Neuralgiker bringt große Verwirrung in die Medizin und die Mediziner. Wenn ein solcher Kranker vielleicht schon 90 Prozent seines Leidens verloren hat, aber einem zweiten Arzt erklärt, er sei nicht besser, so wird dieser, wenn er nicht genug Kenner und Denkmethodiker und von einem Vorurteile befangen ist, über die bisher gebrauchten Heilmethoden absprechen. Das erfuhr ich häufig, als ich eine der wichtigsten Heilmethoden für

Ich war für diesen Abend zu einer Soiree beim Augenkliniker Braun geladen. Im anregenden Gespräche mit Sacharin hatte ich darauf vergessen. Als ich mich erinnerte, war die Einladungsstunde überschritten und die Fahrt hätte beiläufig eine Stunde betragen. Ich sagte dies Sacharin und er war einverstanden, daß mir nichts übrig bliebe, als mich des anderen Tages zu entschuldigen. Da erschien ein Kutscher im bekannten Kostüm, nahm eine militärische Haltung an und sagte, er hätte den Auftrag, mich lebend oder tot zu seinem Herrn zu bringen. Ich war für den Transport als Lebender. Als ich bei dem Gastgeber ankam — es war bereits nach 11 Uhr abends — trank man Tee und ich hielt dies für das Finale. Die Unterhaltung wurde lange fortgesetzt und um halb zwei Uhr morgens ging man zu einem glänzenden — Souper zu Tische. Das ist echt moskauisch! Dieses Nachtleben erschöpft so viele Männer, die in jüngeren Jahren tatkräftig und als Gelehrte zum Beispiel sehr produktiv waren.

Von Moskau ging es nach Petersburg. Diese Eisenbahnfahrt war damals wohl die bequemste in Europa. Für Komfort in den Waggons hatte man in Rußland vom ersten Anfange an einen regen Sinn.

Die Hauptstadt des gewaltigen Zarenreiches ist eine schöne europäische Stadt und höchstens einige Klöster und Kirchen erinnern an Moskau und Rußland. Die Isaakskirche ist ein Kuppelbau, wie er ebensogut in Rom, London oder Wien zu finden ist, und die reiche Plastik der Außenseite ist ganz modern. Auch die Kasansche Kirche auf dem Newski-Prospekt ist von außen modern. Der Hauptanziehungspunkt für mich war die Eremitage mit ihrem wunderbaren Bilderschatz, deren Stock eine Kriegsbeute aus Kassel war. Am meisten interessierten mich dort die Holländer, besonders Rembrandt und Bol, welch letzterer überhaupt nur in den nordischen Museen mit seinen Hauptwerken vertreten ist. Die größte Bewunderung und Verwunderung erregten in mir die Landschaften von Rembrandt. Soviel ich mich erinnere, waren es acht Stück. Jedes Bild war in Stil und Technik anders, und ich hatte den Eindruck, daß jedes von ihnen zum Modell für einen hervorragenden Landschaftsmaler wurde. Wie war ich erstaunt, bei

Neuralgien — die Points de feu — in Wien einführte. War noch ein Rest des Leidens zurückgeblieben und sagte der Kranke, er sei nicht besser, so wurde von ärztlicher Seite die Nutzlosigkeit der Methode ausgesprochen.

meinem zweiten Besuche (1897) keines dieser Bilder mehr unter dem Namen Rembrandts vorzufinden; sie waren unter die Meister, welche ich von ihnen angeregt dachte, wahrscheinlichst mit vollem Rechte, aufgeteilt worden. Ist vielleicht mit den in Kassel zurückgebliebenen Exemplaren dieser Rembrandtkollektion — soviel ich mich erinnere, waren es deren sieben — dasselbe geschehen?

Meine Führer in Petersburg waren mein Freund und Klient Boris Fürst Kurakin und E. Cyon, der durch die Bemühung der Großfürstin Helene Professor der Physiologie gegen das Votum des medizinischen Professorenkollegiums wurde. Cyon hatte auf meine Anregung eine berühmte Arbeit bei Ludwig in Leipzig gemacht und dort und bei Claude Bernard in Paris weitere bedeutsame Arbeiten ausgeführt. In dem offiziellen Gutachten mußten Ludwig, Claude Bernard und meine Wenigkeit untertaxiert werden, um Cyon vom Besetzungsvorschlage auszuschließen! Der damalige russische Unterrichtsminister ließ prinzipiell die Fakultätsgutachten veröffentlichen, meinend, dadurch den Cliqueleidenschaften einen Riegel vorzuschieben. Eigentlich handelte es sich dabei um nationale Parteileidenschaft, da schon damals die Partei der Popovitsche, das ist der Priestersöhne, den streng nationalen Standpunkt einnahm, während in Petersburg noch viele Deutschrussen als Professoren und in sonstigen hohen ärztlichen Stellen eine große Rolle spielten.

Cyon verlor später seine Stellung, weil es ihm gelungen war, den Hofspiritisten zu entlarven, was ihm die Ungunst des Kaisers Alexander II. zuzog. Es war jetzt leicht, auch die Studenten gegen ihn zu hetzen und Cyon bekam eine »Mission« ins Ausland. Während seiner Abwesenheit wurde ein Entlassungsgesuch mit gefälschter Unterschrift eingereicht und vom Kaiser genehmigt und die echte Unterschrift des Kaisers auf dem gefälschten Dokument machte die Enthebung von der Lehrkanzel unwiderruflich.

Cyon spielte seitdem, von Petersburg mit wichtigen Missionen betraut, in Paris eine Rolle, nicht nur in Sachen von Anlehen, sondern auch als einer der Macher der französisch-russischen Allianz. Eine häßliche Polemik gegen den Finanzminister Wyschnegradski raubte ihm schließlich den Zusammenhang mit seinem Vaterlande und seiner Regierung. Wyschnegradski konsultierte mich damals — es war kurz vor seinem Tode — und ich erinnere mich, mit welcher Geringschätzung er von Cyon sprach. Es ist schade, daß ein so genialer Mensch wie Cyon sich so oft im Leben die Position verdarb, die er durch seine großen geistigen Qualitäten verdiente.

Da es Osterzeit war, konnte ich von dem glänzenden Theaterleben Moskaus und Petersburgs nicht profitieren. Ich wohnte nur einer Aufführung durch Dilettanten im Adligen Kasino bei. Da schloß ein Akt damit, daß ein betrunkener Bräutigam seine Braut prügelte. Ich wartete auf die tragischen Folgen dieser Szene im nächsten Akt. Ich war verwundert, als dies nicht der Fall war, und als ich meine Verwunderung darüber aussprach, sagte ein Freund, solche Szenen seien im russischen Leben in der Regel ohne Folgen. Ich lernte später in Wien eine Dame aus einem der ersten Fürstengeschlechter Rußlands kennen. Sie war groß und stark und man erzählte, daß sie in erster Ehe einen rabiaten, kleinen, schwächlichen Mann hatte, der sie öfters prügelte. Da packte sie ihn einmal an, hob ihn zum Fenster hinaus und drohte ihm, ihn hinabfallen zu lassen, wenn er sich nicht beruhige. Als ich die Dame interpellierte, ob die Geschichte wahr sei, bestätigte sie dieselbe.

Ein junges russisches Ehepaar kam wegen der Nervosität der Frau zu mir nach Wien. Einmal klagte der Mann, es sei von einem Fauteuil ein Fuß abgebrochen und der Wirt habe ihm eine unverschämte Rechnung für den Schaden gemacht. Ich schickte ihn zum Advokaten und ich erfuhr von diesem, der Mann habe die Frau mit dem erhobenen Fauteuil geprügelt, und so kam es zur Verletzung des Möbelstückes. Ich schickte die Frau zur Kur nach Florenz und den Mann nachhause. Nach einigen Jahren besuchte mich das Paar; auch die Frau sah blühend aus. Sie erzählten mir, sie seien beide gescheiter geworden und jetzt glücklich. Man erzählt — freilich nicht bloß von russischen Bäuerinnen — sie klagen über den Verlust der Liebe ihrer Männer, wenn sie nicht zeitweilig von ihnen geprügelt werden. Chacun à son goût! Leider ist diese Prügelwut keine engbegrenzte nationale; die Brutalität der Frauenmißhandler macht bekanntlich auch den amerikanischen Gesetzgebern viel Sorge.

Am freudigsten berührte mich damals die Bestätigung der Bedeutung der Nationalisierung des Hochschulunterrichtes und der Wissenschaft in Rußland. Ich hatte schon viel früher bei der Frage einer kroatischen Universität in Agram diese Bedeutung und im speziellen Falle auch die hohe politische Wichtigkeit erkannt. Es war eigentlich damals die erste nationale Lehrergeneration an den russischen Universitäten tätig, und diese Kräfte waren hauptsächlich gewonnen, indem man hochbegabte junge Leute mit

reichlichen Stipendien ins Ausland schickte und jene, die mit wissenschaftlichen Leistungen heimkehrten und von hervorragenden ausländischen Gelehrten anerkannt und empfohlen wurden, anstellte. Bornierte Gelehrte kämpfen überall gegen Nationalisierung von Hochschulen und der Wissenschaft. Schon die Erfahrung, welchen ungeheuren Aufschwung die europäische Wissenschaft nahm, als die lateinische Gelehrtensprache durch die nationalen Sprachen ersetzt wurde, hätte allgemein aufklären müssen. Eine fremde Sprache ist eine Fessel für die geistige Arbeit, besonders wenn diese Sprache eine tote ist. Jede Sprache ist das Ergebnis einer riesigen geistigen Arbeit des gesamten Volkes. Sie liefert nicht nur dem Dichter, sondern auch dem Gelehrten einen ungeheuren Schatz von Nuancen für Ideen, Formenbezeichnungen aller Sinneseindrücke, für Empfindungen, Gefühle und Tätigkeitsformen, welche für das Erkennen, Finden und Darstellen von der größten Bedeutung sind. Wenn auch die eine oder andere Spezialleistung unter einer wenig verbreiteten Sprache leidet, so dringen sie doch, wenn auch etwas später, durch und bei einer sprachlich wenig zugänglichen Literatur läßt sich durch Übersetzung und Referate viel für die Verbreitung tun. Der Hauptgewinn ist aber die Kulturverbreiterung in der betreffenden Nation. Auch in jene Wissenschaften, in denen die Nationalität scheinbar gleichgültig ist, bringt jeder begabte Volksgenius eine neue Seele.

Die Erkenntnis der Rolle dieses Genius ist bei Gelehrten freilich schwieriger als bei Dichtern und bei Künstlern überhaupt. Der Kulturaufschwung des russischen Volkes ist seit der Nationalisierung der Wissenschaft ein ungeheurer. Damals war die russische Gelehrtenwelt eine glänzende. Unter Alexander III. hat der großrussische Chauvinismus manche Lücke geschaffen. Aber hervorragende Gelehrte und Patrioten — ich nenne zum Beispiel den Historiker Karejew — haben sich mehr als in anderen Ländern bemüht, die Wissenschaft in weite Kreise zu tragen. Dabei war und ist die Gesinnungstüchtigkeit zahlreicher Gelehrter Rußlands eine eminente; die feile Geheimratsgesinnung, welche den Mächtigen zuliebe den Lehren der Wissenschaft ein legendenfreundliches Mäntelchen umhängt, findet sich in Rußland seltener als in vielen anderen Ländern; eher noch geistige Selbsteinschränkung aus nationalem Chauvinismus. Die wissenschaftliche Weltanschauung findet bei den russischen Gelehrten dieselbe aufopfernde Begeisterung, wie bestimmte Glaubenslehren bei den

Volkssekten, die trotz aller grausamen Verfolgung nicht zu bekehren sind. Dem geistigen Aufschwunge kam die nationale Sprache mächtig zu Hilfe. Die russische Sprache besitzt einen enormen Reichtum an Wurzeln, eine nur vom Griechischen erreichte Leichtigkeit von Bildung zusammengesetzter Worte, eine dem Griechischen nicht nachstehende Fülle von grammatischen und syntaktischen Formen und eine solche, ich möchte sagen, Findigkeit in der Herstellung von Euphonie, daß es den offenbar sehr sprachbegabten russischen jungen Gelehrten nicht schwer fiel, in kürzester Zeit eine wissenschaftliche Sprache zu schaffen.

Es war mir interessant, daß ich bei der Lektüre russischer medizinischer Bücher erkennen konnte, nach welcher Sprache oder Schule die neuen Worte gebildet wurden.

Es war eine chauvinistische Einseitigkeit, die Schule von Dorpat zu nationalisieren. Eine solche Landesanstalt, die den Kontakt mit der auswärtigen Wissenschaft aufrechterhält und Gelegenheit bietet, schöpferische Gelehrte aus der Mitte einer großen Nation zu berufen, kann nur von größtem Nutzen sein. Auch die Russifizierung der Warschauer Universität war ein Fehler, der hoffentlich bald wieder gutgemacht werden wird.

Eine weise Regierung weiß die Mannigfaltigkeit der Völker ihres Landes für dessen Blüte auszunutzen; eine Regierung von fanatischen und bornierten Strebern untergräbt die Blüten auch des Gleichartigen.

Ich wußte und merkte schon 1872, daß Rußland eine Fülle von hochbegabten und edlen Männern in allen Branchen der öffentlichen Tätigkeit zu Gebote stehen und darum konnte man die merkwürdige Erscheinung beobachten, daß in seinen Gesetzen, seinen Institutionen und Einrichtungen neben der größten Barbarei oft die volle Höhe zeitgenössischer Vollendung repräsentiert war und ist und daß eine Fülle überzeugungstreuer und ehrlicher Männer nicht ganz von einer Übermacht administrativer Gewaltmenschen erdrückt werden konnte.

Ich hatte schon vor meiner ersten russischen Reise, als ich auf einer Exkursion im Helenentale bei Baden mit einer Reihe von jungen russischen Kollegen in ein politisches Gespräch geriet, ihnen bemerkt, daß ich fürchte, der russische Liberalismus werde den historischen Fehler der Liberalen aller Länder begehen, ungeduldig zu sein und Fortschritte zu aspirieren, bevor die Masse ihres Volkes imstande ist, ihnen zu folgen. Ich sagte ihnen, ich

sei überzeugt, daß die russischen Machthaber zu jeder Zeit durch diabolische Aufhetzung der Zurückgebliebenen jeden, der lesen und schreiben könne (die »Intellektuellen«), massakrieren lassen können. Ich habe dieses Machtmittel erraten, hoffe aber, daß es nicht zur allgemeinen Anwendung komme. Die wichtigste Aufgabe der Fortgeschrittenen sei, die Massen an sich heran zu erziehen.

Die Propaganda der Gebildeten hat seitdem in dieser Richtung mehr geleistet, als die Geschichte aller Völker aufzuweisen hat, trotzdem das »Ministerium der Volksaufklärung« für Aufrechterhaltung des Analphabetismus mit aller Macht einzutreten schien. Es besteht zum Beispiel eine alte, Branickysche, Stiftung — noch aus dem 18. Jahrhundert — für Errichtung von Volksschulen. Diese Stiftung ist durch Zinsen zu einem Riesenkapital angewachsen, aber realisiert wurde die Stiftung — wenigstens bis 1884 — nicht. Die größte Gefahr für Rußlands Fortschritt ist der Landhunger der Bauern, den die Regierung besonders auf Kosten der Gutsbesitzer in nicht national großrussisch gesinnten Gegenden und gegen die Freisinnigen ausbeuten kann. Diesen Landhunger, der eine große Berechtigung hat, in korrekter Weise zu stillen, ist vielleicht die wichtigste Frage in Rußland und es ist die wichtigste Frage, ob die Lösung von den reformfreundlichen Kreisen angebahnt wird oder von einer gewissenlosen Bureaukratie.

Man könnte der jungrussischen Kulturpartei den Vorwurf machen, daß sie extrem modern ist und allen Exzessen der letzten geistigen Strömungen oft zu leicht sich hingibt. So zum Beispiel hat der Lombrosismus in der Rechtsprechung gerade durch die ethisch korrekten und gebildeten Richter Verwirrung erzeugt und vielfach verheerend gewirkt.

Eine Bemerkung kann ich hier nicht unterdrücken. Es ist eine häufig vorgebrachte offizielle Ausrede, man kenne die furchtbaren Mißbräuche der Administration nicht. Wenn man aber bedenkt, wie eindringlich die großen russischen Schriftsteller die Mißbräuche schildern, so kann man diese Ausrede schwer akzeptieren; die Schriften von Dostojewski, Korolenko, Gorki etc., um nur einige zu nennen, müssen allen offiziellen Persönlichkeiten bekannt sein. Richtiger ist die Ausrede, man könne sich nicht helfen. Bei energischem Wollen müßte es doch gehen!

Ich zählte einmal eine hochgestellte russische Dame, die dem Hofe und dem Kaiser Alexander II. sehr nahe stand, zu meinen Klientinnen. Ihr Mann hatte eine Ministerstelle und beide gehörten

dem intimsten Kreise des Monarchen an. Ein Schwiegersohn hatte einen sehr hohen Staatsposten inne; ein anderer Schwiegersohn gehörte einer der angesehensten russischen Fürstenfamilie an. Die Dame sprach sehr gern mit mir und ich brachte auf ihre Bitte alle Abende, die sie in Wien verweilte — bis Mitternacht bei ihr zu. Bei meinen zahlreichen Kontakten mit den verschiedensten russischen Kreisen konnte ich ihr von Mißständen und Missetaten erzählen, von denen ich glaubte, jeder Spatz auf jedem russischen Dache pfeife sie in die Welt hinaus. Die Fürstin (D.) behauptete, in ihren Kreisen wisse man von alledem nichts. Ich habe die Dame später die Mutter der Antiliga genannt, weil ihre Söhne und die jüngeren Männer aus der Familie eines Schwiegersohnes einen Bund als Kontrafehme gegen die freiheitlich gesinnte Konspiration gründeten.

Ich will hier eine andere charakteristische Geschichte aus dem russischen High life erzählen, die ich miterlebte.

Ich wurde in einem Hotel von einem hochgestellten russischen General (B.) aus einer fürstlichen Familie konsultiert. Er lag nach einem Schlaganfall schwer danieder. In seiner Gesellschaft befand sich seine Maitresse, eine Polin, die, wie ich von einer kompetenten diplomatischen Autorität erfuhr, früher eine hervorragende Rolle in der Pariser Kokottenwelt gespielt hatte. Neben dem Dämchen ihr Alliierter, als »Sekretär«.

Der Kranke befand sich in den elendesten finanziellen Verhältnissen und aus Mitleid und um den Kranken vor einem Eklat zu schützen, wandte ich mich bald an die russische Botschaft durch einen mir bekannten Funktionär, bald an die Familie in Petersburg um Abhilfe.

Eines schönen Tages wurde ich zu meiner Überraschung zu einem Besuche bei der Fürstin geladen. Die edle Frau hatte den Zustand ihres Mannes erfahren und kam, um ihn, obwohl sie selbst an beiden Beinen halb gelähmt war, zu betreuen.

Ich erklärte der Fürstin, daß eine Überraschung ihrem Manne einen schweren Anfall zuziehen könne, daß ich ihn daher vorbereiten wolle. Der Kranke lehnte den Besuch energisch ab und ich erklärte der Fürstin, die entschlossen war, ihren Plan durchzuführen, ich könne vom ärztlichen Standpunkte keine Garantie übernehmen. Da sagte mir die Fürstin ein schönes Wort, das mir wohl zeitlebens nicht entfallen wird:

»L'esprit du coeur est souvent supérieur à la sagesse de la science.« Und das Herz behielt recht. Die Eintretende lehnte

der Kranke nicht ab und sie vergoldete seine letzten Lebensmonate.

Und wie hatte sich der Mann versündigt! Die Fürstin erzählte mir, daß er ihr den Schmuck und die Spitzen gestohlen hatte, um dieselben seiner Maitresse zu geben. Als der russisch-türkische Krieg ausbrach, bot ihm der Kaiser ein Korpskommando an; er lehnte ab, weil die Maitresse seine Abwesenheit fürchtete. Er entging der Heldenkomödie doch nicht, da er den Feldzug in der Suite des Kaisers mitmachen mußte. Ich spreche von einer Heldenkomödie, da die Herren in der Suite wohl höchstens Verwundungen durch Wanzenbisse ausgesetzt sind.

Da die europäische Kultur erst fertig und gesichert sein wird, wenn die hochbegabte, mit Altruismus so tief infiltrierte russische Nation voll und doch mit Wahrung ihrer Eigenart ins europäische Kulturleben eingetreten sein wird, so muß jeder Kulturmensch wünschen, daß die verschiedenen Stare der maßgebenden Kreise bald gestochen werden. Die Eroberungssucht des russischen Volkes hat sich schwer bestraft. Mit den Peitschen, Flinten und Säbeln der Eroberten aus den tieferstehenden Völkern ist die Regierung in der Lage, die hochgehenden Wogen der kulturellen Bewegung zu unterdrücken. Möge das tragische Ringen innerhalb dieses großen Volkes bald zum allgemeinen Segen enden!

Anhang.

Bei der Hinfahrt nach Rußland habe ich Krakau besucht, das zum Teil mit seinen Kunstbauten an deutsche Städte mit stark erhaltenen mittelalterlichen Resten, wie zum Beispiel Nürnberg, erinnert. An der Marienkirche hat auch der Nürnberger Veit Stoß den größten Anteil. Das polnische Volk hat seine kulturelle Stellung mit dem politischen Bankrott nicht eingebüßt. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zierten zum Beispiel hervorragende Maler das nationale Panier. In Krakau lernte ich Grottger und seine Litauania kennen, ferner Kossak und vor allem einen der größten Historienmaler aller Zeiten, Matejko. Dessen Bilder sind wirklich hohe Kunst. Sie prägen historische Szenen ins Bewußtsein ihres Volkes, nicht mit Schablonenfiguren, sondern mit tief aufgefaßten und dargestellten Menschen in ihren historischen Trachten. Nur Rubens hat in einzelnen seiner Werke, wie zum Beispiel in der Predigt des heiligen Franz Xaver, eine solche

dramatische Höhe wie Matejko erreicht. Ich merkte bei der Ansicht seiner Bilder aus gewissen Glanzeffekten, daß Matejko an einem schweren Gesichtsfehler, nämlich an hochgradiger Übersichtigkeit, leide, also nur sehr kleine, scharfe Gesichtsfelder habe und daß er daher seine Werke nur in seiner Einbildungskraft auf der ganzen Fläche übersehe und daher eigentlich fast wie ein Mosaiker arbeite. Desto bewundernswerter ist die große dramatische Anordnung. Auch Smieradzki ist seiner Nationalität nach ein Pole. Das alte Königsschloß (Wawel) schließt viel Interessantes ein und der Ausbau und die Restaurierung wären eine Ehrenpflicht des Landes; erst in jüngster Zeit hat der Kaiser die völlige Restaurierung dieses ehrwürdigen Nationalmonuments angeordnet.

Bei der Rückkehr hielt ich mich in Warschau, einer ganz europäischen Stadt mit einer für Eleganz sehr eingenommenen Gesellschaft, auf. Die Monumente der Stadt repräsentieren teils die frühere nationale Selbständigkeit, teils die Epoche verschiedener Unterdrückungen. Letztere sind spitzige Dorne für das Gefühl der Bevölkerung, die aber die Sache leichter zu verwinden scheint, als sie sollte. Daß trotz des harten Druckes, dem die Polen jetzt seit 40 Jahren ausgesetzt sind, die polnische Nationalität in Rußland so gefestigt ist, beweist die Macht der inneren Seelenkräfte eines Volkes. Und die Seelenkräfte, die lange latent bleiben, brechen in einem Moment der Erlösung wieder hervor. Es ist nicht die staatliche Selbständigkeit allein, die ein Volk lebendig erhält.

IX. Eine Orientreise (1884).

Im Frühjahr 1884 unternahm ich eine Orientreise. Ich hielt mich zunächst in Bukarest auf, wo ich lange Zeit viele Freunde besaß.

Bukarest ist eine Stadt der schönen Frauen. Die Rassenmischung hat in Rumänien einen seltenen Flor weiblicher Schönheit erzeugt, die vielfach an den altgriechischen Typus erinnert. Die männliche Bevölkerung ist sehr begabt und darum steht Rumänien unter der Gefahr eines Überschusses an ehrsüchtigem Intelligenzproletariate.

Ich habe zahlreiche Gelegenheiten gehabt, die Menschen und Verhältnisse Rumäniens zu studieren, um so mehr konnte ich den außerordentlich günstigen Einfluß der Königin und des Königs auf die Sitten, besonders der besseren Klassen, verfolgen. War bis zu den siebziger Jahren ein Paar aus Rumänien nach Wien gekommen, konnte man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Frau einen anderen Gatten und der Mann eine andere Frau hatte. Die Leichtigkeit der Scheidung und der leichtsinnige Gebrauch, der von dieser Einrichtung gemacht wurde, zerstörte alles innige Familienleben. In den letzten 30 Jahren haben sich die Verhältnisse enorm gebessert und das Königspaar hat gewiß viel dazu beigetragen. Nur langsam konnte sich das Königspaar Einfluß verschaffen, und dazu trug die Schriftstellerin Carmen Sylva gewiß wesentlich bei. Die Universität war schon damals im Aufblühen begriffen und die medizinische Fakultät hat heute ein hohes Niveau erreicht. Der damalige interne Kliniker — Markovich — war nicht bloß ein ausgezeichneter Arzt, sondern auch ein Förderer der klassischen Musik.

Ich will eines klassischen Konzerts mit allen seinen Nebenumständen gedenken, die für das damalige Bukarest bezeichnend sind. Als ich zur angesetzten Programmstunde mich dem Konzert-

saale näherte, klopfte mir ein Herr von rückwärts auf die Schulter und sagte mir auf Deutsch: »Sie sind ein Fremder?« — »Warum?« — »Weil Sie in Bukarest pünktlich in ein Konzert gehen. Der Beginn läßt mindestens $1^1/_2$ Stunden auf sich warten.« Ich begab mich trotzdem in den Saal, um das langsam sich einfindende Publikum zu studieren. An der Spitze der Philharmonischen Gesellschaft stand mein Freund Markovich. An der einen Längswand stand ein altväterischer hoher lederner Fauteuil, der bereits einige Einrisse zeigte. Dorthin führte Markovich — die eintretende Königin! Das Konzert mit seinem klassischen Repertoire verlief künstlerisch wie etwa in einer der größeren deutschen Städte. Daß am rumänischen Hofe auch viel klassische Kammermusik gespielt wird, ist in Musikerkreisen bekannt. So ruhig zivilisatorisch hat ein fremdnationales Königspaar kaum irgendwo gewirkt. Die Königin hat auch großes Interesse an den schönen nationalen Trachten gewonnen und dadurch auch die nationale Industrie gefördert.

Von Bukarest fuhr ich auf der Bahn nach Varna und von dort mit dem Dampfer nach Konstantinopel. Das Schwarze Meer war ruhig, und ich war froh, des Morgens noch zeitlich genug zu erwachen, um das glänzende Schauspiel der Einfahrt durch den Bosporus voll genießen zu können. Man kennt das tolle Treiben bei der Ankunft der Schiffe und besonders die Behendigkeit, mit der die Dragomane die Fremden kapern. Man fährt dann auf die Dogana zur Untersuchung des Gepäckes, und dieses wird dann einem armenischen Lastträger (Hamal) zum Transport in das Hotel anvertraut. Die türkische Zensur nimmt alle Druckschriften in Beschlag und man erhält sie dann nachträglich zurück. Ich hatte bloß einige französische und italienische Separatabdrücke von medizinischen Abhandlungen bei mir. Sie waren ebenfalls zurückbehalten worden; zu meiner Überraschung fanden sich dieselben im Koffer, als ich zuhause öffnete. Man hatte also im geheimen mein Gepäck noch einmal durchstöbert.

Ich beeilte mich gleich am ersten Tage, soviel als möglich von den Schönheiten der Stadt zu genießen. Ich eilte über die Brücke nach Stambul, um die heilige Sophia, die Bajezidmoschee etc. zu besichtigen. Man muß ein Lyriker mit orientalischer Phantasie sein, um das Bild von der Farbenpracht, die einem auf Schritt und Tritt begegnet, mitsamt dem architektonischen und dem Wasserbilde ausdrücken zu können. Die heilige Sophia ist gewiß, wenn nicht das entzückendste, doch gewiß eines der entzückendsten Bauwerke der

Welt. Seit 20 Jahren werde ich nicht müde, ein Bild des Innern dieser Kirche in meinem Arbeitszimmer anzuschauen. Die Sultane haben es auch verstanden, Moscheen zu erbauen, um würdig neben dem alten byzantinischen Baue zu glänzen. Bei dieser Wanderung fiel mir auf, daß mein Dolmetsch auf jedem Platze und sonst häufig angesprochen wurde. Auf die Frage, wer die betreffenden Personen seien, erhielt ich die Antwort: »Polizeiagenten.« Die Aufklärung sollte später kommen. Ich wollte die ersten Tage voll als Tourist genießen und suchte daher die Bekannten, die sich abends in einer Restauration in Pera versammelten, erst nach einigen Tagen auf. Unter ihnen befand sich Weißbach, der Chef des österreichischen Militärspitals, und der Billrothschüler Nedopil. Da erfuhr ich zunächst, daß ich unter — Polizeiaufsicht (!) stünde. Dies passierte allen medizinischen Professoren, die nach Konstantinopel kamen. Man fürchtete in ihnen ein Werkzeug, um den wegen Melancholie abgesetzten und wiedergenesenen Sultan nochmals auf den Thron zu setzen. Kurze Zeit vorher kehrte Billroth von Athen über Konstantinopel zurück. Er hatte seine Ankunft an Nedopil telegraphiert und als der Dampfer ankam, wollte ein Polizeibeamter seine Ausschiffung hindern. Billroth stieß den Mann zurück, sprang in eine Barke und fuhr sofort zur österreichischen Gesandtschaft. Er erhielt durch dieselbe die Erlaubnis zu einem eintägigen Aufenthalte! Und dennoch wollte ich eine Begünstigung von der türkischen Regierung haben, nämlich, ein türkisches Gefängnis zu besichtigen. Die Kollegen meinten, ich müsse mich an die österreichische Gesandtschaft wenden und dann werde ich die Erlaubnis — 14 Tage nach meiner Abreise erhalten. Dies sei türkischer Brauch! Ich habe überhaupt kein besonderes Vertrauen auf laue Gesandtschaftsempfehlungen; ich fragte die Kollegen, wer Leibarzt des Sultans sei. Ich erhielt die Antwort: Mavrogheni Pascha, der den Rang eines Veziers habe. Ich schrieb sofort an ihn einen französischen Brief, worin ich ihm die Gründe auseinandersetzte, warum ich die schweren Verbrecher überhaupt und jene in der Türkei besonders untersuchen möchte, nämlich, um zu sehen, wie sich allfällige Degenerationszeichen bei den verschiedenen Rassen offenbaren. Als Antwort erhielt ich eine Einladung zum Dejeuner für den anderen Tag.

Die Residenz des Sultans liegt auf einer ganz isolierten und wüsten Anhöhe. Mavrogheni Pascha bewohnte eine kleine Villa knapp neben Yildizkiosk. Als ich am anderen Tage die Anhöhe

hinauf zu seiner Villa fuhr, kam mir ein alter, ziemlich kleiner, breitschultriger, offenbar über die Siebzig schon hinausgereifter Mann entgegen, der mich in einem echt Wiener Vorstadtdialekt ansprach und empfing. Es war Mavrogheni Pascha in eigener Person, der seinerzeit in Wien studiert und dort den Dialekt angenommen hatte. Seine erste Frage war freilich nicht nach Rokitansky, sondern nach dessen altem Diener Anton, bei dem sehr viele Fremde Kurse genommen haben. Es waren außer ihm noch sechs türkische Paschas zugegen und das lebhafte Gespräch setzte mich in Verwunderung, da ich nicht vermuten konnte, in der Nähe des Yildizkiosks auf so aufgeklärte Männer zu stoßen. Die Konversation fand in französischer Sprache statt.

Da Mavrogheni Pascha nicht selbst türkisch schrieb, so hatte er einen Sekretär, der dessen Zuschriften an die Regierungsmänner ins Türkische übersetzte. Mavrogheni wandte sich an den Justizminister und so erhielt ich einen Erlaubnisschein zum Besuche eines Gefängnisses, worin Verbrecher schwerster Sorte sich befanden. Ich mußte früher noch zu einer Audienz zum Polizeiminister, der erst wenige Tage in Funktion war. Kollege Dr. Fried begleitete mich als Dolmetsch. Unter den Vorgängern dieses Ministers waren bis in die jüngsten Tage hinein furchtbare Verbrechen von Polizeiorganen verübt worden. Dieselben drangen nämlich meist in griechische und armenische Familien ein und brachten Werkzeuge für Banknotenfälschung mit, deren Besitz sie den Familien unterschoben. Daraus entwickelte sich dann natürlich eine ungeheuerliche Erpressung. Der neue Minister fixierte mich sehr scharf und stellte dann den Erlaubnisschein für mich und noch fünf Personen aus. Unter diesen befand sich vor allen Weißbach, eine Autorität auf dem Gebiete der Rassenschädel, dessen Untersuchungen ich vielfach zu verbreiten Gelegenheit gehabt habe. Unter den Begleitern befand sich auch ein befreundeter Großkaufmann aus Moskau, der dann mit mir die ganze Reise bis zurück nach Korfu machte.

Bisher hatte bloß ein Fremder Gelegenheit, ein türkisches Gefängnis zu besuchen, nämlich ein Abgesandter der griechischen Regierung. Als wir ins Gefängnis eintraten, wurden wir von dem Kommandanten freundlichst begrüßt und naturgemäß zu einer Schale schwarzen Kaffees und zum Rauchen einer Zigarette eingeladen. Während dieser Zeit hörten wir fortwährend eine kleine Glocke läuten; es war dies die Glocke der kleinen griechischen Kapelle, und der Kommandant wollte uns damit die herrschende

religiöse Toleranz beweisen. Ganz unheimlich wurde es meinem Moskauer Begleiter, als wir in den Hof kamen, wo lauter Mörder sich aufhielten. Da der derzeitige Sultan außer bei Pression von außen kein Todesurteil vollziehen ließ, so war eine stattliche Anzahl von Mördern beisammen. Merkwürdig rasch begriffen die Insassen des Gefangenhauses den Zweck der Kopfschau; sie drängten sich an mich heran, um ja nicht übergangen zu werden. So wie unfähige Juristen das Studium der Kopf- und Gehirnformen der Verbrecher perhorreszierten und uns Kriminalanthropologen beschuldigten, als ob wir die Verbrecher der Strafe entziehen wollten, wenn wir Degenerationszeichen fanden, während wir umgekehrt aus der Fatalität die viel energischere Ausschaltung betonten, glaubten auch die Verbrecher selbst, daß der Nachweis einer Abnormität für sie Strafentlastung bedeute. Ich erinnere mich dabei an eine Szene im Gefängnisse zu Illava in Ungarn. Einer der Untersuchten zeigte eine ganz besondere Aufregung. Es war ein junger serbischer Geistlicher, der zusammen mit dem Lehrer des Ortes den Bürgermeister erschlug, weil dieser ein sogenannter Magyarone, das heißt antinationaler Anhänger der Ungarn, war. Den Ermordeten beraubten sie und wurden als Raubmörder verurteilt. Nach der Untersuchung frug er mich, ob ich etwas Raubtierartiges an seinem Kopfe entdeckt habe. Ich setzte ihm mit wenigen Worten den richtigen Standpunkt auseinander, daß man doch ein lebensgefährliches Raubtier nicht laufen läßt, sondern niederschießt, ohne es zu fragen, ob es für seine Wildheit persönlich verantwortlich sei oder nicht.

Das türkische Gefängnis war sehr reinlich und man sah es den Inhaftierten an, daß sie gut behandelt wurden. Auch eine zureichende Spitalsabteilung war vorhanden. Von der Organisation eines modernen Gefängnisses war natürlich nichts zu sehen.

Mavrogheni beehrte mich noch durch mehrere Jahre mit langen philosophischen Briefen, die zu schreiben für ihn Bedürfnis schien. Als ich bei ihm geladen war, befand sich der greise Mann in den Flitterwochen. Die Sultanin hatte ihm eine ihrer Favoritinnen — eine Französin — als Gemahlin aufgedrungen. Diese verleumdete später ihren Mann als Hochverräter, und der hochbetagte Mann hatte Mühe, den gelegten Schlingen zu entwischen.

Die kaiserliche medizinische Gesellschaft in Konstantinopel forderte mich zu einem Vortrag über die Beziehungen der abnormen Gehirnwindungen zu den psychischen Abnormitäten auf. Ich bat mir ein Gehirn zur Demonstration aus; es wurde mir ein

solches, das von einem jugendlichen Individuum stammte, gebracht. Es imponierte den Herren ganz außerordentlich, daß ich ihnen an diesem Präparat fast alles zeigen konnte, was ich als Degenerationszeichen überhaupt ansah. Das Gehirn stammte von einem schwerbelasteten 16jährigen Mädchen, das in der Irrenanstalt verstorben war.

Medizinisch für mich sehr erinnerungsreich sind zwei Tage, die ich mit Zambacco Pascha zubrachte. Wir fuhren das einemal zusammen nach Skutari ins Leprahaus, wo ich in rascher Übersicht alle Eigentümlichkeiten dieser Erkrankung und ihre Nichtkontagiosität beim Umgange von Kranken mit Gesunden erkennen konnte. Seit Hansen den Mikroben dieser Krankheit entdeckt hat, wird die jedenfalls sehr exzeptionelle Ansteckungsfähigkeit der Lepra enorm übertrieben, weil bei den heutigen Ärzten der Nachweis von Mikroben mit der Idee direkter Übertragungsfähigkeit eng verwachsen ist. Zambacco hat erst jüngst diese Irrlehre energisch bekämpft.

Ein andermal fuhr ich mit Zambacco nach Prinkipoi und wir ritten um die ganze Insel herum, besuchten dann noch eine zweite von den Prinzeninseln und kehrten am Abend bei untergehender Sonne nach Konstantinopel zurück. Wer einmal diese Fahrt bei dieser Beleuchtung gemacht hat, wird gewiß kein malerischeres Bild sich vorspiegeln können.

Der ganze Tag war mit Gesprächen über verschiedene medizinische wissenschaftliche Fragen ausgefüllt und ich lernte in Zambacco einen Kollegen kennen, der so wie wenige die klinischen zwei Haupteigenschaften in hohem Grade besitzt, erstens für Tatsachen unbefangen impressionabel und dabei zweitens ein scharfsinniger Denker zu sein. Ein so langes, fruchtbares und anregendes Zwiegespräch mit einem bedeutenden Kollegen hatte ich nur noch einmal im Leben, nämlich mit De Giovanni in Padua (1894), da wir mehr als zwölf Stunden zusammen verbrachten.

Den Selamlik sah ich von einer Stelle aus, in der sonst Fremde selten in der Lage sind, sich aufzuhalten. Es war nämlich die Stelle, wo die vornehmen Haremsdamen von ihren Wagen aus das Schauspiel betrachteten. Mehrfach versuchte es die Polizei, meinen Wagen zu entfernen. Mein Dragoman suchte es zu verhüten. Er erzählte offenbar den Betreffenden von meiner Audienz beim Justizminister und von der Einladung bei Mavrogheni Pascha. Nach dem Selamlik fuhr ich zu den süßen Wässern, wo sich

viele von den vornehmen Haremsdamen einfinden, um dort den Gesängen, respektive Gassenhauern von Volkssängerinnen zu lauschen. Nach der Aussage meines Dragomans war der Text nicht gerade aus dem Koran und der Sittenlehre.

Da die Verschleierung der feinen Damen eine sehr durchsichtige ist und sie durch kokette Kopfbewegung ihre Züge noch besser zur Geltung zu bringen wissen, gewann ich die Überzeugung, daß die vornehmen Haremsbesitzer einen ausgezeichneten Geschmack besitzen.

Von höchstem Interesse ist der Besuch der heulenden Derwische in Skutari. Diese Zeremonie beginnt so pünktlich wie das philharmonische Konzert in Bukarest. Ich wartete mehr als anderthalb Stunden in einem türkischen Café im Freien, bis die Teilnehmer und die Zuschauer erschienen. Der Wirt, ein sehr stattlicher Mann und, wie ich während der Zeremonie auch deutlich sehen konnte, ein Fanatiker, sprach eingehendst mit meinem Dragoman, und zwar türkisch. Ich horchte auf und sagte dem Dragoman, ich glaube den Inhalt des Gespräches erraten zu haben. Der Mann sei darüber ungehalten, daß die Franken — so werden alle Fremden in Konstantinopel bezeichnet — hierherkommen, um sich bei der Zeremonie wie bei einem Schauspiel zu unterhalten. Ich hatte richtig geraten und zur Besänftigung erzählte ich dem Dragoman die Geschichte von den drei Ringen aus Nathan dem Weisen; er möge sie dem Wirte mitteilen. Das beruhigte den Mann. Die Zeremonie gibt ein außerordentliches Bild, wie sich die Männer zuerst durch klagende Erzählungen, dann durch einförmige, immer heftiger werdende Bewegungen in eine furchtbare Extase versetzen können. Hinter dem eigentlichen Zeremonienraum stehen Männer, Frauen und Kinder aus der Bevölkerung, die sich in dieselbe Extase versetzen.

Darüber, wie man das Wesentliche des in einer fremden Sprache Vorgebrachten erraten könne, habe ich in Konstantinopel noch eine andere Erfahrung gemacht. Ich habe ein mir unbekanntes Stück von einer armenischen Schauspielertruppe in türkischer Sprache aufführen gehört. Ich erkannte das Drama bald als ein echtes Pariser Boulevardstück, reich an Handlung und wahrscheinlich arm an Geist im Dialog. Ich hatte kaum das Bedürfnis, das Gesprochene zu verstehen, so leicht konnte ich bei der charakteristischen Betonung und Mimik der Künstler den Verlauf des Dramas verfolgen.

Für den Sprachdenker ist Konstantinopel überhaupt ein sehr interessanter Ort. Dort lernen zum Beispiel die Leute, die sich später als Dragomans verwenden lassen, eine ganze Reihe von Sprachen nach dem Gehör. Sie verstehen und sprechen Türkisch, Arabisch, Armenisch, Griechisch und meist Französisch und Italienisch. Als einst der Admiral Tegetthoff einen solchen Dragoman frug, ob er Russisch verstehe, so sagte er, er wisse es nicht; man möge ihn durch den Dragoman der russischen Gesandtschaft auf die Probe stellen. Richtig verstand er Russisch, ohne es selbst zu wissen. Die Leute lernen die Sprachen wie die Kinder durch Hören und Erraten.

Interessant war der Ritt nach Belgrad, das ist ein Dorf in einem Platanenhain, von wo ausgezeichnetes Trinkwasser, das sich dort in offenen Gerinnen — in einer Art von Teichen — sammelt, nach Konstantinopel geleitet wird. Die Bewohner sind Griechen und pflanzen außerordentlich gute Weine. Ich kostete in einem kleinen Restaurant drei Sorten, die alle in ihrer Art vorzüglich waren und den Charakter der Cyperweine hatten. Diese Weinzüchter haben ihre großen Abnehmer im Auslande, welche ihre Weine zu verschneiden und unter renommierten Bezeichnungen zu verkaufen wissen. Diese Bauern verkaufen nicht gern Weine an Privatkundschaften. Der betreffende Wirt hat auch das Versprechen, mir drei kleine Fäßchen von den gekosteten Weinen nach Konstantinopel zu bringen, nicht eingehalten, wiewohl ich den verlangten hohen Preis akzeptierte.

Eigentlich hat man in Konstantinopel schon die Gelegenheit, den asiatischen Boden zu betreten, weil ja alle Stadtteile auf der Ostseite des Bosporus zu Asien gehören, so Skutari und auch Kadikoe, in welchem die Majorität der Armenier wohnt. Als wirklicher Ausflug nach Asien aber gilt die Fahrt nach Brussa. Das Piano (die Ebene) von Brussa ähnelt sehr der Ebene von Sorrent, nur daß sie nur mit einer kleinen Linie ans Meer stößt. Brussa hat noch heute den Charakter einer früheren Residenz der Sultane vor der Eroberung von Konstantinopel. Seine Moscheen gehören zu den prachtvollsten. Bevor England nach den Präliminarien von San Stefano die für die Türken günstigen Friedensbedingungen erzwang, waren die offiziellen Kreise Konstantinopels schon darauf vorbereitet, die Residenz wieder nach Brussa zu verlegen. Die Stadt ist sehr industriereich, besonders in der Anfertigung von Seidenstoffen, und der Markt sehr belebt. Eine Eigen-

tümlichkeit von Brussa ist, daß man in den Fabriken türkische Frauen unverschleiert sehen kann, ohne daß man sagen kann, daß dies ein besonderer Genuß sei. Brussa ist auch eine sehr berühmte Heilstätte als Schwefeltherme.

Ein kleines Abenteuer, dem ich und mein russischer Freund, der die Reise nach Brussa mitgemacht hatte, begegneten, sei hier mitgeteilt. Auf der Höhe einer Talstufe sahen wir ein großes Gebäude mit einem Riesenhofe und ich vermutete, daß dieser Hof eine Terrasse mit weiter Übersicht über die ganze Ebene sei. Bei dem Tore stand ein etwas unordentlich gekleideter Türke in Zivil. Wir machten ihm Zeichen ob man eintreten könne und er winkte uns heran. Als ich neben ihm stand, sagte ich zu meinem Freunde auf russisch, der Mann habe einen serbischen Kopf. Er sagte nun auf serbisch, daß er der Sohn eines Begs aus Bosnien wäre und daß er als Kapitän für die Türkei optiert habe. Da er aus meinem anatomischen Erraten mich als Arzt ansah, so konsultierte er mich sogleich und ich ließ ihm ein Rezept mit Diachylumpflaster zurück.

Ich will bei dieser Gelegenheit eine interessante analoge Episode, die den Musiker Mascagni betrifft, erzählen. Dieser Kompositeur dirigierte einmal in Wien im Carltheater. In der Zwischenpause frug mich der geniale Hofphotograph Löwy, ob mir am Kopfe Mascagnis nichts aufgefallen sei. Ich sagte ihm, es sei mir interessant zu hören, was er bemerkt habe. Der geniale Photograph sagte, daß der Autor der »Cavalleria rusticana« einen kroatischen Kopf habe. Mir fiel natürlich dasselbe auf und ich konnte dann Löwy die Aufklärung geben, daß in Kalabrien Hunderttausende von Individuen existieren, die Abkömmlinge südslawischer Flüchtlinge von der Adria her sind. So ausgesprochen charakteristisch ist der südslawische Schädel.

Auch mein russischer Freund machte eine wichtige Entdeckung und Eroberung bei Brussa. In einer Bauernwirtschaft, die zugleich eine Art Restaurant ist, entdeckte er, der ein großer Liebhaber von Hühnerzucht war, eine Spezies, für die er seit Jahren Exemplare auch gegen hohes Angebot nicht finden konnte. Hier konnte er um einen ziemlich geringen Preis zwei Prachtpaare erstehen, die er auch glücklich von Konstantinopel nach Wien und von dort nach Moskau beförderte.

Die große Künstlerin Geschichte hat ein Stück des Bildes aus dem alten Byzanz in Konstantinopel zurückbehalten. Idyllische,

ländliche Ruhe herrscht vor diesen alten Mauern mit den Resten des Palastes des Belisar und den alten byzantinischen Fresken in einer Moschee, welche die Türken als Revenue benutzen.

Unwillkürlich drängt sich jedem die Frage auf: Was soll aus dieser merkwürdigen Stadt werden, deren Besitz reichsmehrend oder durch Herausforderung zu ihrer Besitznahme reichszerstörend wirkt?

Die Türkenherrschaft auf dem Balkan ward ermöglicht und erleichtert durch den gegenseitigen Haß der verschiedenen Rassen und Religionsgenossenschaften. Heute wird sie immer unmöglicher. Der Türke besitzt keine assimilatorische staatliche Kraft und keine Begabung für eine rationelle Verwaltung. Es ist vielleicht schade, daß die Türken, die bereits entschlossen waren, das Sultanat wieder nach Brussa zu verlegen, wieder in Konstantinopel zurückgehalten wurden.

Der Besitz von Konstantinopel würde keiner Großmacht Nutzen bringen. Es würde durch seine historisch bewährte Aufsaugungskraft bald das betreffende Reich desäquilibrieren. Was würde zum Beispiel aus Petersburg und Moskau werden, wenn Konstantinopel russisch würde. Welchen Einfluß würden Griechen und Armenier gewinnen und wieviel würden Groß- und Kleinrussen an Einfluß und Macht verlieren! Eine andere Großmacht ist im Besitze Konstantinopels kaum denkbar und ebensowenig eine der Kleinmächte des Balkans. Die Zusammensetzung der Bevölkerung Konstantinopels aus Türken, Armeniern und Griechen würde schon die Herrschaft einer griechischen oder slawischen Kleinmacht unmöglich machen. Ein Großstadtstaat dürfte jene Form sein, welche unter Garantie der Friedensliebe der europäischen Bevölkerung die Aufgabe lösen könnte, die in sich auf die Dauer unmögliche türkische Herrschaft zu beseitigen, ohne die Türken, welche nach vielfacher Aussage den ethisch besten Kern der Bevölkerung ausmachen, zu schädigen und zu kränken. Die Dardanellenfrage würde dann südlich verschoben sein.

Von Konstantinopel ging es durch die Dardanellen nach Athen. Auf der Fahrt konnte man die durch die Leistungen von Dr. Schliemann wieder lebendig gewordenen Stellen aus der Zeit Homers von weitem betrachten und dann ging die Fahrt zwischen Kontinent und langen Inseln nicht nur bis zum Piräus, sondern auf der anderen Seite eigentlich bis nahe an Triest.

Die kulturellen Genüsse zu schildern, welche Athen bietet, ist nicht meine Aufgabe. Die Akropolis mit dem Erechtheion, der

Theseustempel, die zahllosen künstlerischen Grabdenkmale und die Schätze des Museums sind überwältigend. Die Landschaft ist enttäuschend; vieles, was in den Tagen der Blüte des alten Athen das Auge entzückte, ist verkarstet und ein gelber Staub färbt wohl die heutige Landschaft ganz anders als in den Tagen, in denen Sophokles die Gemüter erschütterte und Aristophanes das Volk über die tiefsinnigen und oft tollen Einfälle der Philosophen lachen machte.

Ein Enthusiasmus, der gewöhnlich bei akademisch gebildeten Reisenden vorausgesetzt wird, fehlte mir, der für Sokrates und Plato; das Interesse für diese Schule fängt bei mir erst bei Aristoteles an. Für mich ist Sokrates ein Rabulist und Sophist, von dem eigentlich kein bedeutsamer Gedanke ausging. Seine Lehre, daß die Einsicht die wichtigste Quelle der Tugend sei, ist eine grundfalsche, da die ethischen Eigenschaften vorwaltend von den Gefühlen abhängen, und seine Lehre von der persönlichen Glückseligkeit hat so wenig als möglich mit einem edlen Gemeinsinn zu tun. Seine persönliche Häßlichkeit und sein Zynismus stehen mit dem adligen Bilde von der äußeren Form und dem Benehmen eines Hellenen im Widerspruch. Seine offene Bekennung zur sexuellen Perversität hat ihn in unseren Tagen geradezu zum Förderer dieses ekligen Lasters gemacht.

Scheint Sokrates für geistvolle junge Leute faszinierend gewesen zu sein, so war es Plato gewiß für die meisten Menschen. Gewiß ist auch der geschriebene Plato eine Anziehung ersten Ranges. Vor allem die meisterhaft geübte Dialog- und die pikante Pamphletform. Mit aristokratischem Hochmute sah er auf jene Gelehrte herab, die sich durch ihr Lehren ihr Brot verdienten und verewigte die beleidigende Bezeichnung derselben als Sophisten. Den fundamentalen Gedanken der Hedoniker, welche für das ethische Leben das Gefühlsleben in Anspruch nahmen, machte er sich zu eigen, verschwieg aber die Quelle dieses wichtigen Fortschrittes gegenüber der Lehre von Sokrates, obwohl er mit dem Haupte der Hedoniker sogar persönlich bekannt sein mußte. Dafür setzte er eine Reihe der zeitgenössischen Denker herab, und Plato ist so der Gründer der akademischen Cliquenkorruption geworden, die auf der Ignorierung oder auf Entstellung fremder Verdienste beruht. Er war auf dem Höhenpunkte seines Lebens, als er den Satz aufstellte: An die Spitze des Staates gehören Philosophen, und zwar solche, die Knabenliebe treiben. Und im Alter höchster menschlicher Weisheit

verlangte Plato Verfolgung der Freidenker, und zwar soll der Todesstrafe Tortur vorausgehen! Dabei war zum Beispiel der Satz, daß Himmelskörper Götter seien, für ihn ein Glaubensartikel! Für die größte Leistung der griechischen Denker, die Lehre von den Atomen und der ewigen Bewegung, die wir Leukipp und Demokrit verdanken, hatte er, wie es scheint, gar kein Verständnis, aber für all den Unsinn der Seelenwanderung und der Zahlenkabbala. Der Haß, den Plato gegen die größten Künstler seines Volkes, die Poeten, die Maler, Plastiker, zeigte, können doch nur bei einem Hellenen als intellektuelle und sittliche Perversität angesehen werden. Aristokratischer Hochmut gegen »Handwerk« und »Handwerker« war nur die eine Quelle dieser Perversität.

Das hohe künstlerische und sprachliche Interesse der Schriften Platos erklärt, aber rechtfertigt nicht die hohe Stellung, die man ihm als Denker einräumt. Diese Hochschätzung war immer ein Unglück. Wenn auf Grund wissenschaftlichen Fortschrittes eine neue Weltanschauung sich bildete und die herrschenden Legenden an den Wurzeln packte, dann traten zaghafte, nebelbedürftige »Neuplatoniker« auf, welche das Rad der Kultur wieder nach rückwärts drehten.

Es war übrigens gewiß eine Hauptschuld von Sokrates und Plato, daß die professionellen Denker sich bald so ausschließlich mit der Frage der persönlichen Glückseligkeit beschäftigten und dabei der hellenische Altruismus in Trümmer ging. Ein von seinen Denkern so abseits vom öffentlichen Leben abgelenktes Volk mußte bald seine Selbständigkeit verlieren.

Merkwürdig war übrigens, wie wenig eigentlich dieses große Volk an echtem Nationalgefühl besaß. Nur den Nichtgriechen gegenüber besaß es ein Hochmutsgefühl, vermöge dessen es alle anderen Völker, selbst Ägypter, für Barbaren hielt.

Trotz gemeinschaftlicher Literatur, welche aber nicht so einheitlich verbreitet gewesen zu sein schien, als es uns heute erscheint, trotz gemeinschaftlicher Heiligtümer, deren inneres Ansehen für die herrschenden und gebildeten Kreise wohl frühzeitig an wirklichem Effekte viel gelitten hatte, und trotz der gemeinschaftlichen Feste und Wettspiele schlachteten sich die Hellenen in den Bundeskriegen und inneren Parteikämpfen unerbittlich ab und das Nationalgefühl dürfte erst nach Untergang der politischen Selbständigkeit recht gewachsen sein.

Das rege Zusammengehörigkeitsgefühl der modernen Griechen

zur Hebung des jungen, neugebildeten Staates hat im alten Hellas nicht existiert. Doch war das heutige Königreich beim Ausbruche des Freiheitskrieges nicht eigentlich der Sitz des modernen Hellenentums. Die eigentlichen Nachkommen der alten Hellenen sind über die Inseln, über die türkischen Städte in Europa und Kleinasien und in zahlreichen, besonders in den größeren Emporien Europas zerstreut. Diejenigen, welche für die Befreiung Griechenlands kämpften, waren wohl vorwaltend Albanesen, und zu den Schwächen der Freiheitskämpfer gehörte die Vorliebe fürs Räuberhandwerk zur See und zu Lande. Das, was man in Europa für griechische Nationaltracht hält, ist albanesisch und man braucht nicht weit von Athen zu reisen, um auf diese albanesische Tracht bei der Bevölkerung zu stoßen. Heute sind die Nachkommen dieser freiheitsliebenden Nation nach modernem Nationalbegriff echte Griechen und, wie man in Athen sagt, sind die Häuser vieler dieser echt gewordenen Griechen mit dem Erlöse von gefälschten griechischen Altertümern erbaut.

Von den Ausflügen in der Umgebung von Athen ist wohl jener auf die Spitze des Pentelikon am lohnendsten. Die Aussicht umfaßt fast ganz Griechenland. Durch den atheniensischen Freund (Protopoulos) hatte der Unterrichtsminister von diesem Ausflug erfahren und hatte an den Abt des Klosters Penteli den Auftrag gegeben, mich, den atheniensischen Freund und den russischen Begleiter (Otto v. Wogau aus Moskau) gastlich aufzunehmen. Wir kamen erst um Mitternacht an die Pforte des Klosters; der Abt empfing uns selbst, wies uns unsere Schlafstätten an und leistete alle jenen kleinen Dienste, die im Hotel vom Hausknechte und vom Stubenmädchen gemacht werden. Des anderen Morgens brachen wir vom Kloster zeitlich auf, um die Spitze zu erreichen. Kaum waren wir dort gelagert, um ein reichliches, von Athen mitgebrachtes Goûter zu genießen, als auch der Abt zu Pferde ankam. Die merkwürdigen Kletterkünste dieses Pferdchens des Pentelikon habe ich nur noch in Korfu beobachten können. In Verlegenheit setzte es uns, wie wir für die Gastfreundschaft dankbar sein sollten. Wir hatten außer dem Abt keine einzige Person zu Gesicht bekommen. Ich gab dem Abt ein Zwanzigfrankstück zur Verteilung an die Dienstboten. Meinen russischen Freund, der den Abt wegen seines abgelegenen Aufenthaltes bedauerte, beruhigte ich damit, daß das Kloster nach meiner Schätzung durch seine Marmorbrüche, durch Weinbau und Harzgewinnung ein Einkommen von etwa 120.000 Frank habe und daß ich überzeugt sei, daß der betreffende Einsiedler wahr-

scheinlich die schönste Maitresse in Athen habe. Sowohl meine Schätzung des Einkommens als der letztere Umstand wurden mir, ich weiß nicht, mit welcher dokumentarischen Sicherheit, bestätigt. Herr Wogau — ein Protestant — versprach dem Abt ein Heiligenbild, vom Erzbischof von Moskau geweiht für die Klosterkirche. Er hat Wort gehalten und soviel ich weiß, stehen — er selbst und meine Person als Schenkende auf dem Bilde verzeichnet. In der Zeit, als das Bild in Griechenland ankam, hörte ich aus Athen, daß der Abt von der Regierung wegen nichtkorrekter Verwaltung abgesetzt worden war.

Zu der Zeit meiner damaligen Reise war die Meerenge von Korinth noch nicht durchstochen und wir übersetzten dieselbe zu Wagen, um mit einem kleinen griechischen Dampfer über Patras nach Korfu zu fahren. Die Bucht von Korinth oder eigentlich von Patras mit den hohen Felswänden als Rand gehört zu den majestätischesten Marinebildern Europas und hat eine große Ähnlichkeit mit der Bucht von Cattaro. In Patras wollte ich mit meinem russischen Freunde zeitlich zu Bette gehen, als zwei Ärzte aus der Stadt eintraten. Ein Kollege aus Athen hatte an die Herren meine Ankunft telegraphiert. Der eine Kollege wollte mich wegen seiner Tochter konsultieren und der andere begrüßte mich als seinen früheren Lehrer. Nachdem ich dem Vater der Kranken Genüge geleistet hatte, luden mich beide Kollegen ein, in einem benachbarten Hotel auf dem Lande mit ihnen einen Tee zu trinken. Ich ging in die Falle. Auf dem Korridor dieses Hotels waren so viele Kranke angesammelt, daß die Absolvierung dieser Konsultationen von 10 Uhr abends bis 2 Uhr nachts dauerte.

Die Fahrt des anderen Tages gestaltete sich besonders lebhaft und farbenreich, da sich auf dem Schiffe ein neuernannter Bischof von Zante befand, um seinen neuen Bestimmungsort zu erreichen. Sehr bewegt und malerisch war dann auch das Hafenbild der genannten Stadt und wir landeten noch am selben Tage im Hafen von Korfu.

Es gibt wohl nicht leicht eine Insel, von deren Form man sich so schwer — ohne Hilfenahme einer Karte — einen Begriff macht wie von Korfu, und schon deshalb beschloß ich, jedenfalls den Ausflug auf die höchste Spitze von Korfu, den Monte Salvatore, zu machen. Wir mußten mit einem kleinen Segelschiffe die große Bucht unter der Leitung eines Führers durchqueren; ich in Begleitung

meines russischen Freundes und seines Dieners, eines echten Wiener »Früchtels«. Der Blick von oben zeigt nicht nur die Gestalt der Insel, sondern durchquert die Adria von den höchsten entfernten albanischen Bergen bis an die Küste von Brindisi. Die Rückfahrt gestaltete sich sehr romantisch. Als unser Segelboot ins Bereich der hohen See kam, trat ein bedeutendes Schwanken des Bootes ein und des russischen Freundes und seines Wiener Dieners bemächtigte sich eine kolossale Angst und Aufregung. Es blieb nichts übrig, als an einer sehr unwirtlichen Stelle des Ufers zu landen und zu versuchen, durch Busch und Wald den ungeheuren Landweg um die Bucht herum zurückzulegen. Der Führer fuhr mit dem Boote an die Stadt zurück, um uns einen Wagen entgegenzuschicken. Als wir bereits an dem anderen Ufer der Bucht ankamen und der hohe Seegang sich nicht mehr so geltend machte, entschlossen sich meine zwei Wiener Begleiter, sich doch einem schwerfälligen Ruderboote anzuvertrauen, bis der Wagen sichtbar wurde, der uns ins Hotel brachte.

Das Achilleion existierte damals noch nicht, aber die schöne Bucht, in der es später entstand, besichtigten wir wegen des landschaftlichen Interesses. Da ich auf Korfu einen Patienten hatte, an dem ich im Winter vorher eine sogenannte Wunderkur gemacht hatte, wurde ich in Korfu viel mit Konsultationen belästigt. Ich erfuhr, daß sogar zur Zeit meiner Abfahrt noch am Landungsplatze eine Menge Patienten wartete und ich machte daher mit einem Boote einen großen Umweg, um das weit draußen ankernde Dampfboot zu erreichen. Nur eine Korfuerin konnte ich nicht überlisten; sie kam mir aufs Dampfboot nach, erzählte mir von ihren 15 Geburten und ihren Nerven, und ich mußte ihr etwas verschreiben.

Eines der schönsten Schauspiele bietet wohl die Osterfeier in Korfu. Es erscheinen von dem benachbarten Festlande und den benachbarten Inseln die Männer und besonders die Frauen in kostbarsten und schönsten Nationalkostümen. Die Kostüme sind natürlich in der Familie erblich und repräsentieren geradezu ein Vermögen.

In Korfu trennte sich mein russischer Freund, der die längere Adriafahrt fürchtete und nach Brindisi übersetzte, von mir. Die Fahrt von Korfu ab war eine ziemlich stürmische und bei der Table d'hote, die etwa $1^1/_2$ Stunden nach der Ausfahrt stattfand, fanden sich nur mehr vier Engländer ein. Auch diese zogen sich bald zurück und ich ging allein auf dem Verdeck, meine Virginia rauchend, auf und ab. Da kam ein kleiner Herr auf mich zu — es war der Schiffsarzt —

und fragte mich, ob ich ein Österreicher sei, weil ich Virginia rauchte, und wunderte sich, daß ich bei dieser bewegten See so wenig angegriffen sei, obwohl der betreffende Dampfer ein unangenehmer Roller war.

Denkt man sich das Schiff stehend, so gleicht die Fahrt einer Wandeldekoration, bei der eine lange Insel nach der anderen vorbeigeschoben wird. Bei der Fahrt von Korfu nach Triest fährt das Schiff meerwärts von den Inseln; bei der dalmatinischen Küstenfahrt, die ich später einmal unternahm, zwischen den Inseln und dem Lande. Letztere Fahrt wird dadurch natürlich malerischer.

X. Eine nordische Reise.

Es ist ein natürliches Bedürfnis jedes gebildeten Menschen, die Schönheiten und Eigenheiten fremder Städte und Länder aufzusuchen, um dieselben kennen zu lernen und zu genießen. Es ist aber wenig Bedürfnis vorhanden, daß man allgemein erfährt, daß der einzelne Soundso auch dies und jenes gesehen und genossen habe. Das Interesse an einer Reisebeschreibung in bekannten Regionen und Orten kann nur erwachen, wenn infolge einer eigenartigen Assoziation von Vorkommnissen, Erscheinungen und Betrachtungen ein neuer oder wenigstens ein nicht allgemein geteilter Gesichtspunkt oder eine spezielle Erfahrung zum Vorscheine kommt.

Aus diesem Grunde werde ich auch hier nicht umstilisierten Baedeker schreiben, sondern einzelne Gesichtspunkte hervorheben.

Nach Lübeck zog mich zunächst das berühmte Altarbild Memlings, dessen Figuren in größeren Dimensionen gehalten sind als in den meisten anderen Werken dieses Meisters, ferner überhaupt die alte Hansastadt mit ihren Denkwürdigkeiten und — ihrem berühmten Ratskeller!

Von Bremen ging's nach Hamburg, dessen Hafen mir natürlich sehr imponierte, da er so verschieden von anderen großen derartigen Anlagen, zum Beispiel von jenem von Liverpool, ist. Die »Elbeschweiz« überraschte mich durch ihre landschaftliche Schönheit. Etwas erregte im Kunstgewerbemuseum meine besondere Aufmerksamkeit und dieser Eindruck war der maßgebende für die ganze Reise. Ich habe mir die Hamburger und ihre Nachbarn als sehr nüchterne Menschen vorgestellt. Der feine Geschmack in den Wiegen, Möbeln und Öfen etc. überraschten mich und ich sah ein, daß mein Vorurteil einer geringen schönheitssinnigen Anlage des »Nordens« ein unbegründetes war. Dieser Eindruck wurde

außerordentlich im Taulerschen Museum in Kiel vertieft. Da erkannte ich, daß im Norden Deutschlands und wahrscheinlichst ringsherum um die Ost- und Nordsee bis weit zurück in der Geschichte ein hoher Kunstsinn und eine bedeutsame künstlerische Produktion besonders in der Holzschneidekunst existierten. Es ward mir dadurch klar und immer klarer, daß die Völker um die Ost- und Nordsee eigentlich zueinander gehören, die Holsteiner, die Skandinavier, die Holländer, die Hanseaten etc., und daß eigentlich die aus denselben Wurzeln hervorgegangenen verschiedenen Schriftsprachen und weiters historische Ereignisse mehr zur Trennung beigetragen haben als physische und psychische Eigenschaften. Es ist wohl kein Zufall, daß Kiel eines der schönsten Siegesdenkmale besitzt. Wenn auf einmal in einem großen Reiche eine Reihe Denkmale, dieselben Ereignisse, Personen, Tendenzen und Empfindungen umfassend, entsteht, so herrscht viel und oft häßliche Schablone und nur wenige erreichen ein höheres Niveau. Das Niederwalddenkmal hat eine flammende, von Nationalbewußtsein durchdrungene Kunst geboren; das Kieler Denkmal drückt in glücklichster Weise die Teilnahme der Volksseele an dem großen nationalen Ereignisse aus, indem es in einer Reihe von Reliefs den Auszug in den Krieg und die Heimkehr der Männer aus dem Volke aus demselben darstellt.

Das gesamte Stadtbild Kiels ist wohl eines der originellsten in Europa. Auf der einen Seite das idyllische Universitätscottageviertel, auf der anderen Seite der große Kriegshafen mit seinen mächtigen marinetechnischen Anlagen.

Auch in Kopenhagen beherrschte mich wieder der Eindruck des frühzeitig entwickelten dekorativen Geschmackes und der bildnerischen Kraft der nordischen Völker. So hatte ich den Eindruck, daß die Stein- und Bronzewerkzeuge nirgends so geziert und künstlerisch bearbeitet wurden als von den dänischen Ureinwohnern. Jetzt war mir die Erscheinung Thorwaldsens klar. Der durchschnittlich gebildete Europäer kennt von nordischen Bildhauern nur Thorwaldsen. Von Hamburg über Kiel nach Kopenhagen wurde es mir wieder klar, daß es in der Kultur- und Kunstgeschichte keine erratischen Blöcke gibt und daß Spitzen immer nur Hervorragungen aus Erhebungen sind. Im Jacobsonschen Museum lernt man weiters den Sinn der Dänen für die hohe Plastik kennen.

Kopenhagen ist vielleicht die interessanteste Theaterstadt

Europas, weil dort außer der heimischen Literatur französische, englische und deutsche klassische Stücke auf dem Repertoire sind. Selbst das Pimperltheater Kopenhagens, eine Liebhaberei der Kopenhagener, ist wohl eines der bedeutendsten in Europa.

Ebenso wie in Kopenhagen war es wieder in Stockholm die Plastik, die mein größtes Interesse erregte. Dort lernte ich Jan Sergel, den großen Zeitgenossen Thorwaldsens, kennen, der für mich nahezu der größte Bildhauer seit der Antike ist und dessen Name mir sonderbarerweise ganz neu war. Ich habe seitdem die Erfahrung gemacht, wie wenigen Gebildeten außerhalb Schwedens dieser Name bekannt ist. Meine Bewunderung haben eigentlich nur seine antiken Themata, seine Büsten und Porträtreliefs erregt. Seine Staatsdenkmale ließen mich kalt. Offenbar ist ihm die ästhetische Überwindung des Kostüms nicht gelungen und dadurch seine Phantasie abgeschwächt worden.

Wer noch weiß, wie blühend in Britannien die Plastik ist, wer das Albert-Memorial in London, das Walter Scott-Denkmal in Edinburgh, das O'Connel-Denkmal in Dublin, die gewaltige Knox-Statue in Glasgow, die »schönen« Brunnen von England kennt, der weiß, daß es ein Irrtum ist, wenn man im Durchschnitte glaubt, nur in Italien und allenfalls in Frankreich und in Belgien und Spanien etc. allein Blüten der Plastik zu suchen und zu finden.

Der Sieg über die Kostümfrage ist die Hauptfrage des Sieges einer modernen Plastik außerhalb des »Genres«. Nackte Figuren sind das Ideal des Plastikers, das aber an unserem oft sehr »kalten« Kunstbedürfnisse scheitert. Antike Auskleidung moderner Personen ist doch eine unhaltbare Suggestion. Und doch muß die künstlerische Phantasie über die Schwierigkeit wegkommen.

Ich war auch im höchsten Grade überrascht, vor dem Museum in Liverpool die Reiterstatuen der Königin Viktoria und des Prinzgemahls in moderner Tracht von Thornycroft zu sehen. Das Gelingen der weiblichen Statue war gerade nicht so verwunderlich. Das lange Reitkleid und ein kokettes Jägerhütchen benahm dem Kostüm alles Unmalerische. Aber die männliche Statue im damaligen Straßenanzuge mit Zylinder! Zum Glücke grüßte der höfliche Prinzgemahl gerade und hatte den Zylinder, der übrigens eine ungewöhnlich geschmacklose Form hat, nicht auf dem Kopfe und das ganze andere Habit ist so angeordnet und der Haltung des Körpers angemessen, daß es nicht störte.

Ganz besonders glücklich hat Folley in Dublin in seinem großartigen O'Connel-Monument und in einer Reihe historischer Statuen aus verschiedenen Epochen die Kostümfrage ästhetisch überwunden.

In Italien begegnet man namentlich auf den Friedhöfen gelungensten Versuchen, besonders das moderne weibliche Kostüm monumentfähig zu machen. Freilich kam der Geschmack der Frauenwelt und der Kleiderkünstler hier der Kunst entgegen, da die Frauen der reicheren Stände jetzt nicht mehr »Kleider«, sondern »Kostüme« tragen. Darum haben auch die Maler die ästhetische Schwierigkeit des weiblichen Kostüms früher überwunden als die Plastiker.

Auch das Männerkostüm bereitet dem echten Künstler keine Schwierigkeit mehr, wenn er es versteht, dem modernen Kleide eine bestimmte Wendung zu geben. In einer Schneiderausstellung, die beiläufig vor 60 Jahren in Wien stattfand, wurde ein Frack als »Gedicht« gerühmt; ein echter Künstler muß jedem Rocke die Prosa rauben können. Ich erinnere an die reizende Büste des Landschafters Schindler im Wiener Stadtpark.

So wird eine moderne Plastik vor allem die Symbole los werden.

In den naiven Kulturepochen und selbst in dem Gehirne Platos und seiner Zeitgenossen waren Begriffe und Ideen lebende Wesen und daher die Symbolik selbstverständlich. Heute ist Symbolik Onanie, die Künstler und Publikum infolge von gekünstelter Erziehung für Zeugung halten. Die widersinnige antike Maskerade wird schwinden und mit Hilfe der künstlerischen Umbildung von Formen und Ideen wird eine lebendige, uns direkt ansprechende Plastik entstehen, die der modernen Denk- und Gefühlsweise entspricht.

Bei der Anwesenheit in Stockholm, im Verkehre mit Kollegen, die ich bereits 30 Jahre früher kannte, fiel mir der enorme Sittenunterschied Skandinaviens gegen früher auf. Bei uns waren die Skandinavier wegen der außerordentlichen Exzesse und ihrer Toleranz bei Trinkbacchanalien bekannt. Ich will ein eigenes Erlebnis schildern, das in die Mitte der 60er Jahre fällt. Damals gab es im Sommer an Samstagabenden Tanzkränzchen bei Dommayer in Hietzing, die von Studenten arrangiert und von akademischen Kreisen besucht wurden. Ich als eifriger Tänzer

fehlte selten. Einst lud ich einige Hörer ein, sich ebenfalls einzufinden. Es kamen einige Schweden, einige Finnländer und ein Straßburger, ein Deutscher, aber offiziell geographisch noch ein Franzose. Diese Gesellschaft tanzte nicht, sondern trank die ganze Nacht, bis wir bei hellem Morgen in die Stadt fuhren. Beim Auseinandergehen wurde eine Zusammenkunft in einer Weinstube für 10 Uhr morgens verabredet, der ich natürlich fernblieb. Von dort wanderte die Gesellschaft um 4 Uhr nachmittags in eine andere Weinstube. Dort entstand ein politischer Streit zwischen den Schweden und Finnländern und die Gesellschaft stob auseinander. Da die Herren nahe aneinander wohnten, vereinigte sie der Straßburger zu einem schwedischen »Versöhnungspunsch« im Studentencafé »Schwab« und dann gingen sie in ein Ballokal, wo sie bis zum Montagmorgen zechten, um pünktlich in der frühesten Vortragsstunde bei Hebra — um 7 Uhr früh — zu erscheinen.

Die stramme Abstinenzbewegung in Schweden hat viel zur Sanierung, und zwar natürlich nicht nur in physischer und ökonomischer, sondern auch in geistiger und sittlicher Richtung, beigetragen. Eine Volksbewegung muß immer ins Extreme gehen, wenn sie wirksam sein soll; Klugheit und Weisheit sind Sache einzelner und diese unterliegen leicht, wenn es sich um Leidenschaft oder eingewurzelte Gewohnheit handelt. Deshalb muß man oft extreme Bewegungen gegen seine eigene bessere Überzeugung unterstützen.

Lustiger war ein russisches Gelage, das ich im Jahre 1871 mitmachte. Eine Reihe russischer Kursisten lud mich zu einem Abschiedssouper ins Grand Hotel ein. Die Libationen hatten einen hohen Grad erreicht, als ich einen Toast auf die russischen Frauen ausbrachte. Beim »Entgegenkommen« auf das Zutrinken verlor ich fast das Bewußtsein. Ein erfahrener Meister unter den Schülern schaffte mich in ein anderes Gemach, rieb dort meinen Rücken mit Eis und ich wurde wieder nüchtern. Wir gingen bald — es war natürlich nach Mitternacht — auseinander.

Schon ziemlich früh am Vormittage erschien einer der Herren, um sich bei meiner jungen Frau nach meinem Wohlsein zu erkundigen. Meine Frau erklärte, sie wisse nichts; ich sei sehr spät gekommen und zeitlich früh zu Kranken übers Land gefahren. Dann kam ein zweiter Zechgenosse, klagend, er habe im Restaurant die Photographie seiner Braut verloren und die Kellner wollen sie nicht ausfolgen. Ich tröstete den Mann; mir würde dieselbe nicht vor-

enthalten werden. Am zweiten Tage erfolgte erst die Tragikomik des Gelages. Ein lebhafter Moskauer, der wegen der Lebhaftigkeit seines Temperaments für einen Neapolitaner gelten konnt, erscheint ganz bestürzt und erzählt, er sei gestern den ganzen Tag nicht zum Bewußtsein gekommen und als er heute in der Frühe erwachte, habe ihm seine eifersüchtige Frau eine weibliche Photographie gezeigt. Er wisse nicht, was er in seinem weinseligen Zustande angestellt habe. Die Sache war bald aufgeklärt. Nach meinem Toast auf die Frauen kamen die beiden Herren in hitzigen Streit und forderten sich. Der eine gab statt seiner Visitkarte die Photographie seiner Braut her und der andere nahm sie als Visitkarte in Empfang.

Nestroy hatte damals dieses Doppelbewußtsein eines Alkoholikers in einer Posse: »Der Mord in der Kohlmessergasse« auf die Bühne gebracht.

An die Geschichte dieser zwei Gelage will ich eine kleine heitere Episode aus meiner zweiten Berliner Reise (1868) anreihen, die für einen Lustspieldichter wie geschaffen ist. Ich wohnte einer Sitzung der neurologisch-psychiatrischen Gesellschaft bei und wir gingen dann soupieren. Es befand sich Westphal mit einer ganzen Schar der hervorragenden jüngeren Psychiater darunter, weiters Moritz Meyer und Professor Valentiner, dem sich dessen Bruder, ein Staatsanwalt, angeschlossen hatte. Damals hatte in Berlin ein Prozeß stattgefunden, der die Namen der betroffenen Hauptpersonen in ganz Deutschland bekannt machte. Es handelte sich um ein Attentat eines eifersüchtigen Studenten auf seine leichtfertige Geliebte, namens Emma Knutsch. Nach dem Souper wurde der Vorschlag gemacht, in ein Nachtlokal — Diables rouges — zu gehen. Dasselbe führte den Namen, weil einzelne Dämchen als Satanellas kostümiert waren. Unter diesen Satanellas befand sich auch besagte Knutsch. Valentiner war Staatsanwalt im Prozesse gewesen. Das Dämchen stürzte auf ihn zu und erriet sofort, daß ich ein Fremder sei und trieb mir nach Alt-Berliner Weise, die wahrscheinlich seit der Schlacht von Sedan verloren ging, meinen neuen Zylinder ein und nach Alt-Berliner Kavaliersitte sehenkte ich ihr für diese Aufmerksamkeit einen Taler. Als mir bei meiner Rückkehr nach Wien meine Frau Vorwürfe machte, daß ich wieder bei »unvorsichtigem« Einsteigen in einen Wagen den Hut verunglimpft hätte, sagte ich ihr, daß im Gegenteil der Einbug von der Emma Knutsch herrühre und mich einen Taler kostete. Ich erzählte alle Nebenumstände und nannte unter der Gesellschaft in erster Linie den Namen Moritz

Meyers. Meine Frau machte sich nun die sonderbarsten Vorstellungen von der Lumpennatur der Berliner Gelehrten. Im nächsten Sommer kam Freund Meyer mit seiner Frau nach Wien. Meine Frau wohnte auf dem Lande in der nächsten Nähe der Stadt, und ich sendete sofort einen Boten mit der Nachricht, daß das Ehepaar Meyer heute abend unsere Gäste sein werden. Meyer selbst erzählte ich, welche Vorstellung meine Frau von ihm habe. Es war äußerst ergötzlich, das verblüffte Gesicht zu sehen, als meiner Frau der hochgewachsene Geheime Sanitätsrat mit seiner etwas steifen Geheimratsgestalt, mit seinem gescheiten Gesichte und einem leichten höhnischen Lächeln gegenübertrat. Seit der Zeit hatte sie von den Berliner »Hallodris« *) eine andere Meinung, und sie fürchtete für meine Tugend in dieser Gesellschaft nichts mehr.

Meine Frau trug lange ein großes Bündel von Wiener Vorurteilen, die ich als Vorstadtvorurteile zu bezeichnen pflegte, mit sich herum, und diese Vorurteile waren ja vielfach im damaligen Wien noch antiberlinerisch. Echte Altberliniaden machten ihr daher viel Freude, so zum Beispiel, daß ein junger Berliner Kollege, der später eine hervorragende Stellung in seinem Fache einnahm, an einem einzigen Sonntage, den er mit uns und einem holländischen Ehepaare zubrachte, sich die zwei Aussprüche leistete: In Berlin gebe es die größten Maikäfer und die besten Heringe der Welt!!

Möge der Leser das abseits liegende Schlußgeplauder der »nordischen Reise« entschuldigen. In der Erinnerung laufen oft ganz sonderbare Assoziationen ab.

---

*) So nennt man in Wien die Menschen, die viel »Allotria« treiben.

XI. Eine spanische Reise.

Ende April 1889 eilte ich nach Paris, um mein Ausstellungsobjekt — meinen kraniometrischen Apparat — in Position zu bringen. Zu meinem Entsetzen bemerkte ich, daß nicht einmal der Fußboden des Palais der Exposition retrospective fertig und daß es unmöglich sei, bei der allgemeinen Warenstauung zu eruieren, wo mein Ausstellungsobjekt sich befinde. Ich entschloß mich rasch, die Zwischenzeit zu benutzen, um Spanien kennen zu lernen. Noch an demselben Abend fuhr ich mit dem »letzten Billett« mit dem berühmten London—Lissabon-Expreß nach Madrid. Leider fiel bei der Hin- und Rückfahrt der interessanteste Teil der Reise, nämlich Nordspanien mit den Pyrenäen, in die Schlafenszeit. Ich hatte ein französisches Reisehandbuch, da, wie ich glaube, damals kein »Baedeker« für Spanien existierte oder wenigstens in Paris nicht erhältlich war. Da die französische Touristenliteratur nicht auf der Höhe der deutschen steht, so ist dies schon an und für sich ein Nachteil. Ich nahm, wie es scheint, in dem damals einzigen internationalen Hotel Madrids Quartier, was den Vorteil hatte, daß ich die in Madrid lebenden Österreicher, respektive Wiener bei der Table d'hote kennen lernte. Dies ist in Spanien um so wertvoller, als meine Naivität, daß man mit der Kenntnis der französischen, italienischen und englischen Sprache nicht in Verlegenheit kommen könne, sich geradezu als grotesk herausstellte, und zwar da, wie ich im vorhinein bemerken will, man auf eine ganze Fakultät stoßen kann, deren Mitglieder außer ihrer Muttersprache keine andere auch nur halbwegs beherrschen. Ich selbst kannte damals die spanische Sprache ganz und gar nicht.

Ohne Rücksicht auf die Ermüdung der Reise eilte ich — des Morgens angekommen — so bald als möglich ins königliche Museum mit seiner berühmten Bildergalerie, von der mir Meister Canon

mit solchem Enthusiasmus gesprochen hatte. Dort waren wohl offene Türen, aber ohne Spezialerlaubnis kein Eintritt. Ich eilte zu einem Spezialkollegen, Professor Simarro, dem einzigen, zu dem ich persönliche, wenn auch bisher nur literarische Beziehungen hatte; er gab mir eine Karte an den Museumsdirektor und von diesem erhielt ich einen Eintrittsschein. Es war nur ein spanischer Katalog zur Verfügung, in dem ich mich aber bald zurechtfand.

Wer dieses Museum nicht gesehen hat, der hat vor allem keinen kompletten Begriff von einem der größten Meister, von Velasquez, einem Meister, der wie Rembrandt am wenigsten an die Tradition anschließt. Außer den historischen und religiösen Bildern interessiert mich Velasquez ganz besonders, weil er abnorme Köpfe mit so tiefem Verständnisse malte. Es war damals noch Sitte, Zwerge und andere abnorme Menschen als eine Art von Belustigungspuppen an den Höfen zu erhalten. Es ist merkwürdig, wie wenige Meister in der Geschichte der Kunst solche pathologische und entartete Köpfe darstellen konnten. Besonders für die Abnormitäten des vollen Profils besaßen wenige Künstler das volle Verständnis und die volle Darstellungsgabe. Die alten Ägypter hatten ein feines Gefühl fürs Profil, und merkwürdig in dieser Beziehung ist eine erhaltene Karikatur eines den Priestern verhaßten Königs, dessen Normalbüste auch erhalten ist. Sämtliche Zeichen der »Degeneration« sind an dieser Profilkarikatur angebracht. Daß auch die römisch-hellenische Kunst — wenigstens, was Porträts betrifft — auf ägyptischem Boden in der alexandrinischen Zeit dahin kam, Rassen- und selbst Krankheitseigentümlichkeiten darzustellen, wurde schon früher erwähnt. Altdeutsche Meister haben an den Henkersknechten oft die Degenerationszeichen zum Ausdrucke gebracht. Am vollendetsten tat dies Holbein der Ältere in einem Bilderzyklus in einer Kirche in Augsburg. Dieser Zyklus ist mir in bester Erinnerung, auch noch deswegen, weil ich keinen anderen Zyklus als den von Giotto in Assisi kenne, an dem man die Fortschritte eines Meisters vom ersten Tasten bis zur höchsten Vollendung kennen lernen kann.

Von den modernen Meistern ist nur Canon als Beherrscher abnormer Kopfformen zu betrachten. Charakteristisch ist folgende Anekdote:

In einer Ausstellung sah ich das Porträt eines Mönchs von Canon. Mir fiel die Diebsform der Kopfes auf. Ich fuhr zu ihm und bat ihn um Aufschluß, wie er zu diesem Kopfe gekommen sei.

Es war ein Mönch, der wegen unheilbarer Stehlmanie in einem Pönitentiarierkloster Ungarns interniert war. Ebenso beschrieb er mir aus dem Gedächtnisse nach 20 Jahren den Kopf eines Raubmörders, den er während der Gerichtsverhandlung gezeichnet hatte. Ich sah diesen Mann kurze Zeit darauf im Gefängnisse von Capo d'Istria und war überrascht, wie klar der Meister die Kennzeichen erfaßt und festgehalten hatte.

Wer die Werke Murillos aus Dresden, aus dem Louvre usw. kennt, selbst jene im Vatikan, hat doch nur eine unvollständige Kenntnis von dem Meister von Sevilla, wenn er ihn nicht in Madrid und in Sevilla gesehen hat. Welche Extase weiß der Meister in seine Madonnen hineinzulegen, zu denen ihm die dunklen und blonden wunderschönen Zigeunerinnen von Sevilla Modell standen. Besonders in seinen Antoniusbildern in Sevilla kommt diese ganz romantische religiöse Verzückung des Meisters zur Geltung. Ich habe schon an anderer Stelle erwähnt, daß mich eines dieser Bilder bis zu Tränen rührte. Bei dieser religiösen Extase des großen nationalen Künstlers lernt man die grausame Verfolgung der Ketzer in Spanien begreifen. Die Glaubensverzückung ertötete gerade durch ihre Höhe jede andere bessere Empfindung. In Sevilla befinden sich in einem Spital zwei Meisterwerke von Murillo — die Hervorzauberung einer Quelle durch Moses und die Brotvermehrung durch Christus —, die zu den figurenreichsten Werken des Meisters gehören und den Fremden beim Besuche von Sevilla wohl meist entgehen. Auch Ribera kommt in Madrid mehr zur Geltung als irgend sonst.

Die Bilder der venezianischen Schule der Zeit Tizians und der deutschen zur Zeit von Kaiser Max und Karl V. erhalten durch die Beziehung zu den Habsburgern besonderes Interesse.

Madrid ist sonst keine interessante Stadt. Sie soll ihre Lage einem geographischen Handgriffe verdanken. Da Spanien aus vielen kleinen Reichen hervorging und die Eifersucht der früheren Kapitalen eine Gefahr bildete, wurden über der Landkarte vom äußersten Süden und Westen gegen den äußersten Norden und Osten und umgekehrt zwei Linien gezogen und im Kreuzungspunkte wurde die neue Hauptstadt von Großspanien gebaut, und zwar auf einem Hochplateau (670 Meter), das direkt an die Schneeberge (Nevadas) grenzt. Die Stadt selbst ist architektonisch nicht interessant. Am meisten enttäuschte mich das Zentrum des Verkehres — die Puerta del Sol — mit seinem Mangel an monumental denkwürdigen Bauten

und seiner unregelmäßigen Form. Ich erinnerte mich unwillkürlich an den schönen Marktplatz in — Prachatitz im Böhmerwalde, der der Hauptstadt der stolzen Kastilianer zur größten Zierde gereichen würde. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die architektonischen Schönheiten Böhmens selbst den Österreichern so wenig bekannt sind. Kuttenberg würde auch in Italien dem Wanderer Halt gebieten, um die schönen Bauten aus dem Mittelalter zu bewundern. Die Reste einer glorreichen Zeit, für deren Erhaltung in den letzten Dezennien viel geschehen ist, zu pflegen, wäre eine würdige gemeinschaftliche Angelegenheit beider sich leider so schroff gegenüberstehenden Volksstämme Böhmens. Aber auf dem schönen Marktplatze zu Prachatitz promenieren auf der einen Längsseite die Tschechen, auf der anderen die Deutschen und an der einen Schmalseite die zur Neutralität gezwungenen Offiziere und Beamten. Solche Erinnerungen an die Heimat knüpfen sich oft an zeitlich und örtlich weit auseinanderliegende Eindrücke in der Fremde.

Am Ostermontag wohnte ich einem Stiergefechte mit vier Programmpunkten bei. Fremden gegenüber schämt sich jeder gebildete Spanier dieses Schauspieles, aber ich glaube, im Innern sind doch viele von ihnen dafür sehr eingenommen. Im Volke ist die Vorliebe für dieses Schauspiel geradezu bis zur Leidenschaft gesteigert. Ganz widrig ist es, säugende Mütter dort zu sehen, die mit Gier den Vorgängen folgen. Als die junge Königin Christine sich bereits Mutter fühlte und einer solchen Vorstellung zuerst beiwohnte, wurde sie unwohl und soll deshalb vom Publikum ausgepfiffen worden sein. Dabei steckt doch in der ganzen Geschichte sehr viel Schwindel. Die Prachttiere sind von der ersten Lebenszeit dazu erzogen, ihre Hörner gegen die bunten Tücher zu stoßen und nicht zunächst gegen die Menschen, und die turnerische Gewandtheit der Beschäftigten ist die Hauptsache. Der letzte Kampf des Toreadors ist vollends Komödie, da das Tier in dem Moment die ganze Kraft seines Genickes bereits eingebüßt hat. Gegen einen nicht »erzogenen« Stier würde die ganze Gesellschaft nicht einen Moment direkt losgehen.

Ich begnügte mich natürlich mit der Hälfte der gebotenen Genüsse. Trotz des Feiertages wurden nach der Vorstellung Bulletins gedruckt und verkauft. Mein berühmter Kollege, Doktor Hauser, der in Madrid eine bedeutende Konsiliarpraxis übte und den ich von Kindheit an kannte, rühmte mir den Freisinn dieser Feiertagsverletzung. Ich erwiderte ihm, daß der Frohndienst der

Setzer mich empöre. Und wieder mischte sich ein heimatlicher Vorgang in diese Diskussion. Ich hatte gerade vor diesem Gespräche in einem Wiener Journal über den damals stattgefundenen Streik der Tramwaybediensteten gelesen und ich las mit Entzücken, daß wenigstens der sogenannte »Pöbel« in Wien soviel Rechtsgefühl hatte, für die Streikenden einzutreten, während die offiziellen Kreise und die »Liberalen« kein Herz für die infame Ausbeutung dieser Leute hatten.

Ich hatte als Arzt oft gesehen, daß die Kutscher, die ihren Dienst bis zu 17 Stunden am Tage stehend machen mußten, nach 6—7jähriger Tätigkeit lahm an den Beinen und dann einfach entlassen wurden. Ich habe vergebens in Zuschriften an leitende Persönlichkeiten der Gesellschaft auf die Ungeheuerlichkeit dieses Vorganges aufmerksam gemacht, ohne je einen Erfolg zu erzielen. Ich machte Kollegen Hauser darauf aufmerksam, daß die mit großen Opfern durchgeführten Streiks der Wiener Typographen zur Folge hatten, daß der Frohndienst zur Befriedigung der Neugierde des großen Haufens über den Ausgang der Stiergefechte in Wien bereits zur Unmöglichkeit geworden wäre.

Ich habe die geringe Sprachenkenntnis der Spanier erwähnt. Als ich zum erstenmal im Hofe der Universität in Madrid erschien und eine Frage in französischer, italienischer und englischer Sprache an einen Studenten richtete, sammelte sich eine große Schar von Studenten um mich, aber keiner kannte eine von diesen Sprachen und am meisten half mir noch lateinisches Radebrechen. Außer Professor Simarro verstand keiner von den Madrider medizinischen Professoren, die ich kennen lernte, eine fremde Sprache.

Am meisten bedauerte ich dies bei Professor Oloriz, dem Anatomen und Anthropologen. Doch konnte ich viel von ihm und seiner Schädelsammlung lernen.

Die Abstammung der Spanier ist eine sehr interessante. Gerade die Hauptbevölkerung Kastiliens und Andalusiens und der meisten mittleren und südlichen Provinzen scheint hauptsächlich berberischen Ursprunges zu sein. Bei der mörderischen Unduldsamkeit wurden die Volksteile anderen Ursprunges ausgerottet. Diese Abstammung datiert wahrscheinlich schon aus der Zeit von Karthago. Die Führer, die aus Arika herüberkamen, waren Semiten (Phönizier), die Massen Berber. Dasselbe gilt gewiß auch von der maurischen Zeit; nur die führenden Kreise waren Araber, das Gros wieder Berber.

Der Ausruf Castelars, die Spanier seien keine Europäer, hat somit die größte Berechtigung. Diese nordafrikanischen »Berber«, welche die Heerhaufen der semitischen Phönizier und der Mauren bildeten, sind geblieben, die Nachkommen der führenden Völker sind verschwunden.

Die Katalonier sind empört, als Spanier zu gelten, und sie sind den französischen Provenzalen näher verwandt als zum Beispiel den Kastilianern. Sie sind wahrscheinlich Stämmlinge gemischtrassiger Kolonien. Im Norden sind baskische und germanische Ursprungselemente vorhanden, und Spanien ist trotz der langen zentralisierenden habsburgischen und bourbonischen Herrschaft inbezug auf nationale Gesinnung ein zerrissenes Volk.

Einen interessanten latenten Bestandteil der Spanier bilden die Juden (Spaniolen). Es ist sicher, daß Toledo und einige andere Kolonien von Juden nach der ersten Diaspora unter Nebukadnezar (700 v. Chr.) gegründet wurden. Merkwürdig ist, daß diese Spaniolen bis heute vorwaltend semitische Kopfbildung, wie er auf den altägyptischen Denkmalen dargestellt ist, haben, während die anderen Juden vorwaltend den aramäischen (armenischen) Typus und viel seltener einen aus dem Altertume stammenden germanischen haben. Besonders in Toledo sieht man viele Individuen mit dem spaniolischen Typus, deren Vorfahren gewaltsam zum Christentume gezwungen wurden. Man berichtete mir, daß auf den Balearen eine solche katholische Gemeinde spaniolischen Ursprunges existiere, welche, ihrer Abstammung bewußt, in völliger Inzucht lebt und deren Priester nicht in fremden Kirchen funktionieren und daß kein außerhalb dieser Gemeinschaft stehender Priester in deren Kirchen die Messe liest.

Die Frage der Abstammung der einzelnen Bevölkerungsteile spielt im aktiven politischen und kulturellen Leben eine größere Rolle, als man gewöhnlich ahnt. Wo die Bevölkerung wenig gemischt ist, dort bestehen atavistische Formen und konservative Gesinnung. Es würde hier zu weit führen, diesen Gedanken weiter auszuführen. Die Anthropologie gibt über die Partei- und überhaupt politische Verhältnisse, über die Entwicklung der Staaten und über die soziale Entwicklung tiefste Aufschlüsse, und zwar weit mehr, als man heute im allgemeinen ahnt.

Am Karsamstag hatte ich einen Ausflug nach Toledo gemacht. Ein glücklicher Zufall führte mich mit drei Wienern zusammen, deren flüchtige Bekanntschaft ich schon im Hotel gemacht

hatte. Der eine war sogar ein Bruder einer Patientin, die in jungen Jahren durch eine akute Gehirnerkrankung hochgradig aphasisch wurde und nicht nur die gesprochene, sondern auch die geschriebene und gedruckte Sprache verloren hatte. Sie war wohl die erste Kranke, die (im Anfange der sechziger Jahre) von mir nach dem Prinzip der vollständigen Neuerlernung mit großem Erfolge behandelt wurde. So tauchten bei mir in Spanien immer wieder Bilder aus der Heimat auf, was wohl daher kam, daß ich zu wenig mit Einheimischen verkehren konnte.

Durch diese Begegnung war ich für den Besuch von Toledo sprachlich gerettet. Wer nur deutsche Dome kennt, der wird von der architektonischen Pracht und Mannigfaltigkeit der spanischen sowie vieler französischer überwältigt. Besonders der in die Mitte der Kirche verlegte Chor mit seiner marmornen Umgrenzung und den reichgeschnitzten Kirchenstühlen, ebenso wie die Fassade machen einen überwältigenden Eindruck. In einem Anbau an der Nordseite des Domes ist durch ein Bild eine blutige Osteropferung durch Juden dargestellt. Es ist merkwürdig, wie oft diese verbrecherische Verleumdung, die natürlich immer von raffinierten Schurken aufgebracht wird, eine geschichtliche Aktualität gewonnen hat. Am peinlichsten hat es mich berührt, daß in der Gudulakirche in Brüssel gemalte Votivfenster existieren, die zur Entsühnung eines angeblichen derartigen rituellen Mordes von Mitgliedern der habsburgischen Familie gestiftet wurden. In diese Höhen, sollte man meinen, solle keine solche falsche Mär dringen, nachdem sich so oft die päpstliche Autorität gegen diese falsche Beschuldigung ausgesprochen hat. Bedenkt man, wie langsam sich eine richtige Erkenntnis geschichtlich entwickelt und wie langsam die Veredlung und Verfeinerung der Menschheit fortschreitet, so muß man betrübt werden, daß ein verbrecherischer Unsinn so oft »siegen« und angesehenste Kreise mit sich fortreißen konnte.

Die Kirche Nuestra Señora del Transito trägt noch Spuren ihrer vormaligen Rolle als Synagoge; nach einer Zeitungsnotiz soll dieser Raum durch eine Verfügung der Regierung seiner früheren Bestimmung wiedergegeben worden sein. Wohl nur in der Theorie, denn Spanien hat doch keine eingebornen Juden mehr und Toledo schwerlich eingewanderte.

Mit dem Vorbehalte, noch vor der Rückkehr nach Paris einige Tage in Madrid zuzubringen, fuhr ich dann nach Sevilla. Als ich des Morgens ankam und das einzige international angehauchte

Hotel aufsuchte, sagte mir der Portier, daß alles in dieser Woche des »großen Marktes« überfüllt sei. Als ich ihm sagte, daß er mir jedenfalls behilflich sein müsse, rief er einen Kutscher und dieser führte mich in ein Haus, wo mir ein Zimmer eingeräumt wurde, dessen obere gläserne Türfläche auch zugleich Fenster war. Da fiel mir ein, daß mir Freund Hauser eine Karte an einen Kollegen — Dr. Merimon — mitgegeben hatte. Mein Gepäck zurücklassend, eilte ich zu dem Manne, der mir Sevilla möglich machen sollte. Als ich dem Kollegen meine Karte schickte, kam er aus dem Kabinett heraus; in der Hand hatte er die »Münchner Allgemeine Zeitung« und er war eben mit der Lektüre meines Aufsatzes über Colajannis Soziologie beschäftigt. Solches Zusammentreffen habe ich öfters erlebt; ich werde an anderem Orte über manches derselben, die sozusagen novellistisch interessant sind, berichten. Hier will ich nur wieder erwähnen, daß ich einst Charcot gerade bei der Lektüre der ersten Schilderung einer Krankheit durch mich traf, der er dann meinen Namen (Syndrôme Benedikt) gab. Dr. Merimon war ein Katalonier und diese sind viel sprachgewandter als die übrigen Spanier. Er und seine Familie sprachen natürlich gut französisch, und ich blieb während meines Aufenthaltes Gast in seinem Hause. Wie verloren sonst ein Mensch ist, der, ohne die Landessprache zu kennen, in Sevilla weilt, mögen folgende zwei Vorfälle lehren.

In Sevilla besteht eine alte Universität, die jetzt durch kommunale Mittel aufrechterhalten wird. Als nämlich die Bourbonen nach Spanien zurückkehrten, hoben sie die Universität als Staatsinstitut auf und errichteten dafür — eine Akademie für Stiere für die Arenakämpfe! Merimon hatte den Vorstand dieser Hochschule von meiner Anwesenheit in Sevilla unterrichtet und ich wurde in der alten Aula von den Herren in ihren Talaren empfangen. Einer anderen lebenden Sprache als ihrer Muttersprache war keiner der Herren mächtig. Wie wenig akademisch vollendet unser Dialog war, läßt sich denken, um so mehr, als ich bemerkte, daß sie merkwürdig wenig auch der lateinischen Sprache mächtig waren.

Die Woche nach Ostern, die ich in Sevilla zubrachte, ist jene des »großen Marktes«, in der ungeheure Herden von den Höhen in die Ebene zum Verkaufe herabgetrieben werden. In dieser Woche beziehen die Familien von Sevilla Zelte, die in einer mehrere Kilometer langen Reihe aufgestellt werden. Diese Zelte besitzen drei Gelasse. Im hintersten ist die Küche, das mittlere ist Speiseraum, das vorderste ist Salon und von der Straße nur durch einen Vorhang

abgeschlossen. Abends sind diese Salons geöffnet; die Freunde werden empfangen. Ein Glied der Familie oder mehrere spielen Guitarre und die jungen Leute tanzen dazu. Merkwürdig schien es mir, daß als Tänzerinnen nur Mädchen, die gewiß noch nicht das zwanzigste Jahr erreicht haben, in Aktion treten. Es scheint, daß die Spanierin sehr frühzeitig zu einem Embonpoint gelangt und daß sie dann fühlt, durch den nationalen Tanz keine Eroberung mehr machen zu können. Die Grazie der jungen Spanierin ist eine sehr große und während mich die Produktionen der professionsmäßigen Tänzer und Tänzerinnen in Sevilla und wo ich sonst solchen Truppen begegnete, gewöhnlich anekelten, sah ich den Dilettantinnen und Dilettanten mit Vergnügen zu. Dr. Merimon stellte mich in mehreren Familien vor; ich traf keine einzige Person, die etwas anderes als spanisch sprach, obwohl es sich offenbar um die Fleur der Bourgeoisie handelte.

Interessant sind die Zelte der Zigeuner; an ihrem Eingange locken wohl die schönsten Mädchen Europas, dunkle und blonde Zigeunerinnen, die Gäste an. Es mag wohl im Innern dieser Zelte toll genug zugehen.

Wie der Dom von Toledo, so ist auch jener von Sevilla mit einem verblüffenden Reichtum von Bildern, Statuen, Schnitzereien usw. ausgestattet. Davon kann sich ein Nordländer schwer einen Begriff machen und nur die russischen Kirchen können sich inbezug auf Reichtum — freilich nur in rohen Schätzen — mit einem solchen spanischen Dom messen. Dabei besitzt der Dom in seinem berühmten Turm »Giralda« eine Zierde ersten Ranges, die noch aus der mohammedanischen Periode stammt. Der Blick von oben über Stadt und Land ist hochinteressant und dem Besucher zu Ehren wird das Glockenspiel in Bewegung gesetzt.

Der Wichtigkeit des Sevillaner Museums für die Schätzung und den Genuß der alten spanischen Kunst habe ich schon früher Erwähnung getan. Es fiel mir angenehm auf, daß die moderne spanische Malerei, welche vielleicht als die großzügigste der modernen Zeit zu bezeichnen ist, für die Ausschmückung der Klubs, die in Spanien eine ähnliche Rolle wie in England zu spielen scheinen, reichlich in Anspruch genommen wird.

Zu den Reizen Sevillas gehören die Reste von altmaurischen Ziegeln (Suleichas) und man erzählte mir, daß das Spital vom Verkaufe solcher Reste eine große Revenue beziehe, ähnlich wie die Tierarzneischule in Wien von ihrem Kupferdache, das sie parzellen-

weise verkauft. Besonders jene Suleichas, welche Metallglanz zeigen, sind von hohem Werte, und es freut mich, ein solches Prachtsouvenir mitgebracht zu haben.

Bei der Misere des spanischen Eisenbahnwesens mußte ich mir den Genuß von Granada versagen und fuhr nach Cordova, wo ich leider nur einen spracharmen Fremdenführer zur Verfügung hatte. Aber der Alkazar von Sevilla gibt ein exquisites Bild der maurischen Kunst und Dekorationsart. In Cordova imponierte die Riesenmoschee als ein wahres Wunder der Baukunst, dessen Großartigkeit es vertrug, einen prachtvollen gotischen Dom, der in seinen Dimensionen gegenüber der einschließenden Moschee verschwindend klein ist, hineinzubauen. Ethnographisch interressierte es mich, daß so viele Mädchen blond sind. Da man in Cordova von der Straße aus in die Arbeitsstuben hineinsieht, so konnte ich dies bei der Wanderung durch die Stadt wenigstens für die Arbeiterinnen bestätigen. Blond ist der Berber.

Bei meiner Rückkehr nach Madrid hatte ich Gelegenheit, einen mit Bildern geschmückten vornehmen Klub — ich glaube er führt den Namen Athenäum — zu besuchen. Es hielten an diesem Abende drei gewesene Minister Gedenkreden auf einen berühmten englischen Nationalökonomen — Bright? — und ich konnte, wenn auch ohne eigentliches Verständnis der Worte, die oratorische Begabung der Spanier — sozusagen vom akustisch-oratorischen Standpunkte — bewundern. Als Verehrer dieser Art von Rhetorik kann ich mich nicht bekennen; der tragende pathetische Klang der Sprache führt offenbar leicht zur Manier und diesen Eindruck hatte ich aufs bestimmteste, als ich zum Beispiel in diesem Jahre die Reden Castelars im Original las.

An diesem Abende lernte ich Salmeron kennen, der vorzüglich französisch spricht und mit dem ich eine lange Konversation zu führen in der Lage war. Leider traf ich Castelar, mit dem ich eine mir wichtige Angelegenheit zu verhandeln hatte, in Madrid nicht an.

In meinem Hause verkehrte ein genialer junger Mann, Wilhelm Pacha, zuerst als Schreiber, dann als Violinlehrer meines Sohnes, dann als mein wissenschaftlicher Gehilfe. Der arme Junge hatte einen Vater — einen Schneidermeister —, einen alten Achtundvierziger, der freigeistig, aber arbeitsscheu war und der sich von seiner Frau und seinem Sohne ernähren ließ. Von ihm hatte der junge Wilhelm von Kindheit auf zahlreiche geistige und besonders

soziologische Anregungen erhalten. Wegen der Lektüre von Voltaire mußte Pacha als Quartaner ein geistliches Gymnasium verlassen und das Studium an einem anderen fortsetzen. Er kam als Septimaner mit mir in Berührung. Er war der erste sozialistische Student in Wien und war auf dem ersten Aufrufe zur Bildung von Arbeiterbildungsvereinen unterschrieben. Er war — was ich erst nach seinem Tode erfuhr — das geheime Haupt der Sozialisten in Österreich und stand mit der Zentralleitung in London in Verbindung und scheint nach einer Art von Parteizeichen vielleicht derselben sogar als auswärtiges Mitglied angehört zu haben. Neben den Gymnasial- und Universitätsstudien hatte er auch das Konservatorium absolviert und war ein ausgezeichneter Geiger. Er las auch den Koran im Original! Da er mit der sozialistischen Literatur und den Vorgängen hinter den Kulissen dieser Bewegung sehr vertraut war, so lernte ich um so mehr Vieles von ihm, als in den gebildeten Wiener Kreisen damals inbezug auf die soziale Frage eine krasse eIgnoranz und eine uns heute fast unglaubliche Borniertheit herrschte.

Obwohl Evolutionist, konnte ich doch kein Marxianer sein, weil ich als naturwissenschaftlicher Psycholog und als Anthropolog die Rolle kannte, welche die angebornen Anlagen des Menschen und deren Verhältnis zur Entwicklung und Entwicklungsfähigkeit immer hatte. Es war Anfang der achtziger Jahre, als ich Pacha an den Genfer See mitnahm und ihm den ersten Entwurf meiner »Seelenkunde« stenographisch diktierte.

Eines Tages diktierte ich ihm die Einwürfe, die ich gegen die Marxsche Lehre zu machen hatte. Ich frug ihn, ob er einverstanden sei, und er antwortete zu meiner Überraschung bejahend. Er war inzwischen auch mein Schüler als Anthropolog geworden. Ich erfuhr nach seinem Tode ein Geheimnis, das er meiner Familie mit der Bitte, es mir nicht zu verraten, anvertraut hatte, daß er nämlich ein Buch mit neuen — offenbar zum Teil antimarxistischen — Ansichten an die Zentralleitung geschickt habe. Es dürfte den heutigen Standpunkt von Bernstein vertreten haben. Dieses Buch ist nun offenbar auf dem Wege durch die sozialistische Zentralleitung in London verschwunden und ich hätte gern durch Castelar dessen Spuren wieder aufgefunden, was mir durch die Abwesenheit Castelars mißlang. Pacha starb, noch bevor er Doktor wurde, und das solenne Leichenbegängnis, das ihm die Sozialisten — damals noch eine verfolgte Sekte — bereiteten, machte Aufsehen. Er hat sich wissenschaftlich ein Denkmal durch Konstruktion eines genialen

Apparats zur Messung des Schädelinhaltes geschaffen, und ich habe ihm ein würdiges Grabdenkmal gesetzt. Seine Parteigenossen scheinen ihn aber vergessen zu haben.

Auf der Rückreise nach Paris fing ich an — spanisch zu lernen. Ich hatte nämlich in Madrid Übersetzungen von einigen meiner Abhandlungen von den Übersetzern bekommen und die las ich sehr leicht. Ich habe dann später sozusagen schubweise meine Kenntnisse vermehrt, so daß ich jetzt Fachschriften ziemlich leicht lesen kann; sprechen würde ich auch heute noch mühselig in kurzen Sätzen.

Besonders die Übersetzung meines Buchs: »Kristallisation und Morphogenesis« auf Kosten der mexikanischen Regierung hat mir das Lesen spanischer Fachschriften sehr erleichtert.

XII. Die letzten russischen Reisen (1884, 1897 und 1903).

Im Herbste 1884 feierte die Universität Kiew das Jubiläum ihres 25jährigen Bestandes. Ich wurde zum Ehrenmitgliede der Universität ernannt und eingeladen, der Feier beizuwohnen; ich war also Gast der russischen Nation und bekam diese Gastfreundschaft während der ganzen Reise in angenehmster Weise zu fühlen. An der Grenze empfing mich der Gendarmerierittmeister sehr freundlich, was auf einer russischen Grenzstation sehr vorteilhaft ist. Es ist zwar nicht immer gut, wenn man dort zur besonderen Aufmerksamkeit empfohlen wird. Eine befreundete Dame, Frau und Tochter von russischen Admiralen, wurde derart vom Gouverneur von Odessa auf ihrer Heimreise der Grenzgendarmerie empfohlen. Die »besondere Aufmerksamkeit« wurde falsch verstanden. Sie wurde aufs peinlichste untersucht, selbst die Photographie ihres Vaters in der Jagd nach gefährlichen Geheimnissen aus dem Rahmen gelöst. Als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, fuhr ein Gendarmerieoffizier zur Bewachung bis Odessa mit. Dort empfing der Gouverneur die Dame auf dem Bahnhofe und begrüßte sie wärmstens. Tableau! ... Ich fuhr abends von der Grenze fort; des Morgens erwachte ich mit dem Gefühle, daß wir schon lange auf einem Flecke ruhig stünden. Als ich zum Fenster hinausblickte, bemerkte ich eine Dammrutschung und eine Schiene bedenklich an der Seite herabhängend. Es dauerte lange, bis wir flott wurden.

In Kiew bestand unter den Studenten eine große Aufregung; reaktionäre Universitätsfunktionäre hatten die Hörer der Universität von der Feier ausgeschlossen. Außerdem erschienen damals gerade Gesetze, welche die Lehr- und Lernfreiheit bedeutend einschränkten. Die Feier wurde durch eine Messe eingeleitet, die der Patriarch Plato zelebrierte. Eine solche kirchliche Zeremonie dauert unendlich

lange und ich wunderte mich gar nicht, daß der greise Priester bei dem Goûter, das folgte, einen Appetit entwickelte, um den ihn der jüngste Kaplan beneiden konnte. Die Aufregung in der Stadt, nicht nur in Studentenkreisen, war sehr groß, und zwar auch unter den Professoren und Doktoren. Eine zweite Taktlosigkeit wurde bei dem offiziellen Bankett geübt. Den Ehrenplatz nahmen der Patriarch, Pobedonoszew und der Kommandierende — Graf Drentelen — in der mittleren der dreiteiligen parallelen Säulenhalle ein. In der Mittelhalle wurden die höheren Offiziere postiert, in den Seitenhallen die Professoren, auch die ältesten und angesehensten, so daß viele Professoren sich entfernten.

Nach dem Kaisertoast postierten sich die Redner vor der genannten Trias von Würdenträgern.

Vor mir sprach unter anderen ein Kroate in seiner Muttersprache, und ich merkte, daß ihn die Russen nicht verstanden. Die Kollegen drangen in mich, das Wort zu ergreifen. Ich willigte nicht gern ein. Zunächst, weil der dreigeteilte Saal sehr unakustisch war. Ich bemerkte, daß man auf einen Stuhl sich stellen müsse, um gut verstanden zu werden, was nicht anging. Ich habe später einmal bei einem Bankett in Bourmouth unter ebenfalls ungünstigen akustischen Verhältnissen diese Stellung auf einem Sessel als akustischen Kunstgriff mit glücklichem Erfolge benutzt und meine Nachfolger daselbst akzeptierten diesen Behelf. Zweitens war ich nicht vorbereitet und drittens konnte ich voraussetzen, da ich leere Phrasen vorzubringen nicht imstande bin, daß meine Denkweise kaum jener der Pobedonoszew und Konsorten kongenial sei. Moralisch gezwungen zu reden, merkte ich schon nach den ersten Worten, daß ich in einer hohen Stimmlage sprechen müsse, um überall verstanden zu werden. Diese rasche Akkommodation an die Akustik pflegt bei Schauspielern sehr ausgebildet zu sein; bei Gelehrten ist sie selten. Ich sprach natürlich in deutscher Sprache, welche wohl von allen Anwesenden mit Ausnahme des Patriarchen verstanden wurde.

Ich erklärte, als einziger nichtslawischer Gast zu sprechen und mein Toast gelte der russischen Wissenschaft. Man vergleiche die Poesie mit einem geflügelten Pferde; passender sei dieser Vergleich für die Wissenschaft. Dieses dringe mit seinem gewaltigen Hufschlag bis ins Innerste der Erde und mit seinem mächtigen Flügelschlag bis an die Grenzen der Unendlichkeit von Zeit und Raum. Wer sich diesem Pferde anvertraut, dem verleiht es Macht und Ansehen; wer es zügeln will, den zertritt es. Auch die russische

Wissenschaft sei bereits diesem edlen Geschöpfe vergleichbar und auf deren Gedeihen erhebe ich mein Glas.

Der Toast fand stürmischen Beifall, trug mir aber natürlich keine Auszeichnung ein. Wäre ich nicht Gast gewesen, wäre ich vielleicht wegen einzelner Worte ins Gebet genommen worden. Die russischen Zeitungen brachten übrigens den Toast. Ich habe mich auch den genannten Würdenträgern gar nicht vorstellen lassen; meiner Gesinnung nach war mir besonders der Herr Oberprokurator der Synode etwas unheimlich. Dieser glatte Fanatiker erschien mir als ein Todfeind der modernen Kultur und der Kultur seines Volkes im besonderen.

Ich trat meinem Freunde Betz immer näher. Er kam oft nach Wien. Wenn er nämlich in seiner Tätigkeit nachließ, bewog ihn seine Frau, mich in Wien aufzusuchen, um ihn anzuspornen. Besonders als er nach 25jähriger akademischer Tätigkeit zurücktrat und Chefarzt der südrussischen Eisenbahn wurde, war zu fürchten, daß sein Lebenswerk, der anatomische Atlas, nicht erscheinen werde, was leider eintrat, obwohl bei seinem Tode alles vorbereitet war.

Wie schon erwähnt wurde, war Betz ein Kleinrusse — ein Chachol — und seine Beredsamkeit in dieser Sprache, die er im Kiewer Gemeinderate (Duma) gebrauchte, soll eminent gewesen sein. Seine Aussprache des Großrussischen war berühmt schlecht und sein Freund und gewesener Universitätskollege de Witte pflegte in Freundeskreisen seine Aussprache zu persiflieren. Ich hatte in sprachlicher Beziehung mit ihm in den späteren Jahren in Wien ein nettes Abenteuer. Ich besuchte mit ihm in Wien einen befreundeten angesehenen russischen Kaufmann deutscher Abstammung aus Moskau, dessen Familie aber bereits seit einem Jahrhundert in der alten Zarenstadt ansässig war. Als ich mit Betz fortging, bemerkte er, wie sonderbar es sei, daß Herr W. keine gute russische Aussprache habe. Am anderen Morgen bemerkte Herr W., Professor Betz könne gar kein Russe sein, so unmöglich sei seine Aussprache. Am nächsten Sonntag lud ich beide Herren mit einem österreichischen Artilleriehauptmann zu mir ein, einem gebornen Serben, der Professor der russischen Sprache an einer Wiener Militärakademie war und ein volles Jahr in Moskau zur Perfektionierung seiner Aussprache zugebracht hatte und bei dem ich Unterricht in der Sprache Puschkins nahm. Nach dem Diner warnten mich die beiden russischen Herren vor der Aussprache dieses Mannes! Da

brach ich meinen Versuch, Russisch zu lernen, ab, um nicht in Versuchung zu geraten, die Feinfühligkeit russischer Ohren, die zweifellos durch die tartarische Blutbeimischung entstanden ist, zu verletzen. Als ich diese Szene später Madame Betz, die eine feingebildete Russin ist, mitteilte, erzählte mir dieselbe, sie hätte auf dem Internationalen anthropologischen Kongreß in Moskau auf der Galerie einem Vortrage ihres Mannes beigewohnt und da hätte sie eine literarisch angesehene Dame gefragt, welcher auswärtigen Nationalität der Redner angehöre. Daß er ein Russe sei, hatte sie nicht vermutet.

Ich beschloß, von Kiew über Odessa nach der Krim zu reisen. Die Freunde begleiteten mich am letzten Abend auf den Bahnhof, wo mancher Pfropfen von Champagnerflaschen zum Abschiede in die Luft sauste. Die Freunde bemühten sich, für mich ein eigenes Coupé zu bekommen. Der Zugführer weigerte sich. Als ihn aber mehrere angesehene Männer darum ersuchten, fragte er, wer denn der Reisende sei, für den man sich so bemühe; es wurde ihm mein Name genannt. Er war ihm bekannt und er händigte mir den Schlüssel eines Sechsercoupés ein. Kaum war der Zug ins Rollen gekommen, erschien er in meiner Abteilung und konsultierte mich wegen seines Leberleidens. Der Zugführer war ein karaitischer Jude aus der Krim, ein großer, schöner Mann mit langem Barte. Man verwendet in Rußland die Männer dieser schönen tatarischen Rasse gern zu ähnlichen Stellen, schon ihrer Nüchternheit willen. Bekanntlich sind diese krimischen Juden von tatarischer Herkunft in Rußland emanzipiert, weil sie schon vor Christus ansässig gewesen sein sollen.

In Odessa hielt ich mich kurz auf. Ich beschloß, das Gros meines Gepäckes in Odessa zurückzulassen. Als ich gerade einpackte, kam die Frau eines kranken, bereits in Wien von mir behandelten Kollegen und stellte an mich vielfache Fragen, die für die Auswahl meines mitzunehmenden Gepäckes gar üble Folgen hatten.

Ich eilte auf den Landungsplatz, wo mich ein gewesener Assistent, der eine öffentliche ärztliche Stellung in Odessa hatte, erwartete. Er stellte mir einen jungen Polizeioffizier vor, einen ehemaligen Wiener Studenten und österreichischen Reserveoffizier, der seine Heimat verlassen hatte, um den serbischen Krieg gegen die Türken mitzumachen, und dann in russischen Dienst trat, ferner einen jungen Diplomaten, der auf demselben Dampfer die Reise zur Gesandtschaft in Persien machte. Alle drei waren vor mehreren

Jahren Mitglieder eines Wiener Ballkomitees des Studentenballes gewesen. Als ich auf hoher See war, merkte ich erst, daß ich die Wäsche einzupacken vergessen hatte und sie in Jalta ersetzen mußte, und zwar um Preise, wie sie wohl in der ganzen Welt nicht gefordert werden. Jalta ist vielleicht der teuerste Ort Europas, und es war für mich ein schlechter Trost, daß die Wäsche von einer Wiener Firma herrührte. Ganz magisch war die Fahrt zwischen Sebastopol und Jalta. Die breite Wand des Peterberges, vermischt mit Wolkenbildungen, die sich vom Berge undeutlich sonderten, glühte im Lichte der untergehenden Sonne, und diese Bilder, von denen ich noch sprechen werde, sind in der Krim von besonderer Schönheit.

Jalta selbst hat keinen eigentlichen Hafen; der Dampfer hält an einer Art Galerie, die in die See hineingebaut ist, und von dort fährt man mit dem Nachen ans Ufer. Mich erwartete dort Freund Ovsiani aus Kiew, der inzwischen Saisonarzt in Jalta geworden ist und dessen Vizebürgermeister war.

Außerdem kamen mir entgegen Herr Baron Wrangel mit seiner viel älteren Gemahlin, die er als Witwe geheiratet hatte und die ich aus Wien bereits kannte. Die Frau war eine Enkelin des aus den napoleonischen Kriegen berühmten Kosakengenerals Platow und hatte in ihrem schönen Heim in Jalta manche interessante Familienreminiszenzen, Bilder, Porzellane aus jener Zeit. Auch Ovsiani hatte sich ein schönes Heim gegründet und trug sehr dazu bei, mir all die Reize dieser Gegend bekanntzumachen. Dieser schmale Strich Landes, der zwischen den breiten Rücken des Jaltaberges und des Peterberges und dem Meere liegt, gehört wahrlich zu den paradisischesten, die man sich denken kann. Der Boden ist für die Produktion feinster Weine und feinster Tabake geeignet und die Vegetation repräsentiert fast alle Zonen, von den mittleren bis zu den tropischen. Besonders im Gebiete des zerklüfteten Peterberges liefern die losgelösten und tiefer herabgefallenen Steine ein ausgezeichnetes Baumaterial. Schade ist, daß das Terrain zum großen Teil Eigentum der mächtigsten aristokratischen Familien ist und daß diese das fruchtbare Terrain meist zu riesigen Parkanlagen benutzen. Zu den prachtvollsten Besitzungen selbst gehören die der Familie Woronzow. Das Schloß, das dort gebaut wurde, gehört wohl nicht nur zu den schönstgelegenen, sondern zu den ausgedehntesten Herrensitzen Europas. Im Parke befindet sich ein Weinstock, dessen Stamm beiläufig die Dicke eines Oberschenkels eines erwachsenen

Mannes erreicht und dessen Äste auf drei großen Bäumen aufgerollt sind. Der Sage nach stammt er noch aus altgriechischer Zeit. Ebenso rankt sich an der Südseite des Schlosses ein Rosenstamm zirka 20 Meter hinauf. Leider ist das im pompejischen Stil erbaute Lustschloß des Großfürsten Konstantin durch ein Feuer bis auf einzelne Trümmer zerstört. Die Lustschlösser der Aristokraten sind mit raffiniertem Pariser Luxus ausgestattet, wie zum Beispiel das der Gräfin Kleinmichel, das zu sehen ich Gelegenheit hatte. Eigentlich am bescheidensten repräsentierte sich damals die kaiserliche Residenz Livadia. Es ist ein großer ökonomischer Schaden für Rußland, daß dieser fruchtbare Landstrich durch aristokratischen Luxusbesitz seines hohen ökonomischen Wertes beraubt ist. Besonders deutsche Kolonisten, die sich dort angesiedelt haben, verstehen die Naturschätze des Landes hervorzurufen und zu verwerten. Jalta spielt im sozialen Leben Rußlands, besonders der russischen Damen des High-life, eine sonderbare Rolle. Man kann dort schöne Tataren mit koketten Kostümen, mit Edelsteinen beladen, in herausfordernder Weise herumfahren sehen und man erfährt, daß diese Günstlinge besonders Petersburger Damen sind.

Ich habe nicht erwähnt, daß ich in Kiew eine ausgezeichnete Vorstellung der Oper: »Das Leben für den Zaren« von Glinka gehört habe. Es entzückten mich nicht nur die schönen Stimmen, sondern auch das sehr natürliche Spiel. Dasselbe konnte ich in Jalta beobachten, wo ich nicht nur der Aufführung einer kleinen französischen Operette, »Mascotte«, beiwohnte, sondern auch einem eigentümlichen Schauspiele, in welchem die Beziehungen des russischen Kleinbürgers zu den Zigeunern dargestellt wurden. An diesem Abend lernte ich auch den Großfürsten Konstantin und seine Freundin kennen, die in dem übriggebliebenen Bau des Schlosses in der Nähe von Jalta weilten. Interessant war mir die Bemerkung des Großfürsten, daß er den Bergsport nicht begreife; nur die See und die Steppe seien ihm sympathisch. Ich hatte nämlich geäußert, daß ich den Tschatterdag, den höchsten Berg der Krim, besteigen wolle. Letzteren Plan vereitelte das Wetter. Mein Reiseplan war nun, noch die Strecke an der Küste bis Aluschta fortzusetzen und dann quer durch die Krim bis Simferopol zu fahren. Da ich keine Begleitung hatte, so bemühten sich meine Freunde, ein verläßliches Gefährt und einen verläßlichen Kutscher zu finden. Als aber der Statthalter der Krim, der anwesend war — ohne daß ich die Ehre hatte, ihm vorgestellt zu sein — nicht weniger als dreimal, auf die

Bitte der Freunde, selbst auf der Polizei erschien, bekamen die Kutscher erst recht Angst. Endlich wurde ein Zigeuner gefunden, der die Courage hatte, die Reise zu unternehmen, und den Auftrag erhielt, von Simferopol die Bestätigung meiner glücklichen Ankunft mitzubringen. Man sieht, auf welche Sorgfalt jemand in guter oder exzeptioneller Stellung in Rußland rechnen kann; ich war eben damals Gast der russischen Nation. In Simferopol kam ich einige Zeit vor dem programmäßigen Abgang des Zuges an. Die Kassen waren gesperrt; ein Funktionär der Eisenbahn nicht zu sehen und ich konnte nichts darüber erfahren, daß eine Verspätung von mehreren Stunden eingetreten sei. Der betreffende Zug rollte damals von Petersburg bis Sebastopol und wenn zum Beispiel in Charkow schon ein Vierteltag Verspätung war, wurde kein neuer Zug abgelassen. Ich konnte auch nicht erfahren, um wie viele Stunden Verspätung es sich handle, und so harrte ich im Wartesaale beiläufig sechs Stunden, im harten Kampfe mit dem Schlafe, aber ohne es zu wagen, mich demselben zu überlassen.

Die Zahl der Reisenden, die auf den Zug warteten, war massenhaft, und es herrschte noch immer die Sitte, daß ein Teil derselben ihr Bettzeug mitführte, was für den bequemen Aufenthalt im Wartesaal gerade nicht angenehm war. Mein nächstes Ziel war Baktschisarai, die alte Tatarenstadt.

Von Simferopol kam ich mit dem verspäteten Zug beim ersten Grauen des Morgens an meinem neuen Ziele an. Die Stadt selbst war sehr entfernt vom Bahnhofe, was in Rußland merkwürdigerweise sehr häufig ist. Es war kein Wagen vorhanden und ich mußte glücklich sein, daß eine ganz elende Herberge in der Nähe des Bahnhofes war. Es kostete mich große Mühe, am anderen Tage einen Wagen aus der Stadt zu bekommen, um den alten Tatarenpalast zu erreichen. Es war schon der Beamte, der die Oberaufsicht hatte, avisiert und ich daselbst als Gast einquartiert. Der Beamte war ein Junggeselle, in der Stadt war das mohammedanische Fest Ramasan und daher in den einheimischen Restaurants dieser ganz tatarisch-mohammedanischen Stadt nichts zu bekommen. Der Kommandant verschaffte mir zwei Reitpferde und einen Zigeuner als Begleiter, um die interessante Umgebung der Stadt zu besichtigen. Den Hunger stillte ich mit ein paar Eiern und mit Schwarzbrot und erst für den Abend war mir bei einem russischen Ehepaar, einem Lehrer und einer Lehrerin, die für die kleine russische Kolonie in der Tatarenstadt funktionierten, ein kleines Diner ge-

sichert. Ich ritt nun zunächst nach Tschufutkaleh, id est »Judenstadt«. Diese verlassene Stadt bietet eine Szenerie, wie sie nur die Krim aufzuweisen hat. Vielleicht mehr als zwei Drittel der Stadt grenzen an einen natürlichen steilen Abhang. Die Landschaft der Krim ist nämlich eine staffelförmige, so daß man zum Beispiel in einer scheinbaren Ebene reitend plötzlich an einen Abgrund kommt und nur der gutunterrichtete Einheimische weiß, wie man über diese Stufe hinabkommt. Durch solche steile Wände ist eben diese alte Chasarenstadt von Natur aus geschützt. Sie war einst die Residenz der Chasaren, das ist von Tataren, die in historischer Zeit zum Judentum übergegangen waren und große Eroberungszüge unternahmen und selbst einmal Ofen eroberten. Die Nachkommen dieser tatarischen Juden werden heute Karaiten genannt und leben in Rußland als Kaufleute und Ackerbauer mit vollen staatsbürgerlichen Rechten. Es ist nämlich einem angesehenen Priester derselben gelungen, Kaiser Nikolaus I. zu überzeugen oder wenigstens scheinbar zu beweisen, daß diese Juden schon vor der Zeit Christi in der Krim existiert haben. Es ist möglich, daß die jüdischen Bekehrer der Tataren wirklich schon vor der Zeitrechnung in der Krim, so wie zum Beispiel auch in Toledo, waren.

Tschufutkaleh ist heute eine ausgestorbene Stadt, in der das ganze Jahr bloß zwei Geschöpfe leben, nämlich ein Synagogenwächter und eine Milchkuh. Merkwürdig gut erhalten sind Häuser und Straßen, obwohl die Stadt seit so langer Zeit verlassen ist. Nur Fenster und Türen fehlen meist. Eine Eigentümlichkeit von Tschufutkaleh ist, daß es einen Friedhof besitzt, in dem Hunderttausende von Leichensteinen sich befinden. Der Karaite hat nämlich die Sehnsucht, wo er auch sterbe, in Tschufutkaleh begraben zu werden. Wenn diese Stadt auch durch das ganze Jahr wie ausgestorben ist, gibt es doch einen Tag, wo sie ziemlich bevölkert ist. Es ist das hohe jüdische Versöhnungsfest, zu dem zahlreiche Karaiten von der Ferne herbeieilen, um in der dortigen kleinen Synagoge dem Gottesdienste beizuwohnen.

Tschufutkaleh gegenüber an der anderen Seite des Tales existiert ein eigenartiges russisches Kloster. Es ist ganz in einen Felsen hineingebaut und erhält Licht durch Durchbrechung des Felsens. Es zählt eine große Menge Stockwerke. Der Abt empfing mich sehr freundlich und bezeugte mir als Österreicher Sympathie, weil kurz vorher die Dreikaiserzusammenkunft in Skiernewicze war. Noch ein Ort der Umgebung ist interessant, nämlich ein Berg mit

zahlreichen Höhlenwohnungen, mit vielen menschlichen Knochen; wahrscheinlich handelte es sich um Zufluchtsstätten in bewegten Zeiten. Über die Zeit der Bewohnung derselben konnte ich nichts erfahren.

Isolierte Felspartien der Gegend zeigen Formen wie von Menschenhand, so daß mein Begleiter fortwährend versichern zu müssen glaubte, daß es »natürliche« Bildungen seien.

Nach Baktschisarai zurückgekehrt nahm ich das Diner bei dem russischen Ehepaar ein, wobei ich diese aufopfernden Träger der nationalen Kultur bedauerte, denn das Beefsteak, das ich zu essen bekam, soll das beste gewesen sein, das sie seit längerer Zeit auftreiben konnten, und es war fast ungenießbar.

Der Tatarenpalast ist außerordentlich gut erhalten, und ich konnte eine interessante künstlerische Beobachtung machen. Mit Figuren den Palast auszuschmücken, war natürlich den Mohammedanern nicht erlaubt; ein kunstsinniger Khan ließ aber von italienischen Malern sein Heim mit Landschaften schmücken... Inzwischen war der Palastkommandant, der zugleich Polizeichef war, zurückgekehrt und erzählte mir, daß heute nachts die heimische Bevölkerung wegen Ende des Ramasan sehr exzessiv sein werde, daß er aber aus Toleranz beide Augen zudrücke.

Des anderen Morgens fuhr ich nach Sebastopol, das damals noch Zeichen der Verwüstung durch die Belagerung aufwies. Die neugebaute Stadt wurde landwärts weiter zurückgezogen, um sie den Gefahren der Zerstörung von den Schiffen aus weniger auszusetzen. Großes Interesse erregte mir das in der Nähe gelegene Cherson. Es wurde dort ein großer Dom zum Andenken an den Krieg gebaut, und zwar an der Stelle, wo angeblich die erste kleine russische christliche Kirche stand. Daneben war eine kleine Sammlung von Produkten der Ausgrabungen aus antiker griechischer Zeit und auch einige wahrscheinlichst antike Schädel.

Am selben Abend fuhr ich nach Odessa zurück. Ich hatte noch das wunderbare Schauspiel eines Sonnenunterganges und einer magischen Mondbeleuchtung. Ich glaube auch bei dieser Gelegenheit bemerkt zu haben, daß die Wolkenbildungen von den örtlichen Terrainverhältnissen abhängen. Die terrassenförmige Bildung des Terrains der Krim erschien auch in den Wolken und bei der Beleuchtung durch die untergehende Sonne zeigte die Küste das Bild einer brennenden Stadt. Als der Mond voll in diese Wolken hineinleuchtete, glich das Bild einer Gletscherlandschaft. In Odessa erhielt

ich die traurige Nachricht, daß meine Mutter gestorben war, und ich eilte natürlich nachhause. Ich wollte mit dem nächsten Abendzug nach Wien fahren, als ich sehr spät darauf aufmerksam gemacht wurde, daß ich vergessen hatte, einen Abreisepaß zu lösen. Erschrocken eilte ich zu einem Kollegen; dieser fuhr in den Gouverneurpalast, hörte, daß der Gouverneur gerade auf der Ausstellung sei, und suchte ihn dort auf. Der Gouverneur hatte die Freundlichkeit, sofort auf das betreffende Amt zu fahren, so daß ich noch zur rechten Zeit das Abreisedokument erhielt. Ich erwähne diese Details, weil sie zeigen, wie liebenswürdig man in Rußland sein kann.

Diese an Abenteuern nicht arme Reise sollte noch durch eines bereichert werden. Wenige Stationen vor der Grenze ereignete sich, daß, während wir auf der Station waren, ein anderer Zug in entgegengesetzter Richtung auf dem Geleise, das näher am Bahnhofe war, einfuhr. Während es sonst die Regel ist, daß der der Station nähere Zug früher wegfährt, war es hier umgekehrt. Der Kondukteur hatte dies den russischen Passagieren gemeldet; ich und ein Engländer hatten ihn aber nicht verstanden und so sahen wir zu unserem Schrecken, daß der Zug davonfuhr, während wir im Halbnegligé auf dem Perron standen. Ich hätte selbst die Kosten eines Extrazuges bis zur Grenze nicht gescheut; der Stationschef aber bemerkte, daß es viel zu spät sei, den Zug zu erreichen, weil er die Erlaubnis des Extrazuges erst von der Behörde in Kiew verlangen müsse. Aus der Station herauszutreten war unmöglich, wegen der vollständigen Unwegsamkeit der Straße in dieser schwarzen podolischen Ebene, zumal wir beide in Hausschuhen waren. Einen Aufenthalt in der Station zu gewähren, war der Beamte nicht geneigt. Da sah ich einen rettenden Engel, nämlich einen Juden; ich sagte meinem Reisegenossen: »Jetzt sind wir geborgen!« Er holte zunächst einen Leiterwagen, mit dem er uns in einen etwa 200 Meter vom Bahnhofe entfernten kleinen Gasthof führte. Die Stadt war nämlich mindestens $^3/_4$ Stunden vom Bahnhofe entfernt. Als ich dem Wirt eine Depesche aufschrieb, um meine Verspätung in Wien zu melden, war ihm mein Name sehr bekannt, und nachdem der Bote mit der Depesche und mit dem Auftrage, Whistkarten aus der Stadt mitzubringen, abging, entspann sich zwischen dem Wirte und mir ein interessantes Gespräch. Beiläufig drei Wochen vorher war eine junge Komtesse aus der Umgebung von Wien heimgekehrt. Während sie lange Zeit und auch bei ihrer Abreise gelähmt war und auf den Wagen hinauf- und herabgehoben werden

mußte, kam sie diesmal hergestellt zurück. Der Wirt hatte die Mutter gefragt, und diese erzählte ihm, daß die Tochter unter meiner Behandlung so hergestellt worden sei. Nun sagte der Wirt zur Gräfin: »Habe ich Ihnen nicht im vorigen Jahre gesagt, wenn es einem Professor nicht gelingt, Ihre Tochter zu retten, so wird es überhaupt nicht gelingen?« Die Frau des Wirtes, eine rechtgläubige Jüdin, hatte nämlich im vorigen Jahre der Gräfin geraten, zum Wunderrabbi des nächsten Ortes zu reisen. Die fromme katholische Gräfin tat es auch, jedoch ohne Erfolg, und deshalb hatte ihr der Wirt die obigen Worte zugerufen. Die Bewirtung in diesem kleinen Hotel war eine gute, aber etwas einseitige, denn wir bekamen nur Champagner zum Trinken.

Ich hatte auch an den russischen Gendarmerierittmeister an der Grenzstation telegraphiert und dieser schickte das Handgepäck mir und meinem Reisegefährten mit dem Nachtzuge entgegen. Mir fehlten nur 500 Zigaretten und als ich an die Grenze kam, sagte mir der betreffende Rittmeister, der österreichische Grenzbeamte habe sie schon in das für mich bestimmte Coupé gelegt! Die Zollbehörde hatte die Augen zugedrückt. An der Grenze erfuhr ich den Tod Makarts. Armer Meister Hans! Du hast in Deinem Leben viel geschwiegen; wie erschrak ich im Sommer dieses Jahres, als ich bei Dir die Neigung zum Schwätzen vorfand. Das allein hatte genügt, Deine schwere Geisteskrankheit zu enthüllen. Deine letzte Freude war die Schaffung eines Deiner schönsten Werke, des »Frühlings«, in das Du die Verherrlichung eines Dir sehr teuren Wesens hineingetragen hast.

Im Jahre 1897, zur Zeit des Internationalen medizinischen Kongresses in Moskau, machte ich meine dritte Reise nach Rußland. Ich will bemerken, daß ich das Vergnügen hatte, bis in die Nähe von Moskau als Reisegefährten den berühmten russischen Geschichtschreiber Karejew zu haben, für dessen Leben während der letzten revolutionären Vorgänge die Welt nicht weniger zu zittern hatte als für jenes von Gorki. Nicht leicht jemand hat für die Ausbreitung der Zivilisation in Rußland mehr getan als dieser hervorragende Mann, und man kann sagen, daß, wenn das Ministerium für Volksaufklärung seine Pflicht vollerfüllt hätte, es kaum so viel als Karejew geleistet hätte. Er veranlaßte nämlich die Abfassung einer Bibliothek von Büchern, in denen Nichtanalphabeten aller Berufskreise auf den verschiedensten Stufen der Ausbildung die Möglichkeit hatten, sich beruflich und allgemein fortzubilden. Da

ich einen wichtigen Vortrag für die physiologische Sektion hatte, war ich sehr erfreut, als eigentlichen Präsidenten der Sektion Setschenof zu treffen, mit dem ich noch seit den fünfziger Jahren in Wien bekannt war. Ich begegnete auch Tigerstädt in derselben Sektion, der zu meinen ersten Schülern gehört hatte und der in der Sektion die wichtige Mitteilung über seine Versuche mit Renalin machte. Ich selbst sprach über die doppelsinnige Leitung der Nerven, wohl eines der wichtigsten Prinzipe de Physiologie. Wenn die Physiologen, mit ihren Problemen beschäftigt, heute die Bedeutung des Satzes noch nicht würdigen, so ist es nicht weniger gewiß, daß eine rationelle Pathologie den Satz an die Spitze stellen muß. In der neurologischen Sektion habe ich in entschiedenster Weise gegen die fatale Einseitigkeit gesprochen, mit der man einer herrschenden Mode gemäß Tabes und Paralysie générale mit Syphilis in Zusammenhang brachte. Dieser wissenschaftliche Irrtum hat viel Unheil gestiftet und zum rapiden Verfalle der Gesundheit, besonders der Rückenmarkskranken, viel beigetragen.

Ich habe mich bereits 20 Jahre früher auf der deutschen Naturforscherversammlung in Baden-Baden — in Übereinstimmung und auf Aufforderung Westphals — gegen die übertriebene Rolle, welche von Erb der Lustseuche für die Tabes zugeschrieben wurde, ausgesprochen, mir aber vorbehalten, die Sache noch einmal zu überprüfen. Ich habe kurze Zeit nach dem Moskauer Kongresse in einem Werke, »Tabesfragen« (1901, Urban und Schwarzenberg, Wien—Berlin), meine Resultate niedergelegt. Bei dem großen Interesse, welches diese Frage für das weiteste Publikum hat, will ich bemerken, daß ich zum Beispiel eine Klasse von Patienten beobachte, die höchst ausnahmsweise syphilitisch und, nebenbei bemerkt, auch selten alkoholistisch sind und dennoch — und zwar mehr als andere Klassen — an Rückenmarksdarre und allgemeiner Paralyse leiden, das sind die russischen und polnischen Juden. Ich komme auf diese Frage in einem anderen Abschnitte zurück.

Die Gelehrten können sich nicht daran gewöhnen, zu wissen, daß sie etwas nicht wissen. Sie verallgemeinern einzelne Beobachtungen und sagen ohne gehörige Begründung so lange etwas aus, bis sie es selber glauben und die Schüler ihren Lehrern gedankenlos nachbeten.

Der Ausflug nach Nischni Nowgorod zeigte ein eigenartiges Bild dieses auf alljährigem Diluvium abgehaltenen Marktes, der ein buntes ethnographisches Bild auf breiter russischer und orientalischer

Grundlage zeigt. Die Oberstadt erscheint, wie viele wachsende russische Städte, fast westeuropäisch.

Seitdem habe ich noch eine spezielle Konsultationsreise nach Schitomir in Wolhynien gemacht. Diese ganz moderne Stadt, die durch ihre zahlreichen Gärten eine große Ausdehnung besitzt und sehr viele schöne, besonders moderne künstliche Bauten aufzuweisen hat, zeigt die Gegensätze, die wir im modernen Rußland so oft antreffen, so zum Beispiel eine ganze Reihe männlicher und weiblicher Gymnasien, deren Ausmaß wohl die der meisten Länder Europas übertrifft, während der Volksschulunterricht im Argen liegt. Ich war gerade in jenen Maitagen des Jahres 1903 anwesend, als die ganze arbeitende Bevölkerung in großer Unruhe sich befand und sogar am 1. Mai der Boulevard mit Militär besetzt war. Ich traf eine ganze Karawane von gefangenen Arbeitern, die aus der Umgebung ins Kreisgefängnis gebracht wurden. Die Gärung bestand schon; nur das Ausland wußte davon nichts.

Zu gleicher Zeit gastierte eine ausgezeichnete Schauspielertruppe im Theater und es wurden Schillers »Räuber« (!) gegeben, deren freiheitliche Sätze besonders von der Gymnasialjugend mit phrenetischem Beifalle aufgenommen wurden.

Sehr überraschend ist das Landschaftsbild von Schitomir. Wenn man sich in einer Richtung dem Ende der Stadt, die auf einer Erhöhung liegt, nähert, sieht man in einem tiefen Einschnitte den Fluß, der seeartig erweitert erscheint. Die Landschaft erinnert an das Hans Heilingbild bei Karlsbad und teilweise an das tiefeingeschnittene Tivoli.

Ich hatte also nicht bloß ein Stück der heutigen Bewegung gesehen, sondern habe auch wieder einen Einblick in eine unglaublich korrupte Administration, und zwar durch einen autonomen hochstehenden Funktionär, der nichts weniger als revolutionär gesinnt ist, bekommen. Was ich da von dem Polizeichef und dem von ihm berufenen »Brandmajor« hörte, ist grauenhaft und hat seitdem den Weg in die Öffentlichkeit gefunden. Als Fremder scheue ich mich die Tatsachen mitzuteilen.

XIII. Zur Philosophie der Geschichte Österreichs.*)

Politische Erinnerungen.

Ich habe in den früheren Abschnitten betont, daß ich den »guten Österreicher«, wenn man so sagen will, nicht loswerden konnte. Selbst der fanatisch revolutionäre Junge von 1848 freute sich über die Siege Radetzkys und der unter dem Konkordat sozial Erdrosselte freute sich über die »Einigung« Österreichs unter den Staatsmännern der fünfziger Jahre.

Das erbärmlichste politische Machwerk Schmerlings mit seiner Karikatur eines Parlaments, das der heutigen russischen Reichsduma geschichtlich am nächsten steht, die Februarverfassung, erfreute mich wegen einzelner freiheitlichen Prinzipien, und ich sah den Riesenfehler der Österreicher nicht, daß sie sich eine Verfassung oktroyieren ließen, statt auf der Herstellung und dem Weiterbau der Kremsierer Verfassung zu bestehen. Die Ungarn, welche die Lehre von der Verwirkung der Verfassung nicht anerkannten — ein Standpunkt, den Fischhof und Unger schon während der Reaktionsepoche in einer politischen Streitschrift einnahmen — haben damals ihre politische Superiorität gezeigt.

Da die Wählerschaft gering an Zahl und noch viel geringer an politischer Schulung war, so daß die Wahlen überhaupt nur von einer geringen Minorität der Bevölkerung ausgingen, und da die Mitglieder des parlamentarischen Schmerlingtheaters noch aus Wahlen der Landtage indirekt hervorgingen und noch dazu Interessenvertretungen, besonders des Grundbesitzes, der Handelskammern etc., bestanden, so war das Parlament als Volksvertretung in seinem Charakter eigentlich ganz verfälscht. Wenn das Parlament doch an Bedeutung gewann, so war es, weil viele begabte Männer und Redner darin waren, vorzugsweise 1848er, mit ihrem freilich dok-

*) Auf Wunsch des Verlegers wurde dieser Abschnitt hier eingeschaltet.

trinär beschränkten Freiheitsprogramme. Die nationalen Parteien waren zurückgedrängt — die Italiener, die Ungarn im weitesten Sinne des Wortes, die Kroaten und die Siebenbürger außer den Sachsen kamen gar nicht in Betracht — und so schien es einige Zeit, als ob ein deutscher parlamentarisch angestrichener Zentralismus in Österreich herrsche. Das Verlangen nach freisinnigen religiösen Gesetzen, besonders nach Aufhebung des Konkordats, die Einführung der direkten Wahlen, die freie Wahl des Präsidenten, wurde erhoben, aber lange nicht erfüllt. Der größte Fortschritt dieser Zeit lag hinter der Szene und bestand in der politischen Fortbildung der Bevölkerung, die freilich in ihrer Majorität ohne direkten politischen Einfluß war.

Von den Bewohnern des Reiches der Stephanskrone konnte man allenfalls auf die Kroato-Slawonier, die Serben des Banats und die Slowaken, welche im Jahre 1848 einen so blutigen Kampf gegen die Ungarn führten, rechnen, daß sie ins Wiener Parlament Deputierte schicken würden. Dazu waren aber die Wiener Politiker viel zu unfähig und besaßen viel zu wenig Sachkenntnis. Schmerling war, was ich einen »Graben- und Kohlmarktpolitiker« nenne, der von österreichischen Verhältnissen außerhalb Wiens keine Ahnung hatte und erst als Minister Stunden über ungarisches Staatsrecht nahm. Man hat seit der zentralistischen Bewegung im 18. Jahrhundert ganz vergessen, daß man die Geschichte offiziell entstellen könne, aber nicht ihre Spuren verwischen. Selbst in scheinbar zentralistischen Staaten, wie Frankreich und Spanien, haben die Vereinigungen die alten historischen Trennungen nicht verwischt und die zukünftige russische Geschichte wird diese Tatsache greller beleuchten als die eines anderen Landes. Während die politisch geniale ungarische Nation unter genialen politischen Führern stand, »wartete« Schmerling auf ihr Einrücken. Schon die Kunst und die Macht des passiven Widerstandes in Ungarn hätten ihn eines Besseren belehren sollen, obwohl die Machtmittel der Zentralregierung fast unbeschränkt waren. Die Deutschen und Juden in Ungarn fühlten sich, wenn auch nicht als Magyaren, doch als »Ungarn« und standen zur 1848er Verfassung, die keine Karikatur, wie die Schmerlings war. Wie man die Kroaten nach Wien zu ziehen suchte, habe ich in drastischer Weise persönlich kennen gelernt.

Eines Tages wurde ich in ein Hotel zu einem gelähmten alten Herrn zum Konsilium gerufen. Ich hielt ihn für einen kroatischen Gutsbesitzer. Er fragte mich naiv, warum man in Wien so sehr

wünsche, daß die Kroaten ins Wiener Parlament einrücken. Ich erklärte ihm, daß es wegen der Isolierung der Ungarn und wegen der Komplettierung des Zentralparlaments sei. Da trat jemand ein und sprach den Herrn mit Exzellenz an. Das war der Mann, den der Minister für Ungarn nach Wien berufen hatte, um ihn zum Ban von Kroatien zu ernennen, mit der Aufgabe, die Kroaten nach Wien zu bringen. Er war ein höherer Gerichtsbeamter... Da waren viel geschicktere ungarische Politiker am kroatischen Webstuhle beschäftigt, um das kroatische Gespinst von Wien fernzuhalten. Die Ungarn gewannen bei dem Ausgleiche mit Kroatien das kostbare Litorale von Fiume und die Nation der Pusta wurde ein Volk mit Seehandel.

Hätte damals überhaupt die Möglichkeit bestanden, die Gesamtmonarchie im Sinne der fünfziger Jahre zu erhalten, so wäre es Sache der Tschechoslawen von Böhmen und Mähren gewesen, wenigstens die Slowaken für Wien zu gewinnen. Allein jene waren in der Opposition und es fehlte ihren Führern auch offenbar der Weitblick, um zu ermessen, welche Folgen für ihre Stammesbrüder in Oberungarn die magyarische Herrschaft haben werde.

Ein Führer der Slowaken vom Jahre 1848 erzählte mir später einmal, als ich an sein Krankenbett gerufen wurde, wie ihn die Ungarn umgarnt hatten, welche Versprechungen inbezug auf nationale Selbständigkeit gemacht wurden, um sie von Wien fernzuhalten. Es waren Mitglieder der magyarischen Opposition von damals — ich glaube, er nannte mir Tisza, der mit ihm unterhandelte — und er ging auf den Leim. Die Versprechungen wurden natürlich nicht gehalten.

Die Banater Serben waren zu schwach. Ihr Führer, den ich auch an seinem Lebensende behandelte, erzählte mir, wie hart ihm zugesetzt wurde, als die Ungarn nach 1867 zur Herrschaft kamen. Die Rumänen in Ungarn scheinen damals ganz führerlos und in voller politischer Unschuld gewesen zu sein und sie wissen auch heute noch nicht, wie sie sich die ihnen gebührenden Rechte erwerben sollen.

Im österreichischen Parlament vertraten Italiener das slawische Dalmatien — es befinden sich dort nur 10.000 Italiener! — und zum Teil die slawischen Istrianer. Die Polen verdrängten größtenteils die Ruthenen. Die kleine Bourgeoisie — später die Fünfguldenmänner genannt — erhielt erst 1883 ein Wahlrecht und das arbeitende Volk im engeren Sinne fehlte ganz. Es erhielt erst

1896 eine Art von aktivem und passivem Wahlrechte. Und da sprach man von einer Volksvertretung!

Die Katastrophe von 1866 hat die Stephanskrone förmlich von Zisleithanien getrennt und die gemeinschaftlichen, gesetzlich festgelegten Verbindungen wurden zur schweren Bürde und Hemmung im österreichischen Parlament. Unter der Wucht der Katastrophe wurde die direkte Reichsratswahl eingeführt, wobei die Polen ein Stück Autonomie gewannen, um desto besser, wie die Katze mit der Maus, mit den Ruthenen hantieren zu können. Und doch hängt die Zukunft der Polen von der Freundschaft mit den Kleinrussen ab, deren Resurrektion in Rußland und in Österreich zweifellos eine Frage nicht zu ferner Zukunft ist. Das Konkordat wurde abgeschafft und wenigstens eine Notzivilehe geschaffen und unter Hasner das eingeholt, was unter Leo Thun nicht geschah, nämlich ein freisinniges Volksschulgesetz geschaffen. Solange die Regierungsmänner in gewissen Richtungen freisinnig waren, solange herrschte ein gewisser Freisinn im Sinne der Gesetze; später wurde dieses Verhältnis anders, als die Regierungsmänner konservativ oder eigentlich schwach und haltlos wurden.

Der Verkehr mit Männern aus allen Ständen, Nationalitäten und Parteien, sowie Betrachtungen über die historische Entwicklung Österreichs, losgelöst von den jeweiligen Zeitbildern und Persönlichkeiten, weitsichtige Einblicke in die Verhältnisse verschiedener europäischer Länder eröffneten immer mehr meinen Blick in die Tiefe und in die Abgründe des politischen Lebens in Österreich. Um das Jahr 1870 entwickelte sich das fressende Geschwür in Österreich — der Kampf zwischen Deutschen und Tschechen — immer offener. Dieses Verhältnis wird durch folgendes Ergebnis bestens charakterisiert. Wenige Jahre vorher war bei mir ein Advokat aus einer Stadt Mährens mit gemischter Bevölkerung erschienen, um sich mit mir wegen seiner Nervosität zu beraten. Nachdem ich ihn angehört hatte, sagte ich ihm, es müsse eine fortwährende äußere Erregung die Ursache seines Leidens sein. Er antwortete, ich hätte es erraten; sein tschechischer Kollege mache ihm das Leben so sauer. Nach zwei Jahren brachte er mir diesen Kollegen. Auch er war sehr nervös geworden. Sie hatten sich befreundet, aber beide waren krank. Damals tobte der Kampf bei den Nationalitäten noch nicht so öffentlich; es war mehr ein millionenfacher Konkurrenzkrieg im Kleinen. Da sagte ich den Herren: »Ihr repräsentieret die nächste Zukunft Österreichs. Zuerst werden die beiden Völker sich und das

Reich ruinieren und sie werden den Schaden nicht leicht gutmachen, wenn sie sich einmal versöhnen.«

Im Jahre 1879 unternahm es einer der tiefsten Kenner österreichischer pragmatischer Geschichte Dr. Adolf Fischhof, die Versöhnung beider Nationen herbeizuführen.

Der staatskluge Deak hatte den Kroaten ein unbeschriebenes Blatt Papier gereicht, damit sie darauf die Bündnisbedingungen schreiben. Er wußte, daß auf diesem Blatte weniger Ansprüche und Kontroversen geschrieben sein werden als auf einem im vorhinein beschriebenen Blatte. Die Tschechen hätten sich Anno dazumal mit einem unbeschriebenen Zettel begnügt.

Adolf Fischhof hatte der Revolution am 13. März 1848 sozusagen den Mund geöffnet und war ein gemäßigter Führer geblieben. Er wurde Sanitätsreferent im Ministerium, legte aber nach der Oktoberrevolution diese Stelle nieder und ward einer der geschicktesten und wohltätigsten Ärzte Wiens. Er beschäftigte sich dabei immer mit Politik und schrieb mit Unger das frühererwähnte Werk. Die Überbürdung machte ihn zum Idealneurastheniker, und er mußte sich in eine Einsamkeit — Emmersdorf in der Nähe des Wörthersees — zurückziehen. Ich war sein Arzt während seines Leidens gewesen und bin dadurch zu ihm in näheren geistigen Kontakt getreten. Fischhof lud im September 1878 die Führer der Deutschen und der Tschechen nach Emmersdorf zur Abschließung eines Versöhnungspaktes ein. Aber obwohl einer der angesehensten Journalisten, der Redakteur der »Neuen Freien Presse« Etienne, mit dem Führer der Tschechen bei Fischhof erschien, sagte im letzten Moment der unglückselige Führer der Deutschen, Herbst, ab. Die Wiener liberale deutsche Presse hatte früher viel gesündigt und sie hatte selbst die Tschechen zu den »Karyatidenvölkern« gerechnet. Desto bedeutsamer war der Schritt Etiennes und desto bedauerlicher, daß die Deutschen die Bedeutung einer Versöhnung damals und noch lange später nicht einsahen.

Es war inzwischen eine terrorisierende deutschnationale Partei entstanden, zu deren fanatischesten Anhängern anfangs — Juden gehörten. Diese Partei kann W. Scherer als ihren Vater ansehen. Dieser hätte es gern gesehen, wenn wenigstens ganz Zisleithanien im Nikolsburger Frieden zu Deutschland geschlagen worden wäre. Er wollte zum Beispiel, daß die neugegründete Anthropologische Gesellschaft in Wien sich als Filiale der Deutschen Gesellschaft konstituiere. Er trug die extremnationale Gesinnung in die Lehramts-

kandidaten und Lehrerseminarien hinein und diese strahlte dann zunächst in die Jugend der deutschen Mittelschulen, in die deutsche Turnerschaft und in die Universitätsjugend. Die Nichtteutonen wurden natürlich bald abgestoßen, und es entwickelte sich eine immer gesteigerte Intoleranz gegen jede andere Nationalität sowie der Rassenantisemitismus.

Als der Tag von Emmersdorf scheiterte, sollte in Wien — einige Jahre später, 1882 — eine Partei unter dem Namen »Deutsche Volkspartei« gegründet werden, welche die geplante Versöhnung herbeiführen sollte. An ihrer Spitze standen ein innigst deutscher Mann, Baron von Walterskirchen, und Fischhof. Eifriges Mitglied des vorbereitenden Komitees war Dr. Karl Lueger, damals Demokrat, und unter anderen auch ich. Wir waren wie Fischhof gute Österreicher und wollten, daß dessen Völker ihr Glück und ihre Ideale in Gemeinschaft verfolgen. Zu den eifrigsten Mitgliedern gehörte auch Dr. Ferdinand Kronawetter, das Haupt der damals nicht ganz unbedeutenden, gediegenen demokratischen Partei, und als eifriger Jünger Dr. Isidor Singer. Die konstituierende Versammlung wurde durch die Deutschnationalen unter Führung des Juden Friedjung, des Verfassers des sogenannten Linzer Programms (!), gesprengt. Daß Friedjung bald aus seiner absolut »arisch« gewordenen Partei ausgemerzt wurde, versteht sich von selbst; er hat seine Jugendsünden als Historiker später wettgemacht.*) Auch mir trugen viele jüdische Ärzte mein Einstehen für die Versöhnung nach; die Schmöcke waren auch fanatisch deutschnational, bis sie die Deutschnationalen vor die Tür setzten.

Ich möchte hier eine Erinnerung aus jener Zeit auffrischen. Bei einem Studentenkommers stimmte die Korona das Lied »O, du mein Österreich« an. Da entfernten sich die deutschnationalen Studenten — damals noch eine kleine Schar — und kehrten erst nach dem Schlusse des Liedes zurück. Da sagte ich einem befreundeten Wiener Abgeordneten — Karl Hofer — neben dem ich saß: »Diese Leute werden Euch bald verdrängen. Die wissen, was sie wollen. Ihr seid Deutsche und wollt gute Österreicher sein. Ihr wißt aber nicht, welche Konzessionen Ihr dann den anderen Österreichern machen müßt.« Die Halben wurden auch bald verdrängt.

*) Daß der »Arismus« eine der glänzendsten Dummheiten der Kulturgeschichte ist, habe ich im Schlußkapitel meiner Schrift: »Das biomechanische Denken in der Medizin und in der Biologie« unter dem Titel: »Adam und Eva in der Anthropologie« nachgewiesen. (1903, bei Fischer in Jena.)

Ich war politisch zwar noch nicht eigentlich persönlich in die Öffentlichkeit getreten; ich war aber im Strome drin. Ich wußte, daß ich politisch vollständig unmöglich sei. Meine Richtschnur war, immer vernünftig und gerecht zu sein, und das ist politisch — wenn auch innerhalb einer minimalen Opposition — nur möglich in einem Staate, wo jeder so denkt und handelt, als es natürlich ist, nicht aber in einem Staate, wo aus nationalen Gehässigkeiten der Freisinnige ein Bündnis mit der fanatischen Reaktion eingeht und selbst die Standesinteressen dem nationalen Chauvinismus geopfert werden. Für mich ist der oberste Zweck der Gesellschaft, also des Staates, die psychische Erhebung zu jener Kulturstufe, welche durch die geistige Arbeit der modernen Völker — der romanischen, germanischen und auch der slawischen — mit Hilfe der Wissenschaft errungen ist, daß daher die volle geistige und sittliche Freiheit hergestellt und das reale Leben der Menschheit von der Legende und der metaphysischen Spekulation befreit und daß ebensosehr das materielle Wohl aller Schichten der Bevölkerung gehoben werde. Um diese obersten geistigen Ziele kümmerte sich aber eigentlich keine Partei in erster Richtung.

Ich war ein Demokrat; die Gesellschaft, mit der ich meist verkehrte, gehörte aber der sogenannten liberalen Verfassungspartei — dem Gros des gebildeten Bürgerstandes — an. Diese Partei war aber wohl die bornierteste und unfähigste der Welt. Ich habe ihrer nationalen Halbheit schon Erwähnung getan. Sie hatte keine Ahnung von der Bedeutung und Macht der großen Bewegung, welche sich unter den Arbeitern regte. Der Ausspruch Giskras, die soziale Bewegung höre in Bodenbach auf, gehört wohl zu den ungeheuersten Albernheiten, die je ein Mensch ausgesprochen hat. Auch die große Bewegung unter den Gewerbsleuten blieb unbeachtet. Den größten Einfluß hatte das Großkapital und dieses beherrschte die Presse. Die dumpfen Volksschreie aus der Tiefe fanden kein Gehör. Die demokratische Partei allein hatte Fühlung nach unten; sie wurde aber lange von den »Liberalen« mit politischer Borniertheit bekämpft. In Ungarn wäre die herrschende Partei froh gewesen, solche zwei Oppositionsparteien zu haben, wie die deutsche Volkspartei und die demokratische, um die Fühlung mit den anderen Nationalitäten und den »unteren« Schichten zu haben. Dies hätte sie — wenn sie überhaupt politisch begabt gewesen wäre — auch von der Partei, die ich als »österreichische Staatspartei« schildern werde und welche zu allen Zeiten in Österreich den größten Einfluß hatte, lernen

können. Allseitige Fühlung unterhalten, um von keiner Situation überrascht zu werden und jede ausbeuten zu können, ist wohl das oberste politische Strategem.

Wie wenig die Wiener Regierungskreise Österreich und seine Sonderverhältnisse kannten, beweist die Tatsache des Aufstandes in der Krivoscie 1869. Durch internationalen Vertrag — bei der Übernahme der Provinz — hatte die Bevölkerung die Zusicherung gegen regelmäßigen Kriegsdienst erhalten. Als 1869 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und ohne weiteres auf diese Bevölkerung ausgedehnt wurde, setzten sich die tapferen und rauflustigen Gebirgsbewohner — welche Jellachich viele »Rotmäntler« geliefert hatten — zur Wehr. Es wurde gekämpft und gehenkt, bis ein südslawischer General (Rodich) zur Verhandlung geschickt wurde, der die Bevölkerung belehrte, sie zum Frieden bekehrte und ihr sogar die formell abgelegten Waffen wiedergab. Man machte sich in Wien noch über diesen Frieden von Knezelac lustig, statt daraus zu lernen, um wieviel wichtiger es für einen österreichischen Minister und Politiker ist, österreichische Geschichte zu kennen, als für die Matura die Gaukämpfe von Latium auswendig gebüffelt zu haben.*)

Den schwersten Fehler beging die Verfassungspartei, als es sich um die Angliederung der Herzegowina und Bosniens handelte. Es konnte keinem Einsichtigen verborgen bleiben, daß die Vorgänge in diesen Provinzen, welche auf eine Loslösung von der Türkei hinzielten, nicht ohne Einfluß der maßgebenden Kreise von Wien, unter denen sich damals viele hervorragende südslawische Generale befanden, vor sich gingen, obwohl vielfach heterogene Elemente eingriffen. Bei der ersten Nachricht eines Aufstandes in diesem Gebiete sagte ich einem deutschen Politiker, das sei der Anfang der Annexion dieser Länder durch Österreich. Ich habe später durch persönliche Berührung mit »Faiseuren« dieser Bewegung interessante Details erfahren; die Teilnahme von offiziösen österreichischen Kreisen wird wohl noch lange ein Geheimnis bleiben.

Einer der Faiseure war ein russischer Journalist und Nachkomme der alten Woiwoden der Herzogtümer. Er gestand mir, er

*) Es wurde, wie es scheint, damals dieser Bevölkerung das unvorsichtige Versprechen gegeben, sie von der allgemeinen Wehrpflicht zu befreien, denn der neue Versuch der Einführung derselben (1881) erzeugte einen neuen Aufstand, der blutig unterdrückt werden mußte.

hoffte Herrscher dieser Provinzen zu werden, wenn der Befreiungskampf durch den Aufstand gelungen wäre. Ein anderer Faiseur war ein dalmatinischer Kollege. Er erzählte mir, daß die Insurgentenschar vorwaltend aus Dalmatinern und Montenegrinern bestand und sehr klein war. Als die »Neue Freie Presse« einen Berichterstatter schickte, wurde er ins Insurgentenlager geführt und dieselbe Schar ihm dreimal an einem Tage an verschiedenen Punkten des Gebirges vorgeführt. Über Kämpfe und Siege wurde täglich nach Triest telegraphiert, von wo aus die Nachrichten verbreitet wurden und die Dalmatiner der Triester Börse lieferten die Geldmittel.

Proviant und Munition wurde von den Küstenorten ins Gebirge befördert, wobei die österreichische Gendarmerie wenigstens scheinbar hindernd in den Weg trat. Es wurde immer ein Bote an die Gendarmerie verraten, dieser wurde mit seinem Pulverfäßchen abgefangen, während die Zutragung auf anderen Wegen und durch andere Boten geschah.

Die Aufstandskomödie wäre ja ohne Folgen geblieben, wenn nicht ein europäisches Mandat, das natürlich von den maßgebenden Wiener Kreisen begehrt und von Bismarck unterstützt wurde, Österreich in den faktischen Besitz dieser Länder gesetzt hätte.

Diese Besitzergreifung (1878) war eine Lebensfrage für Österreich. Sonst hätte das Königreich Serbien ein zweites Savoyen für Österreich werden und ein Großserbien entstehen können, das nach und nach Dalmatien, Kroatien, Slawonien und einen Teil des Banats nach dem Nationalitätenprinzip an sich hätte reißen können. Daß die deutsche Verfassungspartei nicht vom Anfange an — wie ich es als bescheidener Privatpolitiker tat — merkte, daß hier der maßgebendste Faktor des Reiches im Spiele war und daß die Partei nicht die Macht habe, die Annexion zu hindern, und daß sie überhaupt so wenig politische Einsicht hatte, die Notwendigkeit der Erwerbung einzusehen, beweist ihre vollständige politische Unfähigkeit, die auch ihre vollständige Lahmlegung bedingte. Man wollte keinen weiteren slawischen Zuwachs, obwohl dieser die berechtigte Existenz der Deutschen Österreichs kaum tangierte. Eine wirkliche Beeinträchtigung des berechtigten Besitzstandes haben die Deutsch-Österreicher in Zisleithanien wahrlich nicht zu befürchten, schon wegen der Schonung, welche das Nationalgefühl der Reichsdeutschen verlangt. Weit gefährlicher war und ist der Zuwachs für die Magyaren, denen eine gewaltige slawische Hochflut eher ans Leben gehen kann. Die magyarischen Staatsmänner waren aber einsichtig genug

zu wissen, daß sie zu ohnmächtig sind, die Ereignisse aufzuhalten. Sie machten gute Miene, wenn ihnen auch das Spiel ominös erschienen sein mochte, und das politisch reife magyarische Volk lehnte sich gegen seine einsichtsvollen Führer nicht auf.

Ich will hier ein pikantes Erlebnis mitteilen, welches ich mit dem früher genannten Nachkommen der Woiwoden der Herzegowina und Bosnien hatte. Derselbe war ein wichtiger politischer Agent und ein höchst einflußreicher Journalist in Rußland. Er war Mitarbeiter der »Nowoe Wremia« und schrieb viele Artikel, die Katkof zugeschrieben wurden und die bekanntlich einen so großen Einfluß auf den russischen Kaiser hatten. Im Sommer 1886 war der Mann — er hieß Voidarewitsch — bei mir als Patient in Wien. Er wohnte im Grand Hotel und kam täglich — ohne Maske — zu mir. Er schrieb fast täglich aus Wien einen Bericht an sein Blatt. Ende August teilte er mir mit, daß der russische Minister des Äußern nicht ins böhmische Bad reise, wie bestimmt worden war, daß der russische Botschafter in Konstantinopel in Wien sei und nicht an seinen Bestimmungsort, sondern nach Petersburg reise. Daß diese Tatsachen Herrn Voidarewitsch so bekannt waren, regte in mir den Verdacht, daß etwas im Werke sei und daß es sich wahrscheinlich um die Absetzung des Battenbergers in Sofia handle. Ich suchte einen bekannten Hofrat auf und sagte ihm, er möchte die Tatsachen und allenfalls auch meine Vermutung dem Minister des Äußern — Kalnoky — mitteilen. Dieser war frappiert, da der russische Gesandte schon bei ihm war und ihm sagte, er gehe in Privatangelegenheiten nach Petersburg. Er wollte wissen, von wem ich die Nachricht habe, was ich natürlich im Interesse meines Patienten verschwieg. Das Geheimnis dürfte bei der Staatspolizei bis heute noch nicht enthüllt sein, obwohl die Anwesenheit einer solchen Persönlichkeit und ihrer Bedeutung der Staatspolizei überhaupt kein Geheimnis sein sollte. Ich hatte richtig vermutet; eine Woche später wurde Fürst Alexander Battenberg (7. September 1886) zur Abdankung gezwungen.

Der russische Politiker verließ bald — nach Beendigung seiner Kur — Wien und ging nach Berlin. Dort war man über seine Persönlichkeit besser informiert und ich erfuhr, daß er in Hofkreise gezogen wurde. Später hörte ich, daß er es gewesen sei, der durch erlogene Artikel dem großen Reichskanzler die Gunst und das Vertrauen des russischen Kaisers entziehen wollte — eine Intrigue, der bekanntlich Bismarck mit der ihm eigenen

Offenheit und Energie entgegentrat. Der Urheber der Intrigue mußte dann Berlin verlassen.

Das, was einem Unbefangenen, der politisch den Deutschen am nächsten stand, das politische Leben ganz verleiden mußte, war, daß die Deutschen immer gegen jede Schmälerung ihres »Besitzstandes« kämpften und bis jetzt kämpfen, ohne sich zu fragen, ob der »Besitzstand« auch ein vollberechtigter ist. Sie waren die beati possidentes und beherrschten ganz viele Reichsteile, die eigentlich Besitzstand anderer Nationen waren. Diese waren ihre Mündel und als diese volljährig wurden und den ihnen zukommenden Besitz forderten und fordern, wollte man diese Volljährigkeit nicht anerkennen, sich nicht mit den Mündiggewordenen friedlich auseinandersetzen. Darum wird das natürliche Gleichgewicht unter Konvulsionen, unter Haß und Kampf, die beide Teile schädigen, errungen, weil beide Teile Akte der Gewalttätigkeit, des Unrechtes und der Unbilligkeit begehen und mit Hilfe von Obstruktion bald der einen, bald der anderen Seite die geistige, sittliche und ökonomische Wohlfahrt beider und aller gefährden. Leider ist die Regierung zu schwach, um bald nach der einen und bald nach der anderen Seite einen Druck auszuüben, um das Unausweichliche ins Leben zu rufen und wir müssen warten, bis die Menschen gescheiter und gerechter und bis sie so ehrlich werden, den Ihrigen das Unausweichliche aufzudrängen. Es ist für Parlamentarier viel einträglicher, die Leidenschaften aufzustacheln, als sie zu besänftigen, wenn es gilt, den persönlichen Einfluß zu wahren.

Wenn wir nun sehen, wie unvernünftig besonders die nationalen Parteien die Freiheiten, die Rechte, den Wohlstand der Bevölkerung und die Existenz des Reiches gefährden, so muß sich der Denker die Frage aufwerfen, welche Kräfte eigentlich das Reich zusammenhalten? Die Antwort lautet: Die Dynastie mit der auf der Oberfläche des Reichslebens oft unsichtbaren »Staatspartei«.

Man hat mit einem Bonmot die Entstehung des österreichischen Großstaates erklären wollen, nämlich mit dem Satze: »Alii gerant bella, tu felix Austria nube.« Allein, wenn auch vielleicht die persönlichen Eigenschaften der Mitglieder der Dynastie manche politische Heirat erleichtert haben mögen, diese Angliederungsheiraten gingen aus geschichtlichen Notwendigkeiten und Bedürfnissen hervor und das historische Gesetz dieser Notwendigkeiten hält das Reich zusammen, so

groß auch oft die Fehler und die Sünden der Regierenden und der Regierten sein mögen. Dies ist die wahre Philosophie der Geschichte Österreichs.

So oft eines der Völker Österreichs sich aus eigener Kraft von der Dynastie loslösen wollte, scheiterte es unter furchtbaren Leiden. Das haben die Tschechen im 17. Jahrhundert und die Ungarn öfters erfahren. Die Dynastie ist der Kern, die Klammer und der Kitt, der das Reich zusammenhält. Wenn auch heute in Österreich ein Pessimismus herrscht, der die Existenz des Reiches in Frage stellt, so beweist dies nur die Kurzsichtigkeit der Pessimisten. Im Auslande schaut man diesen hysterischen, politischen, inneren Konvulsionen mit Erstaunen zu; daß es der Monarchie an den Lebensnerv gehe, glaubt kein ernster Mensch in Europa. Daß sich um die Dynastie im Laufe der Zeiten immer weitere Kreise sammelten, welche den Reichsgedanken hochhalten, versteht sich von selbst und diese bilden die »Staatspartei«. Den Kern derselben bilden die Armee und vor allen die traditionellen Militärfamilien und das Gros des Offizierskorps. Möge von letzterem einmal in einem nationalen Konflikt ein Teil abfallen, es wird immer nur ein kleiner Teil sein. Es ist eine interessante Beobachtung, daß beim gegenwärtigen Konflikt mit Ungarn die ganze politische Welt Europas gegen den Übermut der Magyaren Partei ergreift.

Zur Staatspartei gehört auch ein großer Teil des Hochadels, dem es heute — mit Ausnahme des magyarischen — nicht mehr einfällt, die Macht der Krone auf einen Schein herabdrücken zu wollen. In diesen Familien existieren Traditionen, die Reichstraditionen sind. Zu bedauern ist nur, daß diese Kreise aus der Reichsernte einen zu großen Lohn einheimsen und daß sie so oft an der Arbeit sind, statt die Freiheiten und die Rechte des Volkes zu schützen und zu heben, auf deren Herabdrückung hinzuarbeiten. Die Zeit Wallensteins, wo hochmütige böhmische Aristokraten ihr Haupt auf die Höhe von Dynastien zu erheben suchten, ist jedoch längst vorüber. Auch der polnische Hochadel, der noch vor 40 Jahren aus lauter Kronkandidaten bestand, hat sich der Dynastie und der Staatspartei genähert. Es war nach meiner Beobachtung zuerst der Graf Louis Wodzicki, der eine Zamoyska zur Frau hatte, der die Notwendigkeit dieser Annäherung erkannte. Zur Staatspartei zählen noch viele Beamtenfamilien, in denen der Staatsdienst traditionell ist und mehr oder minder alle höheren Staatsdiener. Ein natürlicher Fehler dieser Staatspartei, besonders gewisser Kategorien, ist der

Mangel an Schwung im Dienste des Staates und darum habe ich diesen Geist als »ärarischen« bezeichnet. Es gelingt auch selten, in selbst dem Throne sehr Nahestehende Begeisterung und selbständige Gedanken hineinzutragen. Ein hochgradiger Formalismus erdrückt auch den bedeutendsten Individualismus.

Wenn auch manche Fuge manchmal kracht und manchmal ein Staatsrad einen verfehlten Lauf einschlägt, die Mechanik des historischen Reichsgesetzes bringt wieder alles in Ordnung und im loyalen, einmütigen und charaktervollen Kampfe gelingt es auch, die Volksrechte, die Forderungen der Freiheit und des Fortschrittes zu erringen. Der Mißerfolg ist das Produkt der Uneinigkeit der Völker und der Herrschsucht des einen Bevölkerungsteiles über den anderen. Wem die kulturellen großen Zwecke die Hauptsache sind, der muß als Österreicher auf eine heimische Initiative meist verzichten. Die großen Prinzipien müssen erst in der Fremde aufgestellt und lange durchgeführt sein, bevor man in Österreich auf deren Einführung rechnen kann.

Eine der charakteristischen Eigenschaften Österreichs, welche größtenteils auf das Konto der »Staatspartei« fällt, ist die Antipathie bis zur Verfolgungssucht aller unabhängigen, irgendwie bedeutenden Menschen. Das historische Zwangsgesetz modifiziert die Leistungsart; es benimmt der Leistung eine gewisse Subjektivität und daher entsteht ein offizieller Antagonismus gegen jene Leistungen, die sich zur nationalen Ehre und Größe auf subjektiver Basis entwickeln. Es soll alle Leistung im vorhinein einen ärarischen, den bestehenden Gewohnheiten gemäßen Charakter haben. Besonders die Deutsch-Österreicher leiden darunter, weil die Ungarn, Tschechen und Polen ihre Koryphäen zur Geltung zu bringen wissen. Besonders unter den höheren Staatsdienern, welche nicht traditionell der Staatspartei angehören, regiert so viel charakterloses Strebertum, welchem eine tiefe Antipathie gegen Charakter und geistige Selbständigkeit innewohnt. Man betrachte nur die Geschichte unserer großen Musiker. Mozart war doch schon als Kind bei Hof eingeführt und doch wurde er, solange er lebte, als eine Art Bohémien behandelt; Josef Haydn war musikalischer Kammerdiener eines ungarischen Kavaliers; Schubert wurde geradezu wie ein Vagabund behandelt.

Kann man sich echtere und bessere Österreicher denken als Waldmüller und Danhauser? Und dennoch wurden sie offiziell mißhandelt und aus der Akademie der bildenden Künste hinausgeekelt, und der große Historienmaler Rahl entbehrte großer offi-

zieller Aufträge und mußte seine Meisterwerke im Dienste eines griechischen Bankiers schaffen. Dadurch sind sie der Öffentlichkeit entfremdet. Daß es keinen besseren Österreicher als Grillparzer gab und daß er eine der größten Zierden unseres Vaterlandes ist, weiß heute jedermann und wie wurde mit ihm umgesprungen? Es schien eine paradoxe Tat, als ich 1856 dessen Bedeutung als Dichter verkündete.*) Geistige, moralische, patriotische Leistung wird häufig nur anerkannt, wenn sie in der Form des Servilismus auftritt.

Nach dem Scheitern der »Deutschen Volkspartei« wollte ich mich aus dem politischen Leben ganz zurückziehen und ich veröffentlichte, quasi als politisches Testament, anonym eine Broschüre: »Politische Betrachtungen eines Unabhängigen« (Verlag L. Rosner, 1883), die ich in Tausenden von Exemplaren verschickte, um für meine Anschauungen Propaganda zu machen. Meine politische Religion war die der Liebe und nicht des Hasses, weder des nationalen noch des der Klassen; der konfessionelle Haß war damals noch nicht mit so offener Gehässigkeit auf der Oberfläche des politischen Lebens erschienen.

So wie an den Feldzügen, so hatte ich mich an allen öffentlichen Veranstaltungen von gemeinnütziger Bedeutung, zum Beispiel den Ausstellungen, ohne Vordrängung meiner Person beteiligt und eine Summe von offiziellen »Belobungsdekreten« bergen meine Kasten. Bei vielen Dingen hatte ich das Prinzip, mich bei einer unterstützungswürdigen Sache, deren Geburt eine schwere war, so lange zu beteiligen, bis das Kind laufen konnte.

So beteiligte ich mich sehr lebhaft an der Gründung des »Vereines für erweiterte Frauenbildung«, dessen erster männlicher Vizepräsident — Präsident war aus prinzipiellen Gründen eine Dame — ich war. Später, als die Angelegenheit gefestigt und gesichert war, zog ich mich zurück, um mich nicht zu zersplittern. Facere aut non esse, ist eines meiner Lebensmottos. Man kann sich heute keine Vorstellung von der Borniertheit machen, welche damals über diese Frage in den gebildeten bürgerlichen Kreisen — auch in den akademischen — herrschte. Gerade in dem Jahre der Gründung des genannten Vereines richteten die Zöglinge der Hebammenschule

*) Die völlige Ignorierung dieser meiner Arbeit, die in meinem Buche: »Seelenkunde des Menschen« (1895) wieder abgedruckt ist, verblüfft mich. Weiß ich doch aus einer Privatmitteilung, daß eine sehr kompetente literarische Persönlichkeit diese dramaturgische Arbeit kennt und schätzt.

an das Professorenkollegium die Bitte um eine ernstere Fachausbildung. Gustav Braun referierte im ablehnenden Sinne und dieses Referat wurde angenommen. Freilich, Herr Braun hätte ihnen keine tiefere Bildung aus eigenem beibringen können.

Ich hatte meine Ansichten über die Frauenfrage in meiner »Seelenkunde« niedergelegt und diesem Kapitel wurde die Ehre zuteil, in der »Revue bleue« und in der »Indépendance belge« in französischer Sprache veröffentlicht zu werden. Ich habe gezeigt, daß es sich bei Mann und Weib nicht um ein Plus oder Minus oder um eine Gleichheit handelt, sondern um zwei naheverwandte Wesen, daß das Recht auf Bildung, Arbeits- und Berufsfähigkeit des Weibes vollständig berechtigt ist und daß das Eintreten des Weibes ins öffentliche Leben eine Erhöhung des sittlichen Niveaus bedeute.*) Die Exzentrizitäten der Frauenrechtlerinnen — besonders die unsittlichen Ehen mit Ausschluß der consumatio matrimonii — habe ich verurteilt und die verbrecherische Albernheit, aus Schwärmerei für weibliches Gleichrecht die Untersuchung der Prostituierten zu verhindern, hat ungeheures Unheil, z. B. in der englischen Armee in Indien, verursacht.

Man hätte meinen sollen, daß gerade die akademischen, bureaukratischen Kreise für das Frauenrecht am intensivsten einstehen würden, weil gerade aus diesen Kreisen die besterzogenen Mädchen hervorgehen, die aber wohl keine Gelegenheit zu heiraten haben und denen dann eine jämmerliche Altjungfernexistenz beschieden ist. Aber auch in diesen Kreisen fehlte damals vollständig das Verständnis für die sozialökonomische Bedeutung der Frauenfrage und selbst ein so philosophischer Kopf wie Eduard Albert ergriff gegen das Frauenstudium die Feder. Es brauchte eine lange Agitation, bis die Frage zu der Höhe gediehen ist, in der sie sich heute in Österreich befindet. Wir können mit Stolz sagen, in dieser Frage stehen wir mit an der Spitze. Nur das Eherecht braucht noch eine tüchtige Reform, um das natürliche Recht der Frau zur Geltung zu bringen.

Bis 1889 enthielt ich mich jeder politischen äußeren Tätigkeit. Es gibt aber keinen gebildeten Menschen, der sich nicht viel mit Politik befaßt. Seit 1848, also durch mehr als 40 Jahre, habe ich täglich mindestens durch $1^1/_2$ Stunden Zeitungen gelesen, dabei noch Revuen, historische und kulturhistorische Werke in verschie-

*) Gegen das Stimmrecht der Frauen bin ich vorläufig, da eine ungeheure Majorität derselben für die kulturfeindlichen Elemente stimmen würde.

denen Sprachen, habe mit Männern aller Stände und aller Nationalitäten in Wien und auswärts über die mannigfachsten politischen, sozialen und ökonomischen Verhältnisse gesprochen; ich habe ein gutes Stück Welt gesehen und auf Grundlage ethnologischer Verhältnisse tiefere Einsicht in politische Verhältnisse gewonnen. Es häufte sich also ein riesiges politisches Kapital an, dessen Entladung im öffentlichen Leben eigentlich keine neue Anstrengung und kaum ein Zeitopfer kostete.

So geladen, folgte ich Mitte Dezember 1889 einer Einladung zur Konstituierung eines demokratischen Zentralvereines in Wien. Die demokratische Partei war jüngst durch Felonie von Mitgliedern sehr geschwächt worden, besonders im Wiener Gemeinderate, wo sie eine beträchtliche Position hatte, und zwar durch Felonie im reaktionären, klerikalen, schulfeindlichen Sinne.*) Ich war zur Zeit der Deutschen Volkspartei mit den Mitgliedern der demokratischen Partei in persönlichen Kontakt gekommen. Bei dieser Partei war persönlich nichts zu holen; sie übte bloß einen hohen moralischen Einfluß aus. Sie hatte die Aufgabe, die freisinnigen deutschen und nationalen Parteien einander zu nähern und dem noch politisch rechtlosen Teil des Volkes zu seinem Rechte zu verhelfen und allenfalls die Übergriffe der Administration durch Publizität abzuschwächen. Ich war in der Versammlung erschienen, nicht um aktiven Anteil zu nehmen. Ich wurde gegen meinen Willen zum Worte gemeldet und, ohne daß ich es wünschte, zum Vizepräsidenten gewählt.

Ich gebe hier meine Rede wieder und werde dann auseinandersetzen, aus welchen Gründen ich die Wahl annahm.

*) Noch 1885 war zum Beispiel Dr. Lueger als Demokrat in den Reichsrat gewählt worden. Er hatte schon damals mir verdächtige Allianzen eingegangen und als ich ihm schriftlich zu seiner Wahl gratulierte, mit der Hoffnung, er werde die fremdartigen Elemente wieder abschütteln, antwortete er mir: »Zum politischen Leben müsse man vor allem reüssieren.« Schon zwei Jahre später fiel er von der Partei ab, die wahrlich nicht die Schuld trug, daß die liberale Partei sich an ihm oft schwer versündigt hatte. Seinen Ehrgeiz und Tatendrang konnte die demokratische Partei nicht befriedigen und er sah in den »Fünfguldenmännern«, die 1883 das Wahlrecht erhalten hatten und die er stark suggerierte, die geeigneten Werkzeuge. Talent, Klugheit und Rücksichtslosigkeit haben ihn dann in die Höhe gebracht und er hat manche Karrierestufe übersprungen, die ihm gewiß lange Skrupeln verursacht hat. Mit dem Fette des Budgets der Stadt Wien und des Landes läßt sich lange eine rücksichtslose Parteiwirtschaft treiben.

»Hochgeehrte Versammlung!

Es waren die Vertrauensmänner, welche den Zentralverein gegründet, die meinen Namen in die Rednerliste eingetragen haben. Ich hätte es nicht gewagt in einer politischen Versammlung zu sprechen, nachdem ich in den letzten Jahren mich vom öffentlichen Leben in Wien gänzlich zurückgezogen habe, erfüllt von den Aufgaben des ärztlichen Berufes und durchdrungen von der Leidenschaft des beglückenden stillen Gedankenwebens. Ich will Ihnen bekennen, was mich wieder zurückgeführt: Vor allem mein Beruf. Tagtäglich kommen Leute aus dem Volke zu mir, denen ich eigentlich ein Rezept verschreiben soll, das in keiner Apotheke existiert und das viel wichtiger ist für die Verhütung und Heilung der Krankheit als die pharmazeutischen Spezies: Brot, Kleidung, Heizung, der Hygiene entsprechende Wohnung. Da heißt es für einen Arzt, sich anzuschließen an eine politische Partei, die bestrebt ist, den Armen zu verschaffen, was ihnen gebührt, nicht als Almosen, sondern als ein angebornes Recht. Wenn ich mich dann fragte, welcher Partei ich mich anzuschließen habe, so konnte die Antwort nur die sein: jener Partei, die aus Liebe zur Menschheit hervorgegangen ist und von der Liebe zur Menschheit getragen wird und das ist die demokratische.

Als moderner Gedankenweber, der da weiß, was er webt, fühle ich, wie schwierig es ist, die Konsequenzen aus der modernen Kultur ins volle Leben hineinzutragen. Dazu gehört eine politische Partei, welche deren Ideen vertritt, und dies ist wieder die demokratische.

Die Naturwissenschaft hat die Produktionsweise in unserer Zeit so verändert, daß sie viel Elend erzeugt hat. Dieses Elend gutzumachen durch die Macht der Wissenschaft, diese Humanität, ist unsere Pflicht. Das Daheimbleiben in der Studierstube ist nicht unsere Aufgabe; wir haben hinauszutreten ins öffentliche Leben, wenn uns auch oft leidenschaftliche Strömungen entgegentreten.

Viele werden sagen, ich sei ein Ideologe; ich schließe mich einer Partei an die im Moment bei uns noch ohne Anhang ist. Denker aber wissen aus Erfahrung, daß die Gedanken wie die »Sorge« in Goethes »Faust«, durch alle Schlüssellöcher dringen und von außen nach innen ins Herz und ins Gehirn. Unsere Ideen müssen von Männern aufgenommen werden, die nicht in

erster Reihe persönlich siegen wollen, sondern den Erfolg der Prinzipien anstreben. Und diese haben mächtige Siege errungen, wenn auch noch nicht in unseren Bezirken! Die demokratischen Ideen haben die amerikanische Welt, haben Frankreich, Italien, weiters merkwürdigerweise die jüngsten Staaten, wie Griechenland, Rumänien, Serbien, sich erobert, sie schreiten auch in ihrem Siegeslauf stetig fort und selbst der ‚Reichshund' konnte es nicht verhüten, daß sie in das Kabinett des gewaltigen Reichskanzlers eingedrungen sind und daß er sich des sozialen Teiles desselben bemächtigt hat.

Die Demokratie ist eben das Entwicklungsprodukt jahrtausendelanger Kulturarbeit der Natur. Ihr Resultat ist, daß alle Schichten aller europäischer Kulturvölker gleichartig geeignet sind, dieselben Ideen, dieselben Empfindungen und dieselben Fertigkeiten in sich aufzunehmen. Dadurch sind sie, wie es die Demokratie verlangt, von der Natur als gleichberechtigt hingestellt worden. Die Naturgesetze aber wirken unwiderstehlich. Die Geschichte zeigt, daß die mächtigsten staatlichen Kolosse auf tönernen Füßen stehen, wenn sie nicht von dem Ideeninhalte und den Empfindungen ihrer Völker getragen werden.

Ich habe zunächst die Aufgabe, die Stellung der demokratischen Partei zum österreichischen Reichsgedanken zu erörtern. Ich will zunächst die Frage aufwerfen: Kann Österreich klerikal regiert werden? Fast schien es eine Zeit möglich; aber die Klerikalen vertreten eine verschwindend kleine Zahl der österreichischen Bevölkerung. Liechtensteins Uhr war kein Chronometer, sie war auf verflossene Zeit gestellt. Der Klerikalismus verlangt von der Bevölkerung eine große Intelligenzsteuer, die er ins Ausland abliefert und wobei das Land geistig und materiell verarmt.*)

Ich habe von Jugend auf eine gewisse Sympathie mit wahrhaft frommen Männern, die ihre Frömmigkeit im eigenen Herzen tragen, aber sie mögen nicht anderen ihre Frömmigkeit aufdrängen, besonders nicht geistig Höherstehenden.

Eine andere Gruppe von Staatsbürgern, welche die Forderung einer herrschenden Stellung erheben, sind die Feudalen. Wo eine

*) Die Pläne Liechtensteins sind an dem Widerstande der »Jungtschechen« gescheitert, was eine kräftige Mahnung an das liberale Deutschtum ist. (Nachträgliche Bemerkung.)

Kaste durch Rasse, Talent und Leistungsfähigkeit über der Bevölkerung steht, wo sie es versteht, jede bevorzugte Natur in ihre Reihen aufzunehmen und sich vollständig zu assimilieren, mag die Prätension der Führung berechtigt sein. Fragen wir, ob die österreichischen Feudalen zu den Denkern, Künstlern, Erfindern, Technikern ein hervorragendes Kontingent stellen, ob sie die neuartigen Gewehre konstruiert, die neuartigen Kanonen gebohrt, die neuartigen Sprengmittel zusammengesetzt haben, ob wir ihnen das Prinzip der Torpedos, der Panzerschiffe, der drehbaren Kriegseisentürme verdanken, ob sie überhaupt das treibende intellektuelle Element für die Armee liefern, ob sie an der Schaffung und Organisation der nationalen Arbeit überhaupt hervorragenden Anteil nehmen, so werden wir eine Antwort erhalten, welche die Berechtigung der staatsbürgerlichen Ansprüche, die im Verhältnisse zur Leistung stehen müssen, genau präzisiert. Der traditionelle Zusammenhang mit der Dynastie sichert ihren natürlichen Einfluß; politische Privilegien sind unberechtigt.

Unvergleichlich bemerkenswerter sind die Ansprüche der nationalen Parteien, von denen jede eine österreichische Nation repräsentiert.

Das Nationalgefühl hat eine hohe geistige, sittlich veredelnde Kraft in sich; es reißt mit der Kraft der Muttersprache alle Kreise, die sonst im individuellen Egoismus erstarrten, mit sich in die höhere Sphäre des Gemeinsinnes. Es hat in großen Nationalstaaten Reibungen aus der Welt geschafft, die früher viele edle geistige, sittliche und materielle Kräfte verzehrten. Es ist ein so mächtiger Kulturfaktor, daß wir ihn anregen müßten, wenn er nicht bereits existieren würde. Das, was wir wollen, ist, daß die Lohe der Begeisterung nicht Rauch und Dämpfe entwickle, welche blenden und ersticken. Wir wollen, daß die nationalen Strömungen zusammenfließen in einen großen österreichischen Strom. Es scheint, daß dies sehr schwierig sei. Die Neuzeit hat die Entdeckung gemacht, daß mächtige Meeresbrandungen durch Öl zu besänftigen sind; die einzige Partei, von der es bekannt ist, daß sie solch besänftigendes Öl am Lager hat, ist die demokratische. Wir wollen Tonnen demokratischen Öls opfern, um die nationalen Brandungen zu besänftigen. In dieser Arbeit werden wir nicht ermüden und sie muß gelingen. Jeder Schlag, den ein österreichisches Volk gegen das andere führt, verwundet nicht nur den Gegner, sondern dringt ins eigene Fleisch.

Davon haben sich die deutschen Führer bereits vollkommen, besonders durch die Gefahr für die Schule, überzeugt; sie sollten es wissen, daß heute von einer deutschnationalen Herrschaft in Österreich nicht mehr die Rede sein kann. Allein diese Überzeugung ist noch zu neu, um nicht schmerzhaft empfunden zu werden, und die Überzeugung der politischen Häupter ist noch nicht jene der Wähler geworden. Das Bewußtsein, daß die anderen Völker die großen Leistungen der Deutsch-Österreicher um ihre Kultur nicht anerkennen, fordert dazu den Trotz heraus. Die fortschreitende Erkenntnis in allen nationalen Lagern, daß die Uneinigkeit der Völker kleinen Gruppen die Macht verleiht, die den Volksvertretern gebührt, muß endlich zur Vereinigung der Volksfreunde führen und dann wird die demokratische Partei den Knotenpunkt bilden, um den die freisinnigen Elemente aller Nationen sich kristallisieren oder angliedern. Denn die Grundsätze dieser Partei geben den Rechten und gerechten Ansprüchen aller Nationen Österreichs Raum und dann ist sie prädestiniert, die führende zu werden.

Die Kulturaufgaben unserer Partei sind sehr zahlreich. Wir haben zum Beispiel ein ganz kolossales Programm inbezug auf Unterricht. Nach mir ist Herr Direktor Dittes zum Worte gemeldet, vor oder nach ihm über die Volksschule zu sprechen, wäre vermessen. Doch nicht allein die Volksschulen, auch die Mittelschulen und Universitäten müssen reformiert werden. Die gebildeten Stände sind vielfach verbildet, sie nehmen Gedanken in sich auf, die sie abseits von der Gedanken- und Empfindungswelt ihres Volkes führen.

Für den Juristen ist das Aufhorchen auf das ethische Empfinden seines Volkes wichtiger als die Kenntnis der Empfindungsweise der alten Römer, und die Kenntnis des nationalen Verfassungslebens ist gewiß für jedes Mitglied der gelehrten Stände von größerer Bedeutung als jenes von Hellas und Latium. Hat doch die moderne Sozialwissenschaft die gebildeten Klassen geradezu überrascht und wir haben es im modernen Österreich zur Zeit, als es noch kein Zis- und Transleithanien gab, erlebt, daß ein leitender Minister erst Stunden über ungarisches Staatsrecht nehmen mußte.

Eine andere Aufgabe der Demokratie ist es, das Mißverhältnis zu heben, welches bei unseren heutigen Institutionen zuungunsten der Armen sich darin äußert, daß letztere schwerer

zu ihrem Rechte gelangen als die Reichen. Einer unserer edelsten Gelehrten, Professor Anton Menger, hat jüngst darauf hingewiesen. Die Wissenschaft wird die Mittel der Abhilfe leicht finden. Damit sie aber ins Leben dringen, bedarf es einer politischen Partei, welche das rechte Herz fürs Volk hat, und dies ist die demokratische.

Pessimisten deuten die Schicksalsdevise: Austria erit in orbe ultima, Österreich werde in die letzte Reihe geraten. Österreichische Regierungsmänner — Staatsmänner sind es nicht — haben dies oft verbrochen und der Genius und die Aufopferung des Volkes haben die Fehler immer wieder gutgemacht. Unglückliche Feldzüge, der traurigste Probierstein für die Unfähigkeit der inneren und äußeren Politik, mußten manchmal mithelfen. Wir hoffen, die Völker werden die vermittelnde Hand, die wir ihnen reichen, erfassen und dann wird die Schicksalsdevise lauten: Austria non erit in orbe ultima, Österreich wird im Kampfe des Geistes und des Geschmackes, auf dem Gebiete der Technik und auch inbezug auf Kraftleistung unter den Ersten in Europa sein. Wir rufen allen Freisinnigen zu: Vertagt, was Euch trennt, arbeitet an dem, was Eure gemeinsame Aufgabe und Euer gemeinsames Ziel ist.«

In die politische Stellung hineingedrängt, nahm ich mir vor, ein Jahr auszuharren, und ich fühlte, daß ich innerhalb dieser Partei, welche durch ihre Ideen und Bestrebungen das öffentliche Leben heben und reinigen sollte, eine persönliche Mission habe, nämlich den Zusammenhang mit der Bourgeoisie herzustellen und aufrechtzuerhalten, um womöglich die immer anschwellende Reaktion und die politischen Perversitäten unseres öffentlichen Lebens aufzuhalten. Den Kern der demokratischen Partei bildeten kleine Gewerbsleute, die entweder noch aus den Traditionen des Jahres 1848 hervorgingen oder in der Schule der Sozialdemokratie gebildet waren. Bevor die Wiener Demokratie in den letzten Jahren in Rückgang kam, waren die kleinen Gewerbsleute, soweit sie Wähler waren, Demokraten. Ihre Erwerbsverhältnisse waren schlechte und nicht ohne eigene Schuld. Als in den fünfziger Jahren — wesentlich aus fiskalischen Gründen — plötzlich die Gewerbefreiheit an die Stelle der alten Zunftbeschränkungen trat, machten sich viele Gehilfen selbständig und unterboten sich gegenseitig in ihren Preisen derart, daß sie ins Elend gerieten. Dem Großkapital gegenüber wurden sie

immer hilfloser und der ganze kleine Bürgerstand kam in Gefahr unterzugehen und jedenfalls wie der Bauernstand, in seiner Existenz gefährdet zu sein. Da kamen die abtrünnigen ehemaligen Demokratenführer, um den Gewerbestand zu »retten«, indem sie die alten Zunftgesetze wiederherzustellen versprachen. Daß damit das große Problem nicht gelöst wurde, war dem Einsichtigen klar. Die Bedrängten gingen aber in die Falle und sie gingen für die Demokratie verloren. Die Fäden mit diesen Kreisen aufrechtzuerhalten, war Sache der Gewerbetreibenden innerhalb der Partei. Das anerkannte Haupt der Demokraten war Dr. Ferdinand Kronawetter. Die Gehirnzellen dieses Mannes waren mit den Prinzipien von 1789 ganz infiltriert. Er ist eine edle Natur, ein wahrer Volksfreund, der mit allen Bedrängten und Mißhandelten sympathisierte und deren Rechte im Reichsrate, als dessen »Gewissen« er bezeichnet wurde, vertrat. Er war einer der ersten in Österreich, welcher der Sozialdemokratie entgegenkam und deren volle Bedeutung erkannte. Von der Bourgeoisie — auch von der liberalen — wurde er nicht richtig geschätzt und unvernünftigerweise bekämpft. Dies lag teilweise in seinem Wesen, da er nicht den Ton sozusagen des Gentleman im Salon fand. Eine kleine Anekdote charakterisiert ihn in dieser Richtung. Es war einmal von Austern die Rede, da bemerkte er, er habe noch nie welche gegessen. Seine Mutter habe ihm nie welche gekocht und er habe sich nie welche angeschafft. Es war ihm ein Bedürfnis, jeden Abend in einem Wirtshause Vereinspolitik zu treiben und Reden zu halten.

Es war, wie gesagt, meine Aufgabe, in dem Kampfe gegen die Reaktion die Verbindung mit der Bourgeoisie anzuknüpfen und aufrechtzuerhalten, da meine persönlichen Beziehungen zu den akademischen Kreisen im weiteren Sinne, zu den Schriftstellern, den Kaufleuten und Industriellen sehr mannigfache waren. Die Aufgabe ist mir auch teilweise gelungen, obwohl das Bündnis schon zu spät war, da die Reaktion und die politische Perversität mit reißender Schnelligkeit in Wien fortschritt und die Fehler der Bourgeoisie gar nicht mehr gut zu machen waren.

Ich war freilich in einem gewissen Sinne ein Schädling für die Partei, weil ich mich jeder heftigen Agitation gegen die Bourgeoisie entgegenstemmte, während diese bis zum letzten Moment noch nicht gehörig durch die Schäden, die sie durch eigene Schuld erlitten hatte, klug und tolerant genug geworden ist. Im Laufe dieses Jahres hatte ich in der Partei für eine Frage einzustehen, die sozu-

sagen nur mir zuliebe so beantwortet wurde, wie ich es vorschlug. In der Partei war man allgemein dafür, daß die Kollegiengelder an den Universitäten aufgehoben würden. Ich hob hervor, daß arme Studenten ohnehin befreit würden, daß aber bei Aufhebung der Kollegiengelder der innige Zusammenhang zwischen den deutschen und den österreichischen Universitäten gefährdet würde, weil beliebte Lehrer aus dem Auslande auf dieses Einkommen nicht verzichten würden und eine hohe Entschädigung, wie sie in manchen Fällen geleistet werden müßte, kaum zu erreichen wäre, da das Unterrichtsministerium in solchen Fragen vom Finanzministerium zu abhängig ist. Der Leichtsinn, mit dem später der Bezug der Kollegiengelder durch die Professoren vom Minister Gautsch aufgehoben wurde, um einer momentanen Verlegenheit, nämlich der Erhöhung der Gehalte jener Professoren, die auf ein halbwegs nennenswertes Einkommen aus diesen Geldern nicht rechnen konnten, zu entgehen und daher zur Konfiszierung der Kollegiengelder für den Staat führte, konnte nicht vorausgesehen werden. Merkwürdig bleibt es, mit welcher Indifferenz diese Frage zum Beispiel von den akademischen Mitgliedern des Herrenhauses aufgenommen wurde. Die deutschen Universitäten entziehen uns beste Kräfte, die auch nicht mehr zurückzugewinnen sind, und beste Kräfte schlagen aus dem angegebenen Grunde die Berufung nach Österreich aus. Die Erklärung des Ministers, er werde bei Berufungen Opernpreise zahlen, war in den Wind gesprochen, da sie der Finanzminister selten bewilligt hatte.

Es gibt noch eine andere Ursache, warum Österreicher ins Reich zu kommen streben und Deutsche es verschmähen, zu uns zu kommen, und das ist die Zwangspensionierung mit 70 Jahren. Für dieses Prinzip sprechen viele triftige Gründe, aber es hat uns viele ausgezeichnete Kräfte entzogen. Ich erinnere zum Beispiel an den Physiologen Hering in Prag. Daß Siebzigjährige in der Regel nicht mehr bei voller physischer Kraft sind und daß es gut ist, Jüngeren Platz zu machen, hat vieles für sich und es ist richtig, daß selten durch Initiative der Kollegien die Pensionierung einer morsch gewordenen Kraft beantragt werden dürfte. Eine autoritative staatsmännische Leitung des Unterrichtswesens hätte immer noch die Möglichkeit, den Sinn des Gesetzes auszuführen, ohne daß eine zwangsweise gesetzliche Entfernung eintritt.

Die Schäden, welche die Inamovibilität der Professoren bringt, kann man in Frankreich beobachten, wo jahrelange Stellvertretungen stattfinden. In Rußland hingegen ist schon nach zwanzigjähriger

akademischer Dienstzeit eine Neuwahl, respektive ein Antrag auf Weiterbelassung nötig und länger als 25 Jahre dozieren meines Wissens selten akademische Lehrer. Sie werden dann Ehrenmitglieder des Kollegiums, während die Stellen neu besetzt werden. Man sieht, wie jede menschliche Einrichtung ihre Licht- und ihre Schattenseiten hat. Daß erlangte wissenschaftliche Weisheit und reiche Erfahrung auch bei geschwächter Gesundheit alter Herren jugendliches Kraftprotzentum aufwiegen könne, ist nicht zu übersehen.

Im Programm der demokratischen Partei spielte und spielt natürlich das allgemeine direkte Wahlrecht eine hervorragendste Rolle und es wurde am Ende des ersten Jahres des Bestandes des Zentralvereines beschlossen, eine allgemeine Volksversammlung einzuberufen, um durch eine Resolution diese Forderung wieder im öffentlichen Bewußtsein und im Bewußtsein der herrschenden Regierungs- und Parlamentskreise wachzurufen. Dr. Kronawetter übernahm das Referat, und ich mußte als erster Vizepräsident die Leitung der Versammlung übernehmen, obwohl präsidieren, was mir so oft auf den internationalen Kongressen als Ehrenamt zufiel, nicht zu meinen Lieblingsbeschäftigungen gehörte. Die Versammlung fand am 16. November im großen — ehemaligen — Schwendersaale statt und es war ein Massenzuzug der Arbeiter zu erwarten. Der Saal mochte 6000 Gäste fassen und Tausende harrten auf den Straßen. Auf das gentlemanische Verhalten der Arbeiter konnten wir uns, wie es zugesagt war, verlassen. Natürlich nahm ein Polizeikommissär neben mir Platz und die Behörde scheint Angst vor der Versammlung gehabt zu haben, da der Arbeiterpartei durch administrative Knebel lange der Mund verstopft war. Nach Kronawetter sprach der damals bereits als Führer anerkannte Med. Dr. Viktor Adler, der sein Vermögen und seinen Beruf der Sache der Arbeiter geopfert hatte, und nach ihm einige Arbeiter. Der Herr Regierungsvertreter machte mich einigemal aufmerksam, daß die Redner nicht ganz zur Sache sprachen, und ich beruhigte ihn mit der Bemerkung, das passiere auch in Gelehrtenversammlungen öfters. Als ein aufgeregter Redner die Grenzen der Mäßigung überschritt und dem Grimme, der damals in der Arbeiterschaft herrschte, Ausdruck gab, entzog ich ihm das Wort und der Redner und das Auditorium nahmen dies ohne Widerrede entgegen. Zum Schlusse sprach ich einige Worte, indem ich vor dem Klassenhasse warnte und betonte, daß ich und viele Demokraten den Prinzipien von Marx nicht völlig beistimmen. Auch diese Bemerkung wurde von

der Arbeiterbrigade ohne Widerspruch hingenommen. Da es damals bei kontroversen Meinungen in Vereins- und Wählerversammlungen und in den Korporationen schon Sitte war, Skandale zu machen, so war der ungestörte Verlauf dieser Versammlung geradezu mustergültig. Dennoch löste die Regierung den Verein auf. Da aber ein Mitglied bereits eine Konzession für einen neuen demokratischen Zentralverein in der Tasche hatte, so konstituierte dieser sich sofort. Für mich ward die Maßregelung des Vereines peinlich, weil ich mit Schluß des Jahres mich aus der Leitung zurückziehen wollte; in der gegebenen Situation mußte ich ehrenhalber weiter ausharren, obwohl die vielen wissenschaftlichen Probleme, mit denen ich beschäftigt war, mir die aktive Teilnahme am politischen Leben als eine unangenehme Nötigung erscheinen ließen.

Ich habe in einem früheren Abschnitte angeführt, wie ich bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten durch meinen Gehilfen und Sekretär Wilhelm Pacha mit der Arbeiterbewegung in Kontakt kam. Ohne diese persönliche Berührung wäre ich vielleicht der ganzen Bewegung ebenso borniert gegenübergestanden wie die gebildete Bourgeoisie in Wien und Österreich. Mir imponierte besonders der Bildungsdrang der Arbeiter; hatten diese doch in einem damaligen Vororte Wiens — in Floridsdorf — eine Sprachschule für ihre Jugend errichtet, in welche sogar Polizeibeamte ihre Kinder schickten. Weiters erkannte ich, daß die intelligente Arbeiterschaft mit mehr Festigkeit auf dem Boden der modernen Weltanschauung, die von den Geistern der Bourgeoisie geschaffen wurde, stünde als selbst die Kreise, welche diese Anschauung schufen, weil letztere so häufig nicht den Mut haben, sich offen zu ihren Überzeugungen zu bekennen.

Weiters begegnete ich täglich in meiner ärztlichen Praxis der Not und dem Elende, welches die schlechte Arbeitsentlohnung schuf. Als Menschenfreund verfolgte ich daher mit Sympathie die Lohnkämpfe, welche den Massen ein menschenwürdiges Dasein verschaffen sollten. Ich sah mit Entsetzen, mit welcher Brutalität und Albernheit sich die öffentlichen Gewalten in diese Lohnkämpfe ohne innere geistige und sittliche Berechtigung mischten und staatsanwaltliche Streberei, polizeiliche Brutalität selbst mit Militärgewalt auch gegen die berechtigtesten Forderungen vorgingen.*)

---

*) Wie schlimm man damals die Arbeiter ausbeutete, lehrt uns das Buch von J. Singer: »Untersuchungen über die sozialen Verhältnisse im nordöstlichen

Als guter Österreicher hatte ich übrigens Sympathie mit der einzigen Partei, welche keinen nationalen Chauvinismus und selbstverständlich keinen konfessionellen Hader kannte und das Problem des Zusammenwirkens der vielsprachigen Mitglieder der Partei löste. Ich konnte mich nicht genug wundern, daß die Staatspartei in Österreich dieses Vorgehen nicht als rettenden Anker in der Flut nationaler Gehässigkeit der bürgerlichen Parteien betrachtete und unterstützte.

Auf persönlichen Dank und Sympathie konnte freilich ein bürgerlicher Freund des Arbeiterstandes nicht rechnen; die Führer fürchteten den Einfluß, den ich freilich nie anstrebte, da ich überhaupt mein Arbeiten und Tun nie auf persönliche Erfolge einrichtete, aber stets bereit war, für alles, was mir wohl und gerecht erschien, auf eigene Kosten und Gefahr einzustehen.*)

Zur Zeit der Volksversammlung im Schwendersaale war der Druck auf die Arbeiterpartei ein besonders schwerer, weil sich ein gräßliches Ereignis einstellte, daß sich nämlich eine anarchistische Gruppe gebildet hatte und zwei Individuen (1884) eine Reihe von Verbrechen begingen, um der »Partei« die Geldmittel für ihren Kampf zu verschaffen. Die Untat dieser Unglückseligen wurde der ganzen Arbeiterpartei aufgehalst, welche gerade wegen ihrer freigeistigen, wenn auch passiven und nicht provozierenden Haltung gehaßt wurde. Man kam auch in Österreich erst später zur Einsicht, daß die öffentlichen Gewalten keinen Grund haben, sich mehr in den Lohnkampf einzumischen, als die Aufrechterhaltung der äußeren Ordnung erheischt, und man hat die Koalitionsfreiheit gewährt und den Arbeitern (1896) auch in einer Kurie das politische Stimmrecht bewilligt. Und siehe da, das Staatsschiff hat dadurch nicht den mindesten Schaden erlitten. Man hat auch die Zahl der Sozialisten weit überschätzt; man hatte die Arbeiterbataillone auf der Straße gesehen, aber ihr Zahlenverhältnis zur übrigen Bevölkerung nicht erkannt.

Böhmen.« (Leipzig 1885, Duncker und Humblot.) Besonders die Verhältnisse in Trautenau waren gräßlich und ein administratives Verbrechen.

*) »Sie sind der einzige, der für Wahrheit und Recht immer einsteht« hat man mir mündlich und schriftlich oft gesagt. Ich habe es auch oft getan, trotz der Erfahrung, daß ich nie auch von den mit Glück Geschützten Dank, aber häufig Undank erntete. Eine Ausnahme machten nur die Arbeiter, welche ich bei Unfallsfällen gegen eine immer mehr degenerierende Justiz — in den letzten Jahren freilich ohne Erfolg — schützte.

Ich will hier die lehrreiche authentische Geschichte, wie einer der zwei genannten verbrecherischen Anarchisten zu seinem anarchistischen Bekenntnisse und zu seinen Taten kam, erzählen, weil diese Geschichte für den Psychologen und Politiker besonders lehrreich ist. Die Geschichte teilte mir ein angesehener Wiener Polizeibeamter, Dr. Altenberg, mit.

Ein Bediensteter der Nordbahn mit einer zahlreichen Familie hatte in Floridsdorf ein Feld gepachtet, um durch Bearbeitung desselben seine ökonomischen Verhältnisse aufzubessern. Eines schönen Tages fanden Kinder in einem Düngerhaufen auf diesem Felde eine Bombe. Natürlich machte der Fund Aufsehen; die Bombe wurde im Polizeibureau deponiert und eine hochnotpeinliche Untersuchung angestellt, da die Polizei nicht zweifelte, daß es sich um eine anarchistische Affäre handelte. Der Pächter des Feldes wurde transferiert, dadurch sein Pachtverhältnis zerrissen und er ökonomisch ruiniert. Sein Sohn war Arbeiter, bisher ganz harmlos, nur von den Predigten eines christlichsozialen Hetzkaplans manchmal aufgeregt. Der ganz unverschuldete ökonomische Ruin seiner Familie stieg ihm in den Kopf; er wurde zum »Anarchisten der Tat«, zum fanatischen Verbrecher, um der Revolutionspartei materielle Mittel zu verschaffen.

Es verging längere Zeit, da übernahm Altenberg das Polizeikommissariat in Floridsdorf und fand die Bombe im Inventar. Er schickte sie an das Artilleriekomitee und dieses erklärte das Geschoß für ein französisches, aus dem Jahre -- 1805! Von den damaligen Kämpfen her wurden öfters solche nichtgeplatzte Geschosse im Donaubette und in der Nähe gefunden.

Hätte die Polizei sofort die Untersuchung des Geschosses veranlaßt, wäre so viel Verdächtigung und Drangsalierung erspart worden und der unglückliche Kammerer wäre höchstwahrscheinlich sein lebelang ein harmloser Mensch geblieben und seine Hinrichtung (1884) wäre nie erfolgt. Diese Geschichte zeigt, wie man Anarchisten macht. Die Gesellschaft, besonders polizeilicher und staatsanwaltschaftlicher Übereifer, macht oft Verbrecher.

Bulwer hat in seinem Roman »Paul Clifford« eine glänzende Schilderung dieser sozialen Versündigung gegeben und dieser Roman sollte in den Vorlesungen über Kriminologie zur Lektüre empfohlen werden. Die Dichter sind überhaupt für die Verbrecherpsychologie wahre Elementarlehrer und wertvoller als die professorlichen Spekulationen.

Das Verhängnis, das mich moralisch zwang, noch ein Jahr im politischen Leben auszuharren, hatte noch eine andere Folge. Im Jahre 1891 fanden allgemeine Reichsratswahlen statt und die freisinnigen Gruppen drängten mich, als Kandidat für den Reichsrat im VI. Wiener Bezirk aufzutreten. Es war nicht Herzensneigung und Ehrgeiz, die mich bewogen, nachzugeben, denn ich hatte das Gefühl, daß im Reichsrate in den nächsten Jahren kaum eine fruchtbare Tätigkeit zu entwickeln war und ich nur von den wissenschaftlichen Problemen, mit denen ich mich beschäftigte, abgezogen würde. Aber ich hielt es für meine staatsbürgerliche Pflicht, meinerseits alles anzuwenden, um der Gefahr, daß Wien ganz in die Hände einer reaktionären Partei falle, entgegenzutreten.

Ich tat meine Kandidatenpflicht. Fast jeden Abend fand eine Wählerversammlung statt, in der ich über irgendein Thema des öffentlichen Interesses sprach und Anfragen beantwortete. Kandidatenreden sind gewöhnlich Parteiformeln, welche immer wieder herabgeleiert werden. Man sagte mir nach, daß ich mich nie wiederholt habe, sondern in jeder Versammlung neue Fragen oder bereits erörterte von neuen Gesichtspunkten behandelte. Leider spricht jeder Kandidat mehr minder zu jenen, welche im vorhinein zu seinen Anschauungen neigen und er ist meist nicht in der Lage, in Wählerversammlungen auf eine größere Menge noch Unbefangener einzuwirken. Die freisinnigen Wähler des Bezirkes, soweit sie überhaupt für die Wahlen Interesse hatten, jubelten mir zu; ich selbst war nicht befriedigt, weil ich sah, wie viele Kreise indifferent waren. Die Gegenpartei, die ich im vorhinein für numerisch stärker hielt, nahm meine Kandidatur sehr ernst und es gab Momente, in denen sie für ihren Erfolg zitterten. Oppositionelle fanden sich selten in den Versammlungen ein und wenn sie sich gegnerisch äußerten, verlief die Diskussion in den gentlemanliken Formen. Nur einmal drohte — in einem »verdächtigen« Teile des Bezirkes — ein Skandal. Ich brachte an diesem Abende meine Ideen über die Reorganisation und Erhaltung des kleinen Bürgerstandes und der Gewerbe vor, welche in Gefahr waren, vom Großkapital aufgezehrt zu werden.*)

Ich glaubte eine Lösung dieses schwierigen Problems in folgenden Punkten zu finden. Erstens müßten die Gewerbsleute mit

*) Wie schwierig diese Frage ist, geht schon daraus hervor, daß erst heuer ein internationaler Kongreß in Lüttich einberufen wurde, um über die Erhaltung des Mittelstandes zu beraten.

besonderer technischer Geschicklichkeit, Solidität und Geschmack arbeiten, die in vielen Branchen von den Formen der großkapitalistischen Produktion nicht erreicht werden können. Zweitens müßten sich die Gewerbsleute wie Arbeiter assoziieren, um die Lohnpreise auf einer anständigen Höhe zu erhalten, und drittens müßte dafür gesorgt werden, daß assoziierten Gewerbsleuten die technischen Arbeitsbehelfe, wie Dampf, Elektrizität etc., ebenfalls zugänglich würden. Es hatte sich hier eine größere Schar Oppositioneller — meist recht angesehene Bürger — eingefunden, welche offenbar beabsichtigten, die Versammlung zu sprengen, und zwar dadurch, wie es sich später erwies, indem sie einen Skandal hervorrufen wollten, wenn ein polemisches Wort gegen ihren Kandidaten fallen sollte. Sie hörten mir mit gespannter Aufmerksamkeit zu und ließen keinen Laut des Mißfallens ertönen, als ich meine Rede geendet hatte. Sie fanden nicht das Stichwort, auf das sie vorbereitet waren: »sie ließen ihren Kandidaten nicht beleidigen«, keine Gelegenheit, zu reagieren. Als ein Parteigenosse das Wort ergriff, fielen sie ohne Veranlassung mit ihrem Stichworte ein und erzeugten eine Erregung, welche die friedliche Fortsetzung der Versammlung unmöglich machte. Ich trat auf die Wortführer zu, bat sie, mir ihre Namen zu nennen, da ich nicht das Vergnügen habe, sie persönlich zu kennen und setzte ihnen auseinander, daß politische Gegnerschaft kein Grund für persönliche Gehässigkeit sei, daß jeder nach seiner Überzeugung stimme und die Urne entscheide. So ging die Versammlung erregt, aber ohne Gewalttat auseinander; der Wirt machte ein langes Gesicht, da er um sein Nachtmahlgeschäft kam. Ich ließ ihn aus dem Wahlfonds entschädigen. Am Tage der Wahl erlangte mein Gegner die Majorität. Ich hätte meiner Partei den Sieg gewünscht; mich selbst betrübte das Resultat nicht. Ich hatte wieder viel gelernt. Es mag sein, daß eine illoyale Agitation bei solchen Wahlen eine praktische Notwendigkeit sei; daß ich keine duldete, versteht sich von selbst. Siegen soll die Plattform, das Programm. Auch die Herbeischleppung saumseliger Wähler ist schon ein schlimmes Zeichen von politisch-moralischer Unreife. In Amerika, in England eilt jedermann, auch aus der Ferne, zur Urne. Die freisinnige Partei hatte bei den Wahlen große Fonds verschwendet. Der größte Teil derselben wanderte zwecklos in die Taschen der Agitatoren; eine reife oder wenigstens für ihre Interessen besorgte Bevölkerung braucht keine künstlichen Reizmittel. Es gab damals Kreise, die sich von beiden Seiten die Voten, die sie nicht abgaben, bezahlen ließen. Der größte Schmerz, der

mir aus dieser Kandidaturszeit in Erinnerung ist, betrifft den Umstand, daß ich den berühmten italienischen Schauspieler Rossi als Lear nicht sehen konnte, weil ich an dem Abend eine Wählerversammlung abhalten mußte.

Seitdem habe ich nur noch einmal in einer kulturpolitischen Frage, nämlich in jener der nationalen Universitäten, das Wort ergriffen, und zwar in einer Reihe von offenen Briefen an den Minister Hartel unter dem Titel: »Akademische Fragen« (Wiener mediz. Presse Nr. 48, 49, 50 1903 und Nr. 1, 3, 7, 12 1904). Leider wenigstens vorläufig ohne Erfolg, weil der national-chauvinistische Geist und die Ohnmacht der Regierung kein glückliches Ergebnis gedeihen lassen.

Für die Nationalisierung der Universitäten war ich bereits, als ich noch den bornierten Standpunkt eines »Zentralisten« einnahm, weil nur dadurch die Massen des Volkes für die großen Kulturprobleme gewonnen werden können, wenn die höchsten Erkenntnisse der Wissenschaft mittels des neuerworbenen nationalen Sprachschatzes in die Massen dringen.

Die rasch auftauchenden Forderungen einer italienischen, einer zweiten tschechoslawischen, einer ruthenischen und einer slowenischen Universität mußten als politische Universitätsnaivitäten — trotz sonstiger innerer Berechtigung — angesehen werden. Harrten doch die Wiener, die beiden Prager, die Krakauer Universitäten und die technischen Hochschulen in Wien und Prag ihrer würdigen Ausgestaltung. Daß Universitäten ungeheure Summen benötigen, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen, und daß Österreich auch nicht in der finanziellen Lage ist, diese Summen auf einmal aufzubringen, versteht sich von selbst und weiters, daß es nicht leicht ist, für eine große Summe von Lehrstühlen geeignete Kapazitäten zu gewinnen, da schon die Besetzung der bestehenden mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Ich betonte daher, daß die Hochschulen nicht mehr nach den alten Universitätsschablonen zu errichten sind, sondern, daß erst jene Fakultäten zu schaffen sind, für die das Bedürfnis am größten ist, nämlich die juridischen, um nationale Beamte zu gewinnen, und die philosophischen, welche das nötige Lehrpersonal für die nationalen Schulen erziehen. Ich betonte ferner, daß die Fakultäten örtlich getrennt zu eigenen Hochschulen organisiert werden können, weil zum Beispiel für eine medizinische und naturwissenschaftliche Hochschule die Bedingungen an anderen Orten besser sein können als für die juridischen und philosophischen.

Ich hatte betont, daß die italienische juridische und historisch-philosophische Hochschule nur in Innsbruck zu errichten sei; für die medizinisch-naturwissenschaftliche könne Triest in Aussicht genommen werden. Ich habe es damals nicht ausgesprochen, aber durchleuchten lassen, daß vom österreichischen Reichsstandpunkte die Errichtung in einer italienischen Stadt des Trentino politisch unzweckmäßig sei. Die italienische studierende Jugend ist irredentistisch, also staatsfeindlich, gesinnt und es ist gut, wenn sie keinen Chorus auf der Straße findet. Es war eine patriotisch-österreichische Pflicht der Deutschtiroler, der italienischen Schule in Innsbruck kein Hindernis in den Weg zu legen. Daß durch die italienische Schule die urdeutsche Stadt Innsbruck verwelscht würde, ist eine Albernheit. Dennoch störte eine national-chauvinistische Klasse die Eröffnung der Schule. Ich habe von dem Intellekt der national-chauvinistischen Führer keine hohe Meinung. Wäre aber die Regierung über die Stimmungen unterrichtet gewesen, so hätte sie wohl durch geistige Beeinflussung die Führer und ihr Gefolge für die Reichspflicht gewinnen können und der Plan wäre nicht gescheitert. Heute wollen die Italiener keine italienische Stadt als Sitz der Hochschule und sie verlangen den Sitz in Triest. Diese Stadt ist halb und halb als eine italienische anzusehen. Alle die Dalmatiner, Istrianer, Deutschen, Slowenen und Juden, die sich dort seit lange niedergelassen haben, haben sich italienisiert. Diese Bewegung ist heute zweifellos im Rückgange und die vielen italienischen »...iche« von früher werden sich in Zukunft zweifellos als Slawen fühlen. Triest nähert sich einer Slawisierung wie Dalmatien und Istrien. Außerdem ist ein Teil des niederen Volkes und des Territoriums slowenisch und wer bürgt dafür, daß dieser — chauvinistisch national gehetzt — die Errichtung einer italienischen Hochschule in Triest nicht ebenso stören werde wie die deutschen Chauvinisten in Innsbruck, besonders wenn nicht früher die projektierte slowenische Akademie in Laibach errichtet wird, gegen welche wieder die Deutschen unvernünftigerweise eifern.

Die zweite tschechische Universität, gegen deren Errichtung heute kein prinzipieller Widerstand besteht, soll wieder nicht in Brünn errichtet werden, also in der Hauptstadt einer Provinz, deren Majorität slawisch ist. Für die Verlegung der medizinischen und naturwissenschaftlichen Fakultäten dieser zweiten tschechischen Universität in eine der Industriestädte der Provinz war ich selbst. Gegen eine ruthenische Universität stemmen sich unvernünftiger-

weise die Polen. Eine solche sollte seit Jahrzehnten bestehen, wenn die österreichischen Staatsmänner und die Polen das richtige politische Verständnis hätten. Auf die kolossale Wirkung, die eine solche Hochschule auf die riesige kleinrussische Bevölkerung gehabt hätte und hätte, habe ich in meiner zitierten Schrift aufmerksam gemacht. Es ist nicht gleichgültig, ob die Kleinrussen in Rußland ihr geistiges Zentrum oder in Österreich haben. Die Ereignisse seit dem vorigen Jahre haben einen vielleicht verhängnisvollen Sprung gemacht. Die ukrainophile Bewegung in Rußland ist an die Oberfläche getreten und wie sehr hätten es Österreich und die Polen zu bereuen, wenn in Kiew, Charkow, Poltawa oder sonstwo in Rußland früher eine kleinrussische Hochschule entstünde als in Galizien. Ich habe darauf aufmerksam gemacht, welche ungeheure Wirkung die — dazu noch unvollständige — Agramer Universität auf die Einigkeit der sonst einander so feindlichen Kroaten und Serben in Kroatien und Dalmatien hatte und wie sehr sie die Angliederung der Herzegowina und Bosnien erleichtert. Daß auch eine slowenische Hochschule in Laibach für die Erziehung nationaler Beamten und Lehrer unumgänglich sei, versteht sich von selbst, und zwar um so rascher, damit die Slowenen nicht Triest für den Sitz derselben in Anspruch nehmen.

Leider muß man von den Völkern Österreichs das singen und sagen, was die französischen Revolutionäre von den damaligen Aristokraten aussagten, sie hätten nichts gelernt und nichts vergessen. Hoffen wir, daß dieser Satz bald seine Wahrheit verliert und daß die Regierung endlich die Macht erreiche, den unverständigen nationalen Chauvinismus zu lähmen. Mit diesem Stoßgebete möchte ich meine politischen Erinnerungen und Erörterungen schließen.

III. BAND.

MEINEN KOLLEGIALEN BEISTÄNDEN
IN SCHLIMMER KRANKHEIT

HERREN KAIS. RAT DR. KARL ITZINGER
UND
DR. SIGMUND WAHRMANN

SEI DIESER III. BAND GEWIDMET.

I. Alpenfahrten.

Ich habe die ersten Alpenfahrten in den Jahren 1854 und 1856 früher beschrieben. Ich habe seitdem die meisten Alpengruppen besucht und will nur von den Besteigungen jene des Großglockners, der Marmolata, der Corni branchi in der Adamellogruppe und des Ortlers (1903) und von den hohen Paßübergängen den über den Theodulpaß erwähnen. Ich habe diese Touren mit großer Anstrengung gemacht; hatten doch die Führer von Sulden gewettet, ich werde die Spitze des Ortlers nicht erreichen, was mir mein Führer Pingerer nachträglich mitteilte. Ich habe keine neuen Pfade gesucht und keine gefunden; Enthusiasmus für Naturschönheiten und ein gewisser Fanatismus für Gletscherwanderungen stählten den Willen. In die Öffentlichkeit als Alpinist bin ich nur einmal in einem Vortrage im Wiener Touristenklub getreten, und zwar in einer mehr philanthropischen als touristischen Frage, und darum komme ich überhaupt auf meine Alpinistik zurück und will die Geschichte meiner Glocknerbesteigung erzählen.

Ich hatte einen gutempfohlenen Führer aus Gastein mitgebracht und wir übernachteten im Dorfe Fusch. Als wir des Morgens talaufwärts schritten, und zwar unter Niveauverhältnissen, in denen ich gut ausschreiten konnte, bemerkte ich, daß mein Führer etwas kurzatmig sei und daß ihm das Schritthalten selbst mit einem so minderwertigen Touristen, wie ich bin, schwer fiel. Ich hatte aus Gründen, die bald klargelegt sein werden, das Prinzip, immer nur mit zwei Führern zu gehen. Als ich im sogenannten Lukashanselrestaurant einen zweiten Führer suchte, verloren wir viel Zeit und endlich stand mir ein Riesenmensch zur Verfügung, der mir erzählte, er hätte mit seinem Alpenstocke durch seitliche Hiebe einem ihn angreifenden Stiere beide Hörner abgeschlagen und sei dafür vom Eigentümer noch auf Schadenersatz geklagt worden. Da es relativ spät war, um noch über die Pfandelscharte ins Glocknerhaus zu

gelangen, so nahm ich ein Pferd bis zum Gletscher und sagte dem Gasteiner Führer, er möge langsam nachkommen; auf dem steilen Gletscher werde er mich leicht einholen. Der Mann hatte aber den Ehrgeiz, so rasch als möglich zu folgen. Als ich am Rande des Gletschers, an dem sich auch eine gewöhnliche Hütte befand, abstieg, merkte ich den Gasteiner Führer knapp hinter uns plötzlich zusammensinken. Ich eilte hin; er hatte eine Art von Herzschlag erlitten. Ich brachte ihn mühsam zu sich, entlohnte ihn reichlich und warnte ihn, seinen Führerberuf wieder auszuüben. Zwei Jahre später machte er von Gastein aus eine Tour mit einer Dame und hatte einen tödlichen Schlaganfall. Ich betone dieses Abenteuer, weil es zeigt, daß auch die Führer sterbliche Menschen sind und diese Überzeugung nach früheren Erfahrungen war es eben, warum ich immer nur mit zwei Führern meine Partien machte, um so mehr, als dem Führer noch sonst etwas zustoßen kann, zum Beispiel ein Sturz in eine Gletscherspalte. Letzteres passierte auf dem Marmolatagletscher und es dauerte fast sieben Stunden, bis der Tourist, den er führte, mit einer Hilfsexpedition kam. Zum Glück hatte der Mann eine Schnapsflasche bei sich, durch deren allmähliche Leerung er die Lebenswärme im Gange erhielt — ein wichtiges Aviso für fanatische Abstinenzler.

Ich ging dann mit meinem Stierbändiger ins Glocknerhaus. Auf dem Wege trafen wir rückkehrende Führer bei einem Imbiß sitzend und mir fiel einer besonders durch sein krankhaftes Aussehen auf; er war offenbar tuberkulös.

Als ich im Glocknerhause ankam, herrschte große Aufregung. Ein Tourist hatte sich den Knöchel verstaucht, hatte heftige Schmerzen und niemand wußte, was zu machen sei. Da rief ich die Führer zusammen und zeigte ihnen, wie man durch Massage solche Unfälle gutmachen kann. Einem unter den Führern machten alle Platz; es war der berühmte Führer Rangetiner.*) Diesen engagierte ich dann für die Besteigung des Glockners als zweiten, respektive ersten Führer. Da wir weder Seile noch Proviant hatten, so mußten wir am anderen Tage eine Umgehung zur Stüdelhütte machen. Ein zweiter Herr, der einen Führer hatte, schloß sich uns an und ein

*) Solche Zerrungen der Bänder und Sehnen heilt man noch rascher durch eine Einspritzung von zweiprozentiger Karbolsäure unter die Haut. Eine Pravazsche Spritze und zweiprozentige Karbolsäure sollen in dem Heilschatze eines guten Alpenhauses nicht fehlen.

Führer wurde nach Kals geschickt, um einen vierten Führer, Seile, Proviant etc. mitzubringen.

Wir kamen ziemlich spät abends an und ich war glücklich, daß mein Begleiter eine Erbsenwurst mithatte und mit mir teilte, da wir sonst hungrig hätten zu Bette gehen müssen. Die zwei Führer fanden Mehl und Schmalz, aber kein Salz. Sie machten sich Knödel, konnten sie aber wegen Salzmangels nicht genießen und hungerten bis nach Mitternacht, bis die Führer aus Kals kamen. Am anderen Morgen stiegen wir zur Adlersruhe, weiters über den Kleinglockner zur berühmten »Scharte« auf, die auf die Spitze des Großglockners führt, ein schmaler Steg zwischen Abstürzen von mehreren Tausend Fuß mit einem unter dem Schnee verborgenen Drahtseile. Da sagte ich zu meinem Wiener Gefährten, dies sei eigentlich kein Weg für Familienväter; wir gingen ihn aber doch. Obwohl damals durch lange Zeit vorher und nachher schweres Regenwetter war, hatte ich die glänzendste Rundsicht. Von allen Punkten, die zu sehen sind, konnte ich nur die Türme von Nürnberg nicht sehen, weil dort leichter Nebel herrschte, und auch den Glanzfleck vom Adriatischen Meere, den man manchmal von der Adlershütte zu Gesichte bekommt, konnte ich nicht ausnehmen. Ich sah aber die ganze Kette bis an den Rand der venezianischen Ebene und die Karpathen jenseits der Donau. Beim Abstieg seilte Rangetiner meinen Stierbändiger ab und sagte mir dann, derselbe gehe sehr täppisch und wenn er gerutscht wäre, wären wir alle drei verloren gewesen. Nach einer Tagesrast in Kals traversierte ich über die Rudolfshütte, das Kapruner Törl und den Karlingergletscher bis zur Rainerhütte. Als wir am Fuße des Kapruner Törls waren, kam ein norddeutscher Tourist, ein sehr kräftiger und gewandter Mann in den besten Jahren, im Eilschritte herab und hinten wankte, den Rucksack tragend, der sieche Führer, der mir beim Aufstieg aufs Glocknerhaus aufgefallen war. Der Mann erbarmte mich. Da klagte mir Rangetiner, wie rücksichtslos die Touristen gegen die Führer oft sind. So sei er gegen geradezu elende Bezahlung mit einem Grazer Touristen in die Monte Rosagruppe gefahren, die beiden unbekannt war. Sie fuhren einen ganzen heißen Sommertag durch Friaul, Venetien und die Lombardei. Rangetiner hatte kein italienisches Geld und hungerte und durstete den ganzen Tag, ohne daß der Herr sich um ihn kümmerte. Sie bestiegen dann das sogenannte Silberhorn unter ungünstigen Witterungsverhältnissen — Nebel — und Rangetiner schlug an dem

Tage zirka 4000 Stufen ins Eis. Nur dessen genialer Orientierungsgabe im Hochgebirge verdankte der Tourist, daß sie glücklich ins Riffelhaus kamen. Da erklärte Rangetiner, er sei erschöpft; der Herr bestand aber darauf, weiter nach Zermatt hinabzugehen. Ich nahm mir bei dieser Gelegenheit vor, diese Rücksichtslosigkeiten im Prinzip einmal in einer alpinen Gesellschaft zu besprechen. Als wir über den zerrissenen Karlinger Gletscher, der damals noch eine große Ausdehnung hatte, gingen, trat dichter Nebel ein, so daß ich Rangetiner, der am vorderen Ende des Seiles ging, und den zweiten Kalser Führer Rubesoier, der am hinteren Ende ging, nur als Silhouetten sah. Rubesoier war sehr aufgeregt, weil er fürchtete, daß wir in ein Spaltenlabyrinth, besonders eines Gletscherabsturzes, geraten könnten.

Rangetiner beruhigte ihn; er orientiere sich nach dem Geräusche der Gletschermühlen, und wir kamen wirklich auf den Moserboden, ohne irgendeinen Umweg oder Irrweg gemacht zu haben. Rangetiner war ein Genie als Führer und ich machte noch später Partien mit ihm. Er hatte einen epileptischen Sohn, den ich lange von Wien aus mit Medikamenten versorgte. In Touristenkreisen ist es wohl noch heute in Erinnerung, daß diese meine beiden Führer wenige Jahre später bei einer gefährlichen Besteigung des Glockners mit einem Markgrafen Pallavicini und einem reichen Holländer einen tödlichen Absturz erlitten. Rangetiner war sich des wahnwitzigen Unternehmens vollständig bewußt und machte sein Testament. Sein Ehrgeiz verbot ihm aber, die Führung abzulehnen. Ich war empört zu hören, daß die immens reichen Familien der abgestürzten Touristen sich um die Hinterbliebenen der Führer nicht kümmerten.

Als Arzt und Philanthrop habe ich noch andere Erfahrungen gemacht, die mir mitteilenswert erscheinen. So konsultierte mich in Pontresina ein junger Führer wegen Epilepsie; er hatte einmal knapp unter der Spitze des Piz Languard einen Anfall erlitten, und man kann sich die Situation der beiden Damen denken, die er führte.

Als man noch auf schlechten Fußwegen vom Rhonetal nach Zermatt wandern mußte, nahm ich am Eingange des Tales einen Träger, der mir zwei kleine Handkofferchen tragen sollte. Mir fiel sein keuchender Atem während des Marsches auf. In der ersten Station, die wir machten, ließ ich den Mann entkleiden; er war voller Lungenkavernen und in Gefahr, jeden Moment einen tödlichen

Blutsturz zu erleiden. Ich beschenkte den Mann reichlich und entließ ihn mit der Warnung, noch ferner Trägerdienste zu leisten. Es war gerade ein Tragtier zur Verfügung, dem ich die zwei Kofferchen auflud. Vor Zermatt ist ein Dorf — ich glaube es heißt St. Ulrich — von wo aus schon eine Fahrstraße nach Zermatt führte. Im dortigen Gasthause war eine Sammelbüchse für die Familie eines verunglückten Führers. Ich forschte der Geschichte nach und erfuhr, daß einige reiche Baseler Herren das Matterhorn traversierten, um auf die italienische Seite zu kommen. In der Hütte auf der Höhe des Passes erkrankte ein Führer und die Herren ließen ihn zurück. Er konnte nicht mehr heimkehren und ging auf der Höhe zugrunde. Abgesehen davon, daß diese Rücksichtslosigkeit, den Mann krank zurückzulassen, eigentlich eine strafrechtlich zu ahndende war, entschädigten sie nicht einmal die Familie und es mußte öffentlich bei Unbeteiligten für dieselbe gebettelt werden. Darum sprach ich in meinem Vortrage im Touristenklub den Entrüstungssatz aus, die Familien der Herren vom Großglockner und die Baseler Herren huldigen dem Grundsatze: Noblesse oblige les autres. Man kennt Aufopferungsakte besonders Tiroler Führer für Touristen, selbst mit Preisgebung ihres Lebens, und es ist daher auch eine Verpflichtung der Touristen, für die Führer Rücksichten zu haben und besonders auch dafür zu sorgen, daß sie gehörig verproviantiert sind und daß sie weder mit Gewicht überbürdet, noch bei einer Ermüdung zu einer Überanstrengung veranlaßt werden. Man weiß, daß der Verdienst der meisten Führer eigentlich Hungerlöhne sind und die alpinen Gesellschaften in Österreich sorgen teilweise dafür, daß die Führer und ihre Familien während des Winters unterstützt werden.

Die Vereine sorgen dafür, daß die Preise in den Hütten möglichst niedrige seien. Ich erinnere mich mit Entsetzen, als ich beim Abstiege von der Rudolfshütte zur Pinzgauer Bahn an einer besonders steilen Stelle einer Kolonne von »Proviantträgern« begegnete, welche bis zu 80 Pfund trugen. Die Stirnadern waren bei der Anstrengung bis zum Platzen erweitert und obwohl es riesenstarke Männer waren, versicherte mich mein Führer, daß diesen Dienst mit dem kargen Lohne (zwei Kreuzer für ein Kilo) auch die Stärksten nur wenige Jahre aushalten. Es ist eine philanthropische Pflicht, die Hilfskräfte des Alpinismus nicht schmählich auszubeuten, um den Touristen ihr Vergnügen so billig als möglich zu verschaffen. Es freute mich sehr, daß mein Appell an die Humanität in meinem

Vortrage die begeisterte Zustimmung des alten »Einsiedlers vom Gmundner See« — des Feldzeugmeisters Crenneville — fand, der mir einen enthusiastischen Brief schrieb.

Ich will die Leser mit meinen Irrfahrten verschonen und nur die Geschichte erzählen, wie ich die Post in Tirol reformierte (1883?).

Es war mir schon früher auf der Villacher Alpe (Dobratsch) ein eigentümliches Faktum bekannt geworden. Die Regierung hatte eine Telegraphenstation angelegt, die natürlich sehr passiv war und gewiß nicht die Kosten auch nur der Bequartierung und Verköstigung des Beamten deckte. Dieser hielt sich natürlich den ganzen Tag im Fremdenzimmer auf und der Apparat war nebenan. Als ein Herr einmal eine Depesche abschicken wollte, erklärte der Beamte, es sei jetzt »keine Amtsstunde«. So ein Mensch, der die bezahlten Amtsstunden mit Müßiggang zubringt, ist so pflichtvergessen, außerhalb der Amtsstunden nichts leisten zu wollen. Das ist charakteristisch für den »ärarischen« Geist, wie ich ihn nenne. Nach dem Buchstaben des Gesetzes korrekt, sonst eine Pflichtlumperei!

Ähnliches begegnete mir in Cortina di Ampezzo. Plötzlich heiterte sich das Wetter auf und ich wollte die Tour, die ich vorhatte, antreten, nämlich über die Tre Sassi in das Puchensteiner Tal zum Alleghesee, durch die Sagudaschlucht auf den Fedajapaß, auf die Spitze der Marmolata und über den Platkofelpaß und Gröden nach Bozen.

Ich begab mich auf die Post, um mein Gepäck aufzugeben; der Wirt, der seine Pappenheimer kannte, begleitete mich. Der Herr Postbeamte, dessen ganze Tätigkeit durchs Jahr sich auf Stunden berechnen ließ, saß mit der langen Pfeife vor dem Bureau und erklärte, es sei jetzt keine Amtsstunde, ich möchte in zwei Stunden kommen. Jeder Tourist weiß, daß ein solcher Aufschub das Aufgeben der Exkursion bedeutet. Der Wirt übernahm das Gepäck und wir vereinbarten, daß er mir den Aufgabeschein poste restante nach Bozen schicken solle. Als ich in Bozen ankam und auf der Post meine Restantebriefe verlangte, sagte der Herr Beamte, ich möchte morgen kommen, jetzt sei viel zu tun. Die Herren hätten einige Minuten über die Amtsstunde bleiben müssen, um ihre Pflicht zu erfüllen; so etwas fiel ihnen aber nicht ein. Als ich dem Hotelier mein Leid klagte, da ich zum Beispiel nicht den nötigen Wäschewechsel vornehmen konnte, klagte mir derselbe, daß die

Pflichtvergessenheit der Postbeamten den Fremdenverkehr störe. Da schrieb ich abends ein langes Memoire an das Handelsministerium, an dessen Spitze damals Chlumecky, der mir sehr freundlich gesinnt war, stand. Ich schilderte die Übelstände und machte Vorschläge der Abhilfe.

Ich konnte das Postwesen auf derselben Tour noch einmal gründlich ausprobieren. Ich schickte von Bozen mein Gepäck mit der Post als »Eilgut« nach Innsbruck; es konnte also noch an demselben Tage dort anlangen.

Ich fuhr nach Meran, machte übers Schnalser Tal die Tour über das Niederjoch und das lange Ötztal ins Inntal und fuhr mit dem Poststellwagen — die Bahn existierte noch nicht — nach Innsbruck, wo ich spät abends ankam. Als ich am anderen Morgen — fünf Tage nach Absendung des Gepäcks als Eilgut — weiterreisen wollte und mein Gepäck auf dem Bahnhofe verlangte, war es noch nicht angekommen! Ich mußte dem Kondukteur des Hotelomnibusses den Gepäcksschein überlassen und erhielt den Koffer erst etwa 14 Tage später in Wien.

Nach einem halben Jahre erhielt ich ein ausführliches Schreiben vom Handelsministerium, worin mir dasselbe anzeigte, daß es Untersuchungen angestellt habe, daß meine Angaben für richtig befunden wurden und daß man bestrebt sei, die Übelstände zu beseitigen. Als ich zwei Jahre später wieder nach Bozen in dasselbe Hotel kam, dankte mir der Wirt; seit meinem Schreiben seien die Postverhältnisse ganz geändert. Übrigens doch nicht ganz! Denn einige Jahre später passierte es mir in Franzensfeste, daß der Postbeamte eine Postkarte zur nächsten Beförderung nicht annahm, weil er — eine geschlagene Stunde vor Abgang des Postzuges — die Postbeutel schon geschlossen hatte. Mit pflichtvergessenen Beamten wird auch eine Regierung nicht leicht fertig.

Am 8. September 1903 saß ich nach Erklettern der Barettawände in der Paierhütte. Da wurde von den Postverhältnissen in Tirol gesprochen und einer der Herren — ein Beamter der Postdirektion in Innsbruck — erzählte, Jemand habe eine sehr grobe Eingabe an die Zentralbehörde in Wien gemacht und diese habe diese Zuschrift und ein 20 Jahre altes Memoire von Professor Benedikt nach Innsbruck geschickt. Der Herr, mein Tischnachbar, war nicht wenig erstaunt, als ich mich ihm vorstellte. Es hatten also wieder die Mißstände überhandgenommen, obwohl jedermann unseren Zentralbehörden für Post- und Telegraphenwesen das beste

Zeugnis ausstellen muß. Die Lehre ist, daß es Pflicht eines jeden sei, bemerkte Übelstände in objektiver Weise den Oberbehörden zur Kenntnis zu bringen. Wo es diesen ehrlich um die Sache zu tun ist, wird abgeholfen. Der Österreicher hat die üble Gewohnheit, leicht zu schimpfen, aber sich dann keine weitere Mühe um Besserung der Zustände zu nehmen. Jeder Bürger soll, wie in England, der Mitarbeiter der Behörden sein; freilich müssen diese von sachlichem Geiste und Pflichteifer durchdrungen sein, nicht von Streberei und bureaukratischem Hochmute, der von »Unberufenen« keine Lehre und keine Mahnung annimmt.

II. Vor und auf den Naturforscherversammlungen von Breslau (1874) und Graz (1875).

Die folgenden meist noch in Form von Reiseerinnerungen geschriebenen Abschnitte hängen aufs innigste mit den Arbeiten und Ideen zusammen, die ich auf Versammlungen und Kongressen vorbrachte und zur Geltung zu bringen suchte.

Der Tod Oppolzers (1871) und der Rücktritt Skodas wurden für mich zur Katastrophe, besonders noch, als nach dem Rücktritte von Rokitansky der Anatom Langer Referent im Ministerium wurde. Während ich früher ein Liebling der Fakultät war und meine Arbeiten ohne weiteres Anerkennung fanden, wurde jetzt jede Arbeit angefeindet oder ignoriert und in Wiener akademischen Kreisen verleumdet, so daß ich genötigt war, dieselben, sozusagen meine geistigen Kinder, im Auslande zu gebären und aufzuziehen.

Als Beispiel der perfiden Weise, mit der meine Leistungen in Wien behandelt wurden, möge die Leidensgeschichte meiner Entdeckung der pathologischen Anatomie der Hundswut dienen. Dies war eine heiße Arbeit. Überzeugt, daß dieses Leiden einen anatomischen Ausdruck haben müsse, habe ich durch viele Monate täglich durch viele Stunden — ich habe mich beim Mikroskopieren an ein konstantes künstliches Licht gewöhnt und konnte daher auch bei Nacht arbeiten — Tausende von Präparaten, meist von Hunden, die an Tollwut verstorben waren, aus dem Tierarzneiinstitut nach allen Richtungen und mit allen Vergrößerungen durchgesehen. Dazu hatte ich damals das Glück, Herrn Dr. Wilhelm Svetlin — neben Betz ein unvergleichlicher Präparator — zum Assistenten zu haben, der mir eine große Menge Präparate lieferte. Nach langer Zeit fand ich die Spuren. Sie waren sehr eigenartig, und ich konnte sie nur erfahren und fassen, weil ich mit einer anderen schweren Aufgabe ins Reine zu kommen anfing.

Diese nächsten Betrachtungen sind nur für biologisch Gebildete bestimmt und daher »Petit« gedruckt.

Durch die Entdeckung der Diapedesis durch Cohnheim, das ist das Durchwandern der Blutkörperchen durch die feinsten Gefäßwände, war die ganze Pathologie ins Wanken gekommen und man versuchte diese neuen Tatsachen für die totale Pathologie auszubeuten, was vollständig verfehlt war. Daneben liefen fundamental aufklärende Versuche von Stricker und von Frohmann in Jena, welche die Umwandlung des Gewebes durch den entzündlichen Prozeß in einen wucherungsfähigen verkündigten, wofür Stricker den genialen Ausdruck: »Rückkehr in das embryonale Stadium« fand. Eine Art von krankhaftem Prozeß, den ein genialer Engländer Lockhart-Clarke fand — die sogenannte Granular-Desintegration — hatte außer mir auf dem Kontinent niemand verstanden und gewürdigt. Damals wurde Rokitansky gar nicht mehr verstanden, und der kluge Virchow mit seiner epochalen Zellularpathologie zog sich zeitweilig ins Hintertreffen zurück.

Mir war es gelungen, alle diese scheinbaren Widersprüche zu lösen. Ich war geschichtlich geistig genug geschult, um zu wissen, daß die Leistungen der Klassiker — wie zum Beispiel Rokitansky und Virchow solche waren — einen ewigen Kern haben und daß die Lust, zum Beispiel unehrlicher Sezessionisten in der Wissenschaft, die Großen aus der Geschichte zu verdrängen, eine kurze Lebensdauer hat, die aber den Zweck persönlicher Erfolge haben kann!

Ich habe mich mit Lockhart-Clarke in London verständigt, und er akzeptierte die Einreihung seiner Tatsachen in meinem Sinne, und in einer Reihe von Schriften aus jener Zeit habe ich die tatsächliche Versöhnung der Systeme herbeigeführt. Die äußere Wirkung dieser Arbeiten war nahezu null. Es lag in ihnen ein Akt wissenschaftlicher Vernunft und Weisheit vor und die Gelehrten sind bei ihrer Anbetung des eigenen Intellekts, des Parteistandpunktes und des Festhaltens selbst an erkannten eigenen Irrtümern für Vernunft und Weisheit vielleicht weniger als alle anderen Stände organisiert. Auch gehörte ich zu keiner literarischen Clique und war kein »angestellter« allgemeiner Pathologe.

Nur diese ungeheure vielseitige Arbeit befähigte mich, die pathologische Anatomie der Hundswut zu entdecken. Die Arbeit erschien in Virchows Archiv (1875, 64. Bd.) mit ungewöhnlich wahrheitsgetreuen Bildern, die unter meinen Augen gezeichnet und auf Klischees übertragen wurden, nachdem eine vorläufige Mitteilung in Wien 1874 veröffentlicht worden war. Man hätte doch meinen sollen, daß ein Virchow eine Arbeit zu beurteilen verstehe. In Wien wurde diese Arbeit als ein »Schwindel« erklärt und auf die Autorität der medizinischen Kollegen hin erklärte der damalige Kriminalist Wahlberg meine kriminalanthropologischen Arbeiten für ebensolche Sensationsreklame wie meine Arbeiten über Lyssa! Tausende von österreichischen Richtern und Advokaten haben diese

lithographierten Kollegienhefte studiert!! und sind unter ihrem Eindrucke in die Praxis getreten.*)

Ich hatte bald darauf Gelegenheit, mit diesem Kriminalisten ein Zwiegespräch zu führen. Es war in Wien eine Agitation für die Aufhebung der Todesstrafe im Gange. Es war eine Volksversammlung geplant und die Arbeiterführer versprachen 3000 Mann zu stellen. Ich hielt (25. März 1877) einen einleitenden Vortrag im Wissenschaftlichen Klub und Holtzendorff aus München und ich sollten sprechen. Holtzendorff stellte aber die Bedingung, daß auch Wahlberg spreche, welcher früher für die Sache eingetreten war und Holtzendorff wollte nicht quasi die Wiener Kollegen ignorieren. Ich ging zu ihm und zeigte ihm den Münchener Brief. Er lehnte natürlich ab, weil man offiziell gegen die Sache war. Da kam auch unser Verhältnis zur Sprache. Ich sagte ihm, er müsse doch als Jurist wissen, daß er, selbst wenn er objektiv recht hätte, von einem ehrlichen Gerichte hätte verurteilt werden müssen, weil er mir subjektiv doch die böse Absicht einer auf angeblicher wissenschaftlicher Unrichtigkeit gegründeten Sensationsreklame nicht hätte nachweisen können. Es wäre aber folgendes geschehen: Man hätte eine Reihe von medizinischen Autoritäten vorgerufen und die hätten zweifellos ausgesagt, daß meine Befunde falsch seien. Diese Schmach wollte ich, so groß das Opfer für mich auch war, der Wiener Universität ersparen. Er werde mir aber das Recht zugestehen, wenn meine Befunde bestätigt würden, was bei der Schwere der Untersuchung vielleicht noch einige Zeit dauern würde, ihm seinen nichtsnutzigen Schädel literarisch einzuhauen. Natürlich habe ich mir diese eklige Henkerarbeit erspart. Die unehrlichen Verhältnisse hätte ich doch nicht geändert. Wie das so oft geschieht, hatte eine deutsche Zelebrität (Bollinger) einen negativen Befund publiziert und damit die Leistung für einige Zeit für Deutschland und Österreich totgeschlagen. Eine schottische Arbeit (1877, von Coates) hat meine Befunde bestätigt und seit einer weiteren Veröffentlichung in Virchows Archiv (1878, 72. Bd.) ist jeder Zweifel über die Richtigkeit meiner Befunde und meiner Deutung aus der Welt geschafft.

Ich habe die Geschichte ausführlich erzählt, um einen Einblick

*) Dieser Mann verunglückte später, weil er sich einem ihm verhaßten Kollegen gegenüber einige Fälschungen von Dokumenten erlaubte. Er fiel aber auf die Butterseite einer etwas vorzeitigen Pensionierung.

in mein akademisches Märtyrerleben und in die Korruption akademischen Cliquewesens zu gewähren. Es konnte kaum geschichtlich eindrucksvoller geschehen. In Paris hatte ich die Präparate gezeigt und in Frankreich wußte man, woran man ist; in England wurde natürlich die Wahrung meiner Priorität nicht bestritten.

Die ganze Hundswutangelegenheit war für mich doch nur eine nebensächliche geistige Episode; sie hätte unter ehrlichen Verhältnissen einem jungen Gelehrten die Dozentur und selbst eine Professur für pathologische Anatomie eingetragen und mich nicht zu einem Kampf gegen einen Verleumdungsfeldzug genötigt.

Die Hauptfrage, die mich damals beschäftigte, war, eine Seelenkunde, unabhängig von jeder Metaphysik, zu schaffen und ein Problem derselben war die Kriminalanthropologie.

Je mehr ich mich der psychologischen Einleitung in mein Lehrbuch der Gehirnkrankheiten (1876) näherte, desto lebhafter beschäftigten mich psychologische Probleme. Auf der Naturforscherversammlung in Breslau (1874) sprach ich über »Psychophysik der Moral«; es handelte sich darum, wieder einmal nachzuweisen, daß die Moral von den metaphysischen Ideen unabhängig ist und sich aus der Naturgeschichte des Menschen und der gesellschaftlichen Gesetze ableiten lasse.

Zwischen dem Erscheinen des ersten Teiles meiner Nervenpathologie und dieser Rede in Breslau lag ein furchtbarer Kampf, den die Wiener Fakultät gegen mich führte und der, wenn es auf die akademischen Kreise angekommen wäre, zu meiner akademischen Vernichtung geführt hätte. Ich hatte es noch einmal versucht, mir eine akademische Arbeitsstätte auf Grundlage des ersten Bandes der Nervenpathologie (1874) zu erringen, um eine Schule zu gründen, um eine Reihe fundamentaler Lehren der Nervenphysiologie und Nervenpathologie, die bis heute noch nicht in die Wissenschaft übergegangen sind, zu verbreiten. Erbittert über den Mißerfolg meines Gesuches habe ich gegen eine der schuldigen Persönlichkeiten öffentlich eine Äußerung getan, welche die Zunft in Aufregung brachte, die einen Massenmörder, wie den früher beschriebenen Geburtshelfer, ruhig schalten läßt, aber dem Bekämpfer des Unrechtes eines der ihrigen nie verzeiht.

Ich werde diesen Kampf, der von Anfang Juli 1874 bis 12. Jänner 1875 dauerte, hier nicht schildern. Daß nur unehrliche Verhältnisse und unehrliche Menschen mir das Recht auf eine öffentliche Arbeitsstätte verweigern konnten, während für geistig

viel tiefer Stehende solche geschaffen wurden, wird heute auch jeder Unehrliche zugestehen — et cur renovare dolores? Eine Geschichte dieses interessanten und heiterer Episoden nicht ermangelnden Prozesses werde ich für eine viel spätere Zeit niederschreiben. Sie enthält unwillkürlich viel Gehässiges gegen viele Beteiligte.

Inmitten jener Aufregungen verfaßte ich innerhalb 22 Nächte von 22 Tagen, in denen ich nicht eine Sekunde schlief, die Breslauer Rede: »Zur Psychophysik der Moral«, und zwar ohne Konzept, im Zimmer auf und ab schreitend. Als am Vortage des Vortrages der Redakteur der »Schlesischen Zeitung« das Konzept für sein Blatt und die »Neue Freie Presse« verlangte, diktierte ich es ihm stenographisch so wortgetreu, daß Stenogramm und Rede absolut aufs Wort stimmten.

Ich hatte in diesem Sommer das Nebengeschäft, die Grazer zu einer Einladung der Naturforscher für das kommende Jahr zu bewegen. Es war dies schwierig durchzusetzen, weil gerade die Schlesier am wenigsten österreichfreundlich gesinnt waren und zwei angesehene Badeorte sich um die Wahl bewarben. Zur Erschwerung meiner Aufgabe telegraphierten einige Wiener Kollegen an den Bürgermeister von Wien um eine Einladung, die auch eintraf. Als ich den Grazer Physiologen Alexander Rollett aufforderte, die Einladung nach Graz vorzubringen, lehnte er es wegen der Unwahrscheinlichkeit des Erfolges ab und Freund Störck warnte mich ausdrücklich vor der Blamage. Ich antwortete ihm, ich habe heute die ganze Nacht mit der Verfassung der Ansprache zugebracht und ich hoffe auf ihre Wirkung. Ich habe mich nicht getäuscht. Ein wahrer Pattijubel ertönte am Schlusse meiner Rede und mein Antrag wurde mit allen gegen 17 Stimmen angenommen.

Ich betonte, daß mehr als je das Band zwischen Reichsdeutschen und den Deutsch-Österreichern befestigt werden müsse. Ich erinnerte an die Leistungen der Deutsch-Österreicher, zum Beispiel für die Poesie vom Verfasser des Nibelungenliedes und Walters von der Vogelweide bis auf Grillparzer, Anastasius Grün und Lenau, weiters an Haydn, Mozart und den süßen Liedermund Schuberts, an die Leistungen der Wiener medizinischen Schule, an Kaiser Josef II. und seinem Kampfe gegen klerikale Verfinsterung und an die Treue, mit der die Deutsch-Österreicher an ihrer Nationalität hingen, besonders die Steirer und die Grazer. Als ich zum Schlusse sagte, ich hoffe, der Ruf: »Auf nach Graz!« werde aus der Versammlung

mit demselben Enthusiasmus zurückklingen, mit dem ich ihn der Versammlung zurufe, hatte ich mich nicht getäuscht.

Den Mittelpunkt der jüngeren medizinischen Welt in Breslau bildete damals als geistiger Führer Heidenhein, aus dessen Schule dann so viele bedeutende Menschen in den verschiedensten Fächern hervorgingen und die damals um ihn versammelt waren. Er wurde in einem Spezialbankett gefeiert, an dem ich als »Mitglied des passiven Chorus« — teilnahm und sprach.

Ich will hier ein Zwiegespräch mit Heidenhein mitteilen, das nicht des allgemeinen Interesses entbehrt. Wir sprachen über paradoxe Beobachtungen in der Wissenschaft und über unser Verhalten ihnen gegenüber. Ich zitierte eine merkwürdige Beobachtung des älteren Remak über eine kurative, »fast momentane Aufblähung« eines atrophischen und gelähmten Muskels und daß ich einmal Gelegenheit hatte, eine solche ganz unerklärliche, bestätigende Beobachtung zu machen. Heidenhein wollte die paradoxe Tatsache nicht anerkennen. Als er sich später mit den paradoxen Erscheinungen der Hypnose, infolge der Versuche Hansens, beschäftigte und sich böse Nachrede von ungläubigen Kollegen gefallen lassen mußte, dachte ich oft an unser Breslauer Gespräch.

Es war im Jahre 1875, als mir der Gedanke immer näher rückte, daß auch das Verbrechen eine naturwissenschaftlich-psychologische Seite haben könne und müsse. Ich sprach darüber zunächst mit dem gelehrten Justizminister Glaser. Mein Gedanke, Studien in dieser Richtung zu machen, fand bei ihm eine begeisterte Aufnahme. Er versicherte mich, daß ihm, besonders als Gnadenminister, so unbegreifliche Tatsachen vorkommen, daß er hoffe, auf dem neuen Pfade, den ich einzuschlagen gedenke, würde sich viele Aufklärung finden. Ich bat ihn um einige Visitkarten als Empfehlung an Gefängnisdirektoren. Diese verweigerte er, weil er als Minister eigentlich direkt die Gefängnisdirektoren nicht beeinflussen solle. Er werde aber ein Zirkular an die betreffenden Gerichtsbehörden erlassen etc. Ich bedauerte diesen umständlichen Weg; einige Karten wären mir lieber gewesen. Ich kannte Österreich besser als Glaser. Bei der Indolenz und wissenschaftlichen Rückständigkeit der Herren Oberrichter erwartete ich in offizieller Weise keine Unterstützung; eine persönliche Empfehlung des Ministers hätte mir große Dienste geleistet. Ich habe mich nicht getäuscht. Ich habe auch von der Aktion Glasers keinen Nutzen gehabt und erwartet, sondern wandte mich nach Ungarn.

Zufällig kam der Gefängnisarzt aus Illava (Oberungarn) zu einer Konsultation nach Wien und ich nahm seine Einladung, seinen Amtsrayon kennen zu lernen, an. Die ungarische Regierung und

vor allem der gelehrte Justizminister und geniale Gesetzgeber Pauler unterstützten mich in meinen Studien aufs liberalste, obwohl ich keine persönlichen Beziehungen zu ihnen hatte.

Illava ist eine wahre Akademie für Verbrecherpsychologie, da es nicht weniger als 365 Mörder einschloß und niemanden beherbergte, der unter zehn Jahren Gefängnisstrafe hatte. Unter den Gefangenen befand sich die ganze Rozsa Sándor-Räuberbande, mit Ausnahme ihres Hauptes. Da dieser zuletzt die Bande verraten hatte, war er neben seinen Genossen im Kerker nicht sicher. Aber der Bruder war dort, weiters die zwei Söhne der beiden Brüder. Letztere interessierten mich besonders. Es waren Prachtjungen, mit der eleganten Haltung ungarischer Bauern. Sie waren bei ihrer Einlieferung über das Schulalter hinaus. Sie aber verlangten Unterricht und waren von musterhafter Aufführung. Später begnadigt, wurden sie honette Bauern. Diese Illavaer Gesellschaft war gefährlich und zu Aufruhr geneigt. Bei einem solchen wurde ein Genosse der genannten Räuber — früher ein Riese — von den Wächtern im Kampfe kleingeprügelt, und zwar durch mehrfachen Bruch der Wirbelsäule. Wie gering aber die Vulnerabilität dieser Leute sei, zeigte dieser Mann, den ich — natürlich lange nach der Kampfszene — rüstig den Hammer am Ambos schwingen sah.

Am Abend war Konzert. Ein großer Teil der Sträflinge, die nicht schon beim Eintritt musikalisch geschult waren, wurden, wenn sie irgend natürliche Begabung dafür hatten, in irgendeinem Instrumente unterrichtet. In meiner Gegenwart wurde ein Potpourri aus der »Schönen Helena« von Offenbach gespielt. Die Flöte blies — ein Vatermörder. Hier fand sich der Banknotenfälscher, der bei seinem Eintritt ein musikalischer Analphabet war und der nicht nur das Orgelspiel erlernte, sondern sich eine baute und der acht Tage, nachdem ich ihm einen photographischen Apparat schenkte, mir bereits eine Sammlung von aufgenommenen Köpfen seiner Genossen einsandte. Banknotenfälscher — echte, nicht Mithelfer — sowie Scheckfälscher etc. sind eben technische Genies mit »Virtuositätskitzel«, die an kontinuierlicher ehrlicher Arbeit keinen Geschmack haben. Hier fand ich auch drei rumänische, sehr hübsche Knaben, die alle drei an starkem Strabismus litten und die sich als Vatermörder hier unter schweren Verbrechern befanden. Ihr betrunkener Vater hatte die Mutter schwer mißhandelt, taumelte dann aufs Feld hinaus und schlief dort ein. Die erbitterten Knaben, Zeugen der Mißhandlung der Mutter, töteten den Vater. Daß diese Kinder in ein schweres

Gefängnis gesteckt wurden, zeigt, wie unentwickelt damals noch die Lehre von der kriminellen Behandlung der Kinder war. Es ist ein Verdienst Körbers, daß er wenigstens im Verordnungswege dem größten Übelstande in Zisleithanien abhalf; spät, aber doch! Marcovich und ich hatten schon längst dazu gedrängt.

Von Illava besuchte ich das nicht entfernte Gefängnis — Leopoldstadt oder Lipotvár — das mir dadurch besonders wertvoll war, weil der Direktor Tauffer einer der bedeutendsten Gefängnisbeamten Europas war, mit dem ich noch in enger Verbindung blieb, auch als er im Dienste der kroatischen Regierung nach Lepoglava übersiedelte.

Ich will aus dem zuerst genannten Gefängnisse noch einige Personen schildern. Da war ein Banknotenfälscher — ein ungarischer Schwabe — der am Ende seiner Strafzeit war. Ich fragte ihn, ob er wieder rezidiv werden würde. Er antwortete: »Herr Professor, wo ich sterbe, vermache ich Ihnen meinen Schädel und mein Gehirn!« Er wurde bald wieder als Rezidivist eingeliefert. Der Mann hat sich während seiner langen Strafhaft offenbar nur damit beschäftigt, wie er sein Metier, wenn er die Freiheit erlangt haben würde, glücklicher betreibe. Daß er nicht anders handeln könne, war er sich bewußt und seine Antwort wiegt ganze Bibliotheken unfähiger und unehrlicher Kriminalisten auf. Als ich dieselbe Frage an einen gemütlichen alten Wiener Gewohnheitsdieb am Ende seiner zehnjährigen Strafhaft richtete, antwortete er, er wisse es nicht. Wenn er jetzt fünf Gulden stehle, werde er zu zwölf Jahren verurteilt. Das sei kein Verhältnis.

Am merkwürdigsten war wohl das Verhalten eines Mannes, der dem Geistlichen erklärte, er werde mich, wenn ich ihn noch einmal untersuche, erwürgen, obwohl er wisse, daß er sofort von der Wache niedergestochen werde. Was solle denn aus ihm bei der Auferstehung werden, wenn sein Körper in Leopoldstadt begraben, sein Schädel und Gehirn aber in Wien sei?! Die Leute wußten nämlich, daß sie seziert und ihre Schädel und Gehirne mir übersendet wurden. Es war deshalb zweimal Aufruhr in den Gefängnissen; die ungarische Regierung unterstützte mich doch weiter. Der Mann aber, der um seine korrekte und rasche Wiederzusammensetzung bei der Auferstehung so sehr besorgt war, wurde verurteilt, weil er zuerst eine Notzucht im Walde verübte, dann nachhause ging, seine schwangere Frau zwang, eine Grube zu graben, dieselbe dann hineinstieß, ihr mit den Sporen den schwangeren Leib aufsprengte und sie dann halb lebend verscharrte! Und

dieses Scheusal war um seine Auferstehung besorgt! Ein echtes Tolstoi-Bild! Als Gegensatz will ich einen anderen Mann erwähnen, um zu zeigen, welche guten Eigenschaften auch eine schwere Verbrechernatur haben kann. Einer von der Rozsa-Bande war zuletzt aus Rücksicht für seine Familie nur Hehler gewesen. Vom Gefängnis schickte er jeden Heller seines Überverdienstes an seine Angehörigen.

Ich erhielt auch bald Präparate zur Verfügung und so kündigte ich denn für die Naturforscherversammlung in Graz (1875) meinen Vortrag: »Zur Anthropologie der Verbrecher« an, den ich im Kaltbad Rigi schrieb. Damit war die moderne Form der Kriminalanthropologie und zugleich ihr Name geschaffen, da das Wort »Kriminalanthropologie« nur eine Übersetzung ins Romanische war.

Ich hatte eigentlich gar nicht die Absicht, mich mit der Frage weiter zu beschäftigen. Ich dachte, der Gedanke werde zündend durch die Köpfe der internationalen Gelehrtenwelt fahren und sofort allseitiges Sammeln und Forschen hervorrufen. Ich habe mich mit dieser Anschauung gründlich blamiert. Die meisten Ärzte von damals bergiffen nicht einmal, daß ein Arzt sich für eine allgemeine derartige Kulturfrage interessiere, für deren Lösung — ihnen freilich unbewußt — ärztliche Denkungsart und Erfahrung eine Hauptrolle spielt. Die Richter und Juristen, besonders in Deutschland und vor allem in Österreich, hatten — seit Feuerbach durch die unehrlichen geheimrätlichen und hofrätlichen Streber aus dem Gehirninhalte der Studenten und Fachmänner wieder »glücklich« verdrängt war — keine Ahnung mehr, daß der Paragraphenstandpunkt und der Ausgang von Definitionen kein sakrosankter und ausschließlicher sein solle. Die jungen Streber in Österreich merkten sofort — vor einem Vierteljahrhundert! — daß der offizielle Wind nach dem Klerikalismus hin wehe und die moderne Lehre zunächst die Einflußreichen gegen sich haben werde. Servilismus und Streberei haben einen feinen Geruch; wer seine Nüstern weit öffnet, um den Weltgeist einzuatmen, riecht den Unflat der Dummheit und der Schlechtigkeit nicht — und daher meine damalige Enttäuschung.

Einen großen Eindruck machte mein Vortrag in der Juristischen Gesellschaft (28. Dezember 1875): »Zur Naturgeschichte der Verbrechen.« Vorsitzender war Hye, der vor 1848 Professor der Kriminalistik und dann durch viele Jahre tonangebender Staatssekretär und Chef des Gefängniswesens war. In ihm war der Geist Feuerbachs und seiner Zeit lebendig geblieben und mit Tränen in

den Augen umarmte er mich am Schlusse, als er mir dankte. In vielen Unterredungen mit ihm gewann ich natürlich an Erfahrung und Kritik.

Als in den folgenden Jahren die Lehre, die ich in Graz gegründet und die Lombroso, Ferri und Konsorten so mächtig gehoben haben, auch oft in Ehren genannt wurde, konnte besonders in Wien die Beobachtung gemacht werden, daß mein Name nicht genannt wurde, sondern durch den Lombrosos ersetzt wurde. Als der Erste kriminalanthropologische Kongreß, von dem ich noch sprechen werde, nach Rom (1885) einberufen wurde, begrüßte mich Lombroso als den »Patriarchen« der Disziplin; später ließ er sich die Ignorierung meiner Priorität gefallen. Ich komme noch darauf zurück.

Wäre ich ein Tscheche, Magyare oder Pole gewesen, meine Konnationalen hätten das Prioritätsrecht gewahrt; im deutschösterreichischen Kulturleben steckt ein ehrvergessenes offiziöses Element, welches, wenn nicht persönliche Gunst waltet, erst wartet, bis österreichische Leistung in London, Paris, Rom, Neuyork und zuletzt in Berlin Ehre erwirbt, bis das österreichische Ehrgefühl erwacht. Habe ich doch 1856 als junger Mann Grillparzer als einer der größten deutschen und als den größten österreichischen Dichter verkünden müssen, während in Wien die absprechenden Urteile deutscher Autoren maßgebend waren.

Ich kehrte mich an die Wiener Korruption nicht mehr. Es gab bei der Verfolgung der Idee, die Degenerationszeichen der Schädel und Gehirne zu finden, so große Aufgaben, daß die Lösung mancher von ihnen schon für sich große Kulturaufgaben waren.

Ich hatte schon vorher tausende Schnitte aus allen Säugetierklassen studiert und hatte ein gemeinschaftliches Organisationsgesetz erkannt, das bei der Betrachtung der Oberfläche des Gehirnes eher verschleiert als erkannt wird.

Ich erweiterte jetzt meine Studien auf die Gehirnoberfläche aller Säugetierklassen, auf fremde und niedere Rassen — Chinesen-, Indianer- und Fellahgehirne — auf jene der gebornen Verbrecher, benutzte dabei die Tatsachen bei den Gehirnen der Epileptiker und hereditären Geisteskranken.

Es war an Verbrechergehirnen, bei denen ich oft Vorkommnisse traf, welche die Brücke des Verständnisses zwischen scheinbar fremdartigen Bildungen beim Menschen und verschiedenen Tierklassen darstellten und so konnte ich 1879 in einem Buche:

»Anatomische Studien an Verbrechergehirnen« (Braumüller, Wien), den Satz aussprechen: Daß zwischen dem Tiergehirne und jenem des Primaten kein qualitativer Unterschied existiere, und ich frage alle ehrlichen Leute, wie viele Sätze von solcher kulturhistorischer Bedeutung von Wien ausgegangen sind. Seit dem Internationalen medizinischen Kongreß in Berlin (1891) ist dieser Satz für alle Zeiten der Wissenschaft einverleibt. Ich habe nie behauptet, daß es bestimmte Abweichungen gebe, welche Verbrechen bedeuten, und ich habe auf die Zusammengehörigkeit der Degenerationsgehirne auch mit Epilepsie, Geistesstörungen und anderen angebornen oder frühzeitig erworbenen Gehirnkrankheiten hingewiesen. In Italien hat man lange ein Buch von Giacomini als eine Gegenschrift angesehen; es war eine Ergänzung. Aus abnormen Trennungen und abnormen Zusammenhängen bei Gehirnen Degenerierter und niederer Rassen konnte jenes wichtige Gesetz abgeleitet werden. Ich habe die Tierähnlichkeiten nicht als »Rückfälle« behandelt, da ich kein Darwinianer bin. Man kann allenfalls von einem »Rückfalle« in eine niedere biologische Entwicklungsstufe, aber nicht von einem früheren Abstammungszustande sprechen.

Ich komme auf einige Etappen dieser Frage noch zurück.

Eine zweite wichtige Frage war, eine exakte Methode der Schädelmessung zu finden, überhaupt eine exakte Messung im Bereiche der Lebensformen. Ich habe mich jahrelang dieser Frage gewidmet und ihr geradezu ein Vermögen geopfert.

Ein näheres Eingehen auf diese Frage ist nur in einem Fachjournal möglich, um so mehr, als die überwiegende Majorität der Fachmänner noch heute keine Ahnung von der Bedeutung dieser Studien hat, trotzdem Männer wie Charcot und Binet in Frankreich, Cleland in England, Waldeyer und selbst Virchow deren Bedeutung geistig erkannten. Ich komme auf diese Frage noch zurück.

Ich will aus dieser Zeit eine Wiener Anekdote erzählen. Als ich zuerst eine wichtige Spur eines allgemeinen Organisationsgesetzes fand, nämlich den Vierwindungstypus des menschlichen Stirnhirnes, bot sich ein hochbegabter und hochgeachteter junger Gelehrter, Herr Dr. Emil Zuckerkandl, an, für mich und meine anatomische Hirnforschung einzustehen.

Da sagte ich ihm: »Verderben Sie sich Ihre Karriere nicht! Ich bin mir Mann genug, um für Wahrheit und Recht gegen eine Welt in Waffen einzustehen und zu siegen.« Zuckerkandl befolgte

meinen Rat und er weiß wohl, daß ich auch ohne den großen Dienst, den er mir damals hätte leisten können, mit Energie für seine spätere Berufung nach Wien eingetreten bin, die ohne meine Bemühung gescheitert wäre. Ich will die Details dieser Geschichte wenigstens jetzt noch nicht der Öffentlichkeit übergeben. Meine Gründe waren selbstverständlich sachliche und besonders akademisch-didaktische, da es mir unendlich schwerfiel, gegen einen Gelehrten vom hohen Range Rabls zu stimmen und sogar zu agitieren.

Ich wende mich jetzt meiner Pariser Reise zum Anthropologischen Kongreß (1878) zu. Diese Kongreßzeit bot soviel Interessantes und Anregendes für die Folge, daß sie ausführlicher dargestellt werden möge.

III. Der Pariser Anthropologische Kongreß (1878).

Dieser Pariser Aufenthalt war von besonderem Reichtume an Ergebnissen und Begebnissen. Vor allem brachte er mich mit Virchow in nähere Beziehung. Ich habe schon früher einmal das Gespräch über die Münchner Rede Virchows (1877) gegen Häckel erwähnt und ich will dasselbe für weitere Kreise wiederholen. Ich bemerkte, daß ich die meisten Sätze dieser Rede unterschreiben würde, weil sie meiner Überzeugung entsprachen. Die Rede habe aber einen Grundfehler gehabt: sie hätte nicht gehalten werden sollen. In den hohen, mächtigen Kreisen befinden sich die erdrückend wirkenden Gegner der wissenschaftlichen geistigen Freiheit und ebenso auch in gewissen Bevölkerungsmassen. Gegen diese Kreise sollen wir Männer der Wissenschaft in erster Linie kämpfen und nicht gegen einen von uns, der in seinen Schlußfolgerungen und Forderungen zu weit geht.

Virchow frug mich hierauf, wer nach dem Tode Cruveilhiers in Paris Professor der pathologischen Anatomie sei und er war sehr überrascht zu hören, es sei Charcot. Damals war die pathologische Anatomie in Paris noch eine transportable Disziplin, die an den einen oder anderen — oft zeitweilig — übertragen wurde, wie, wenn ich nicht irre, noch heute die Vorlesung über Geschichte der Medizin. Die Lehrkanzel der pathologischen Anatomie hatte nicht einmal ein fixes Material. Die Abteilungsvorstände der Spitäler in Paris machten sich ihre Sektionen selbst und diese Einrichtung ist für die französische Schule von größtem Nutzen geworden, weil die Ärzte durch Übung pathologische Anatomen blieben und die Sektionen im allgemeinen nur erstklassige Resultate liefern, wenn jener geschickte Anatom die Leichenschau vornimmt, der den Fall im Leben studiert hat. Für die Gewinnung

großer allgemeiner Gesichtspunkte ist natürlich die Überlassung eines großen Materials an die Speziallehrkanzel vorzuziehen. Übrigens ist die Befolgung beider Prinzipien in einer Großstadt mit vielen distanten Spitälern möglich und nützlich für große Ergebnisse, besonders für die Spezialforschung gewisser Erkrankungen und Körpersysteme. Die größten Ergebnisse werden dort erzielt, wo bedeutende klinische Talente mit bedeutenden Anatomen sich gegenseitig in die Hände arbeiten, wie das Beispiel von Skoda und Rokitansky zeigt. Die kleinen Gelehrten, welche habgierig alles Material beanspruchen, um es mit ihrem schwachen intellektuellen Sperma zu befruchten, verursachen häufig das Herabkommen der Schulen.

Ich habe die Zusammenkunft von Virchow und Charcot vermittelt. Der Zusammenkunft im damaligen Prachtquartier Charcots am Quai Malaquais wohnte auch die bedeutende Madame Charcot bei und Virchow war nicht wenig erstaunt, daß Charcot auf Drängen der Frau auch ein Kunsthandwerk, nämlich die Fertigung von getriebenen Metallarbeiten, mit dem Hammer übte. Wir fuhren dann in die Salpetrière und Virchow wohnte der Demonstration der Grande hysterie mit ihrem hypnotischen Spuke bei. Auch Oskar Liebreich war anwesend. Ich fragte Virchow, ob er die Erscheinungen für echt halte, was er bejahte. Ich bemerkte ihm, daß die jetzige Schule aus dem Kampfe mit der naturphilosophischen hervorgegangen sei und daß letztere die hypnotischen Erscheinungen würdigte. Charcot schickte die beiden deutschen Gäste in seinem Wagen in die Stadt zurück und ich ging mit ihm längs der Seine in eifriger Besprechung zu Fuß. Ich habe in meinem Buche: »Hypnotismus und Suggestion« (1894 bei Breitenstein, Leipzig und Wien) dieses Gespräch mitgeteilt und ich erzähle es hier in etwas veränderter Form.

Charcot hatte Bedenken, diese Versuche fortzusetzen, weil seine besseren Schüler sich gegen dieselben als bedenklich auflehnten. Ich redete Charcot zu, die Versuche fortzusetzen, obwohl ich selbst die »grande hysterie« für ein Kunstprodukt durch Erzeugung bestimmter Sensitivitäten hielt. Ich war überzeugt, es stecke ein wichtiger Kern von Wahrheit in ihnen und er sei der Mann, die Wahrheit zu finden. Ich lehnte seine Aufforderung, mich eingehend mit der Frage zu beschäftigen, ab, weil ich ohnehin wegen der Kriminalanthropologie in Wien so schwere Kämpfe zu bestehen hatte. Ich hatte mich, wie schon früher erwähnt wurde, seit 1867

mit diesen hypnotischen Versuchen beschäftigt und 1868 in meinem Buche als Lasèguesche Versuche beschrieben. Dennoch sprach ich im Vereine der Ärzte im nächsten Winter über diese Frage.

Der Titel meines Vortrages lautete: »Über eine neue Behandlungsmethode der Spinalirritation.« Der Titel verriet den Inhalt nicht. Ich sprach über therapeutische Versuche und deren günstige Erfolge, die ich in einzelnen Fällen hatte, in denen mich gerade alle anderen Therapien im Stiche ließen.

In der ärztlichen Welt wurden diese Versuche noch als »tierisch-magnetische« bezeichnet. Derartige Versuche wirkten damals in Wien noch wie ein rotes Tuch auf einen Stier. Man konnte damals sicher sein, eine furchtbare Aufregung unter den Ärzten hervorzurufen, wenn man über dieses Thema sprach, während wenige Jahre darauf, als die Nancyer mit Albernheiten und Schwindeleien — die Suggestionsmärchen — kamen, nichts albern genug war, um nicht gläubig aufgenommen zu werden. Aber gerade den Wiener Ärzten konnte ich zur Beruhigung eine heitere Geschichte mitteilen, aus der Zeit, als die »odisch-magnetischen« Versuche von Reichenbach allgemeine Aufmerksamkeit erregten und von vielen Wiener Gelehrten kontrolliert und anerkannt wurden. Da schickte das Wiener medizinische Doktorenkollegium eines seiner begabtesten Mitglieder — Herrn Dr. Heinrich Löw — zur Kontrolle auf das Schloß Kobenzel zu Reichenbach. Löw überzeugte sich von der Richtigkeit der Beobachtungen Reichenbachs an seinen überempfindlichen — »sensitiven« — Individuen. Inzwischen war die Broschüre des jungen genialen Du Bois-Reymond in Berlin erschienen, der mit Alt-Berliner Überhebung und in unmännlichem Tone Reichenbach gegenübertrat. Dieser hatte seine Versuche an krankhaft überempfindlichen Personen gemacht; Du Bois-Reymond hatte mit solchen nicht gearbeitet. Damals war Du Bois noch nicht der große gentlemanlike Akademiker der späteren Zeit.

Merkwürdigerweise hatte das Berliner Pasquill einen sehr großen Erfolg und wirkte bombenartig. Die Wiener Akademiker zogen sich sofort von Reichenbach zurück und Dr. Löw erntete mit seinem Referat nur Spott und Hohn. Er rächte sich glänzend. Er hatte einen Neffen — einen Schulkollegen von mir in der dritten Gymnasialklasse — der ein großer Spitzbube war. Den richtete er für eine »magnetische Séance« ab, die er im Doktorenkollegium gab. Als er mit der Séance fertig war, frug er die Kollegen, ob sie die vorgeführten Erscheinungen für Tatsachen hielten? Sie antworteten

bejahend und nun zeigte er ihnen, wie er sie zum Narren gehalten habe. Die Beschämung war um so größer, als damals ein geriebener Scharlatan die Wiener mit seinen magnetischen Wunderkuren in Atem erhielt. Die Versuche von Reichenbach harren noch einer objektiven neuerlichen Nachprüfung.

Ich beruhigte die Kollegen, indem ich ihnen sagte, daß das, was ich ihnen als Tatsachen mitteilte, möglichst losgelöst von allen Erklärungsversuchen sei und daß wir kein Recht haben, unverstandene Tatsachen zu ignorieren, wenn sie den Kranken nutzen. Die Erregung der Kollegen suchte nun der »certain Heschel«, der im Hintergrunde lauerte, gegen mich auszubeuten. Er kam aber schlecht weg. Ich erklärte mit meinem Ehrenworte, daß ich das, was ich jetzt vorbringen werde, nicht improvisiere. Niemand wußte, worüber ich sprechen werde, also auch Heschel nicht. Es handelte sich jedenfalls um ein klinisch-therapeutisches Thema, das Herrn Heschel gar nichts anginge. Dieser sei in den Sitzungen dieses Vereines nie gewesen und habe auch hier nichts zu suchen. Und dennoch wußte ich, daß er kommen werde, daß er das Wort ergreifen und daß er gegen mich sprechen werde. Daß Herr Heschel hierauf wie ein begossener Pudel den Saal verließ, versteht sich von selbst. Ich hatte ihm schon einmal öffentlich zugerufen, er möge erst etwas Bedeutendes leisten, bevor er sich auf eine Autorität hinausspiele, wie er dies immer versuchte, so oft ich über ein Schädel- oder Gehirnthema sprach.*)

Der enge Kontakt mit Virchow, Broca, Topinard und den anderen Chefs der »Ecole d'Anthropologie« war für mich von großer wissenschaftlicher Bedeutung.

Vor allem nahm in einer Besprechung in der genannten Schule Virchow seine Lehre zurück, daß die Schädel- und Gehirnverbildungen auf frühzeitigem Verschluß der Nähte beruhen und daß die Knochen bloß am Rande wachsen. Besonders an den kahnförmigen Schädeln war ja klar, daß die Knochen trotz frühzeitigen Verschlusses doch nach allen Seiten wachsen und die meisten Menschen mit solchen Kopfformen ohne funktionelle Seelenstörung sind. Auf dem Nürnberger deutschen anthropologischen Kongreß wurde es von Waldeyer und anderen als selbstverständlich ausgesprochen, daß das Wachstum des Schädels mehr vom Gehirne abhänge als umgekehrt, ohne daß Virchow widersprach. Frühzeitige Verwachsung der Knochenränder ist in der Regel der

---

*) Ich will von diesem Manne noch ein charakteristisches Faktum erzählen. Es passierte ihm einmal, daß er in einer Frage »zitiert« wurde. Sofort schrieb er dem jungen Manne, ob er eine Professur wünsche, und er verschaffte ihm auch tatsächlich eine solche.

Ausdruck einer mangelnden Wachstumsreizung und nicht einer aktiven Hemmung des Wachsens.*) Leider hat Virchow seine Lehre nicht öffentlich zurückgenommen, so daß man besonders bei Klinikern öfters dem alten Irrtume begegnete. Der spaßigste war wohl der chirurgische Vorschlag und Versuch, bei Schwachsinnigen zahlreiche Löcher in den Schädel zu schlagen, um das Gehirn wachsen (!) zu machen. Natürlich wurde auch anfangs sogar von den Erfindern »Erfolg« bemerkt!

Immer enger wurde mein geistiger Kontakt mit Broca, obwohl wir von Anfang an große methodische und Meinungsdifferenzen hatten, sowohl inbezug auf die Meßmethode des Schädels, als auch inbezug auf die Auffassung der vergleichenden Anatomie der Gehirnoberfläche. Die Differenzfragen sind erst nach dem Tode Brocas meist zu meinen Gunsten entschieden worden und es bestünden wohl wenig Differenzen, wenn die Diskussionen mit dem lebenden Meister fortgedauert hätten. Im Anhange erzähle ich, in welcher gentlemanliken Weise die literarische Diskussion zwischen uns geführt wurde. Natürlich bleibt den wichtigen von Broca aufgedeckten Tatsachen ihr hoher geschichtlicher und sachlicher Wert voll bewahrt.

Inbezug auf die Schädelmessung waren die Methoden und Instrumente Brocas noch zu unvollkommen und daher ihrem Zwecke nicht entsprechend, aber sie enthielten die Grundideen der exakten Methoden. Sein Gedanke einer physiologischen Basis für die Orientierung — seine optische Ebene — war und ist immer grundlegend, und zwar nicht bloß für den Schädel. Überall ist ein funktioneller Grundsatz Ausgangspunkt für die anatomische Orientierung bei der Messung der Organe. Ich komme auf dieses Thema noch zurück.

Als Prof. Cleland auf dem britischen naturwissenschaftlichen Kongreß von Glasgow die Überlegenheit meiner Methode über jene von Broca pries, protestierte ich mit den Worten: »Wenn ich ihm größer erschiene als jener, so sei es nur, weil ich auf den Schultern Brocas stehe.«

Auf dem Pariser Kongreß von 1878 hielt ich auch meinen Vortrag über die »anatomischen Studien an Verbrechergehirnen«. Ich las zuerst aus dem Manuskript, nach der Art, wie es die Franzosen und Engländer zu tun pflegen. Mir ist aber diese Methode des Vortrages unleidlich und ich fing bald an, frei zu sprechen. Der Vortrag machte einen tiefen Eindruck und Broca reagierte darauf — natürlich in einer Improvisation, wie ich nicht bald im Leben sprechen gehört habe. Er hob neben der Kühnheit meiner

*) Daß es keinen Sinn habe, sich die Knochen als nur vom Rande aus wachsend vorzustellen, konnte ich später streng geometrisch beweisen.

Ideen meine kritische Reserve hervor. Ich habe keine Anatomie der Verbrecher und der Verbrechen entwickelt, sondern abweichende anatomische Befunde an Verbrechergehirnen und ich habe damit eine Reihe von Befunden an jedenfalls tiefstehenden Gehirnen nachgewiesen und damit die scheinbaren Kontraste der Formen verschiedener Tierklassen überbrückt. Ich dachte nicht daran, psychologische Schlüsse aus diesen rohen Tatsachen zu ziehen. Dazu war ich in die Gehirnpsychologie zu tief eingedrungen. Dennoch ermangeln natürlich solche Zeichen von veränderter äußerer Organisation nicht einer tiefen, wenn auch nicht direkt zu spezialisierenden Bedeutung. Ich hatte dreimal noch Gelegenheit, in der Diskussion durch längere Zeit zu sprechen und Virchow gratulierte mir zu meiner Gewandtheit, in einer fremden Sprache zu diskutieren. Er selbst sprach mühsam und in echtem Berliner Akzent. Er regte damals in wenigen Worten tropische hygienische Forschungen an. In der nächsten Nummer des »Journal savant« fand ich die Bemerkung, ich hätte ein barbarisches Französisch gesprochen. Ein solcher Vorwurf kränkt mich nicht; ich will bloß verstanden sein. Ich teilte Virchow diese Bemerkung bei unserer nächsten Zusammenkunft mit. Es war wohl kein französischer Gentleman, der diese Bemerkung machte, sondern irgendein Boulevardier. Sonst sind die Franzosen in dieser Beziehung sehr höflich — wenn sie sich auch ihren Teil denken.

In die ernste anthropologische Welt war mein Gedanke jetzt hineingetragen. Wenn auch heute noch viele Mißverständnisse herrschen, der Gedanke, Verbrecher — ebenso wie Geisteskranke, Epileptiker etc. — auf ihre Gehirnorganisation zu untersuchen, ist ein historisch festgelegter und ebenso, daß die abnormen Zeichen eine Bedeutung für die vergleichende Anatomie haben. Die hervorragenden anthropologischen Gesellschaften der Welt haben durch meine Wahl zum Ehrenmitgliede diesem Erfolge der Sache Ausdruck gegeben.

Eine Demonstration meiner Verbrechergehirne in der Salpêtrière hatte damals noch die Folge, daß Charcot eine Nachprüfung meiner Angabe vom Vierwindungstypus des menschlichen Stirnhirns, den ich zuerst an Verbrechergehirnen fand, an den »piliers des prisons« von Paris veranstaltete, welche meine Befunde bestätigte. Ich selbst habe diesem Befunde gerade keine große Bedeutung für die »Verbrecheranatomie« zugeschrieben; ich hatte vielmehr den instinktiven Eindruck, daß er für die Identifizierung

der Säugetiere mit jenem der Primaten eine Bedeutung hatte, und zwar zur Auffindung der Grundideen des Aufbaues.

Eine reizende Szene trug sich in London zu, als ich auf einem Kongreß meine Gehirne dort demonstrierte.

Entgegentrat mir nur Crighton-Brown, der von meiner Demonstration sehr enttäuscht war, weil er sich vorgestellt hatte, daß ein Verbrechergehirn sich von einem anderen etwa so unterscheide, wie ein Ulane von einem Infanteristen, während ich doch nur auf die abweichenden Formen hinwies, ohne spezielle Schlußfolgerungen zu ziehen.

Als ich nach Einpackung meiner Präparate zuletzt den Saal verließ, trat mir ein Kollege im besten Mannesalter mit den Worten entgegen: »I am christian!« (Ich bin Christ.) Ich verstand ihn sofort. Das, was ich gesagt hatte, gefiel ihm, aber meine Lehre schien ihm mit seiner konfessionellen Überzeugung in Widerspruch zu stehen. Ich antwortete ihm ebenso kurz: »Read St. Augustin!« (Lesen Sie den heiligen Augustin!) und ich hoffe, wir haben uns verständigt. Ein Anhänger dieses großen Denkers sieht leicht ein, daß einer geänderten Organisation eine geänderte Leistung entspricht. Die auf Thomas von Aquino geschulten französischen und belgischen Klerikalen waren auch darum, wie ich später erzählen werde, keine Gegner der Kriminalanthropologie.

Anhang.

Es ist nicht ohne Interesse zu erfahren, daß es mir, trotzdem ich von den meisten angesehenen anthropologischen Gesellschaften zum Ehrenmitgliede gewählt wurde, unmöglich gemacht wurde, Mitglied der Wiener anthropologischen Gesellschaft zu bleiben. Ich gehörte zu ihren Gründern. Den früher erwähnten Wiener Ärzteverein hatte Stricker gegründet, um im Notfalle seinen Kampfverein gegen die k. k. Gesellschaft der Ärzte zu haben. Er lud Karl Vogt zu einem Vortrage ein und dieser sprach über die Abstammung der Menschen vom Affen, natürlich nicht in der von den Reaktionären angedichteten Weise. Nach der Sitzung fand ein intimes Souper in einem Hotel statt und Vogt forderte zur Gründung einer anthropologischen Gesellschaft in Wien auf. Der Gedanke fand Zustimmung; wir gewannen Rokitansky für die Idee und für das Präsidium und so konstituierte sich bald der neue Verein (1870) und entwickelte eine fruchtbare Tätigkeit.

Als die Ausgrabung der Schädel Schuberts und Beethovens (1888) in Frage kam, wurde im Ausschusse über ein Komitee wegen Messung der Schädel beraten und natürlich wurde ich von den Sekretären um so mehr vorgeschlagen, als ich mich mehr als irgend jemand in der Welt mit der Auffindung einer exakten Methode der Schädelmessung befaßt, bereits wichtige Resultate erzielt und ungeheure Geldopfer dafür gebracht hatte. Da erhob sich ein hervorragendes, aber durch seine Neigung zur Gehässigkeit gegen jedermann bekanntes Mitglied, an dem ich viel Freundschaft verschwendet hatte, das aber damals persönlichen Grund hatte, mich aus einer Konkurrenzursache auf die Seite schieben zu wollen, und sprach sich gegen meine Wahl aus!

Und was auswärts unglaublich erscheinen muß, es fand sich kein Ehrenmann im Ausschusse, der gegen dieses unqualifizierbare Vorgehen Einspruch erhob. Auf die Meldung dieser Tatsache durch die Sekretäre der Gesellschaft trat ich natürlich aus. Der Verein hatte öfters Gelegenheit, zum Beispiel bei seiner 25jährigen Gründungsfeier, mir Genugtuung zu geben, ohne daß es geschah. Als die Gesellschaft mir zu meinem 40jährigen Schriftstellerjubiläum (1896) einen Gratulationsbrief schickte, sandte ich ihn zurück. Mit den Sekretären und dem Journal habe ich die freundlichen Beziehungen aufrechterhalten, da die Mitgliedschaft für mich keine Ehre darstellt und ich die Sache immer höher halte als die persönlichen Interessen. Ich habe die Episode nur mitgeteilt, als ein Zeichen des rapiden ethischen Niederganges der Wiener Verhältnisse nach dem Ableben der großen Generation von 1848.

Der Anthropologische Verein in Wien hatte übrigens ein eigenes Schicksal. Er hatte für seine Sammlungen und seine Bibliothek keinen Raum; Hochstätter, als Direktor des neuerrichteten Naturhistorischen Museums, bemächtigte sich aller Schätze des Vereines und seine gewesenen Assistenten v. Szombathy und Heger wurden Sekretäre und Kustoden. Damit war freilich der Verein geborgen, aber er verlor die Lust an der Initiative und überließ Unberufenen die präsidiale Leitung. Der geringe Besuch seiner Sitzungen ist ein bleibender Skandal. Die Wiener Leistungen in der Anthropologie, Ethnographie und der prähistorischen Forschung sind wesentlich mehr Verdienste der genannten Kustoden und ihrer Gehilfen.

Eine schöne Episode aus der Zeit meiner regen Teilnahme an den Arbeiten des Vereines will ich hier erzählen. Da Broca nicht

gut Deutsch verstand, schrieb ich ihm, daß ich in einem Vortrage im Vereine mich gegen einzelne Punkte seiner Meßmethode des Schädels ausgesprochen habe. Er schickte mir eine französische Entgegnung mit der Bitte, sie ins Deutsche zu übersetzen und in dem Journal des Vereines, dessen Ehrenmitglied er war, zu veröffentlichen, damit die Diskussion nicht die Form einer Polemik bekomme. So handelt ein Gelehrter, der ein Gentleman ist.

Ich will bei dieser Gelegenheit eine andere ritterliche Polemik erwähnen. In einer Sitzung der British Medico-Psychological-Gesellschaft hat der berühmte englische Psychiater Maudslay, der der deutschen Sprache ganz unkundig war, gegen mich polemisiert. In der Diskussion hatten viele Mitglieder der Gesellschaft den Redner darauf aufmerksam gemacht, daß er mich mißverstanden habe. In der Wiedergabe der Rede waren die polemischen Stellen gestrichen.

Ich kam kurz darauf nach England zur Sitzung des genannten Vereines in Edinburgh und der British medical Association nach Glasgow. Die Freunde meinten, ich könne eigentlich nicht schweigen. Da ich einen Vortrag für fast dasselbe Publikum und über dasselbe Thema in Vorbereitung hatte, so sprach ich über die Differenzpunkte ohne polemische Anspielung, verlangte jedoch von der Redaktion des Journals der Gesellschaft, es möge zur Vermeidung weiterer Mißverständnisse einen Auszug aus meinen Veröffentlichungen bringen, was Dr. Urquhart aus Perth tat (1889—1890). Der Redaktion sandte ich außerdem eine Erwiderung ein, mit der Bitte, sie dem berühmten Kollegen zur Lektüre zu geben, aber nicht abzudrucken.

IV. Spätere römische Reisen (1885, 1894, 1903).

Die Wiener juridische Fakultät und die Kriminalanthropologie (1893).

Der erste kriminalanthropologische Kongreß fand in Rom im Herbste 1885 statt. Von Lombroso erhielt ich eine unleserliche Einladung. Ich wußte nicht, ob sie französisch, italienisch oder stenographisch in irgendeiner Sprache geschrieben war. Der Zufall wollte es, daß ein Cousin von ihm gerade bei mir in Behandlung war und der entzifferte das Schreiben. Lombroso nannte mich in diesem Briefe den »Patriarchen« der neuen Wissenschaft; später vergaß er konsequent auf meine Priorität und es gelang ihm dies besonders aus zwei Gründen. Erstens fehlte in Wien und Österreich jener Kreis, der meine Priorität aus nationalem Ehrgefühle hätte verteidigen sollen. Zweitens steckte in Lombroso soviel übertreibender Modesinn, um den Dilettantismus für sich zu gewinnen und freilich auch andere Kreise abzuschrecken.

Gerade die Übertreibungen Lombrosos, wie die Zusammenstellungen von Genie und Wahnsinn, gewannen die Dilettanten, obwohl es sich von selbst versteht, daß geniale, geistig schwerarbeitende Menschen zur Geistesstörung mehr disponieren als Durchschnittsmenschen und weil geistreiche Menschen mehr Narreteien treiben als geistlose. Lombroso ist ja dafür ein schlagendes Beispiel. Verlangte er doch in Turin, man möchte ihm gestatten, homöopathische Heilversuche an Verbrechern zu machen (!). Machte ihn doch eine italienische Gauklerin zum Spiritisten und schuf er doch im Vereine mit seinen geistreichsten Schülern die Razza maledetta aus einem Teile des italienischen Volkes, und zwar aus verkehrter anthropometrischer Methodik. Schmähte er doch — als Jude — seine Väter im Grabe, als er wegen einiger Hinterhauptsgruben die jüdische Rasse als verbrecherische hinstellte. Die

Hinterhauptsgrube hat übrigens mehr mit der Entwicklung des Venensystems, also zum Beispiel mit der Disposition für Hämorrhoiden, als mit der Kriminalität zu tun.

Überdies stammen die Judenschädel der Sammlungen fast durchgehends von ortsfremden Hingerichteten her, wie man zum Beispiel aus der Sammlung in Halle a. S. am besten ersieht. Für die unversehrte Einsargung heimischer Gehenkter sorgen die Juden mit geradezu albernem Fanatismus.

Lombroso hatte den Vorteil voraus, die Kriminalanthropologie nicht, wie ich, gelegentlich zu behandeln, sondern als stetige Aufgabe und er hatte das Glück und die Gabe, eine große medizinische und juristische Schule gründen zu können, was mir bei den geistig und moralisch rückständigen Verhältnissen im damaligen Wien unmöglich war. Hatte ich doch außer Eduard v. Hofmann nicht einen einzigen verständnisvollen Anhänger an der medizinischen Fakultät. Als die Italiener den Kongreß in Brüssel (1892) nicht besuchten, habe ich Lombrosos Verdienste gegen eine allgemeine internationale Gegnerschaft verteidigt, und zwar mit solchem Glücke, daß sein größter Gegner — Tarde — am Schlußbankett einen Toast auf ihn ausbrachte. Ich hatte in Brüssel hervorgehoben, daß, wenn Lombroso kein anderes Verdienst hätte, als das Wort: »Uomo delinquente« geprägt und Ferri für seine Anschauungen gewonnen zu haben, er sich unsterblich gemacht hätte. Man müsse den Wert einer Leistung nach ihrem positiven Gehalte schätzen und der Wert wahrer Kritik bestünde darin, das Wahre herauszufinden und nicht bloß den Irrtum. Wenn ein zeitgenössisches originelles biologisches Werk 40% Wahrheit und 60% Irrtum enthalte, sei es noch klassisch.

Ich war auf dem Kongreß in Rom im Nachteile, weil ich kurz vorher (September) auf einem Kongreß in Antwerpen meine Grundsätze entwickelt hatte und die Akten dieses Kongresses noch nicht veröffentlicht waren. Es wurde daher eine Menge von Ideen entwickelt, die ich schon schärfer und präziser ausgesprochen hatte. Ich glaube, daß die Sätze, die ich in Antwerpen in meinem Vortrage: »Les rapports existant entre la folie et la criminalite« aussprach, den Wert eines Kanons haben, und daß sie bleibenden klassischen Wert besitzen. (Die Verhandlungen sind in Gent bei Vanderhaghen, Rue des Champs, 1886, erschienen.) Hinzufügen möchte ich hier nur, daß ich damals psychologisch noch nicht deutlich genug hervorgehoben habe, daß viele kriminelle

Akte »triebartig« erfolgen, das heißt, daß der Anreiz zur Tat führt, bevor der Reiz noch Zeit findet, die allenfalls hemmenden Vorstellungs- und Empfindungszentren zu passieren. Es ist dies besonders bei »angebornen« Dieben der Fall. Ich habe später alle diese Ideen zu wiederholtenmalen in meinem Lehrbuche der »Seelenkunde«, in den »Juridischen Briefen« (»Allgemeine Österreichische Gerichtszeitung«, 1900 und 1901) entwickelt.

Es ist hier nötig, eine fundamentale Bemerkung zu machen. Es war vorauszusehen, daß auf den betreffenden Kongressen die Frage des »Libre arbitre« aufs Tapet kommen werde. Dies tat schon auf dem Kongreß in Antwerpen ein holländischer Gelehrter, der sich nach einem Vortrage von mir in die Brust warf und erklärte, er sei »Spiritualist«. Ich bot ihm 1000 Dukaten an, wenn er mir aus meinen Arbeiten nachweisen könnte, ob ich Spiritualist sei oder Materialist. Es sei mir diese Summe wert, weil meine Arbeiten auf den Prinzipien der exakten Erfahrungswissenschaften aufgebaut seien und daher mit den metaphysischen Prinzipien der Willensfreiheit oder des Willenszwanges nichts zu tun haben. Wenn ich gegen diesen Grundsatz gesündigt hätte, zahle ich gern die Strafsumme. Der Mann hat sich bis heute die Summe noch nicht abgeholt.

Deshalb berief ich auch in Rom einige Freunde, darunter Lombroso und Ferri, vor dem Kongreß zu mir ins Hotel und machte sie darauf aufmerksam, daß diese Frage auf dem Kongreß nicht zur Diskussion zugelassen werden möge. Es half nichts. Als Gorofalo die klassische Schule beschuldigte, im neuen Strafgesetzentwurfe die Ideen der neuen Schule vernachlässigt zu haben, erhob sich ein italienischer Deputierter (Righi von Verona), der im Parlament das Referat über das Strafgesetz hatte, und verteidigte die Aufrechterhaltung des »Libre arbitre«, während Moleschott sich offen als Materialist bekannte. Ich hatte Mühe, den Kampf zu besänftigen, da ich hervorhob, daß diese Frage von den Kongressen ferngehalten werden müsse und daß die »Klassiker«, die Verfasser des neuen Kodex, sich uns nur allmählich nähern werden. Wahrlich, die Resultate der »positiven« Schule waren damals noch nicht reif. Man bemühte sich in Italien einen »Verbrecherkopf« zu konstruieren. Einen solchen gibt es nicht. Es gibt defekte, abnorme Schädel und Köpfe, von denen man mit einer gewissen Sicherheit sagen kann, die Funktionen des Gehirnes des Betreffenden können kaum normal gewesen sein. Der Betreffende konnte aber ebensogut ein Epileptiker, ein von Geburt aus zum Wahnsinne

Disponierter oder selbst ein Individuum mit angeborner oder frühzeitig erworbener Hemiplegie oder Paraplegie spastica Behafteter gewesen sein. Das ist der klassische Standpunkt, der ewig wahr bleiben wird; der italienische ist eine Schulübertreibung. Kein noch so tiefes Degenerationszeichen bedeutet etwas Absolutes, weil ein 29jähriger Mann, der an Typhus stirbt, das Zeichen hat, wenn er auch sonst im 30. Jahre einen Raubmord begangen hätte.

Als einer der Führer dieser Klassiker — Luchini — sich später an mich wendete, um mich als Mitarbeiter für sein Journal zu gewinnen, schrieb ich ihm, wir seien so lange wissenschaftliche Gegner, bis er und seine Schule die Antinomien von Kant angenommen haben und infolgedessen die Fragen nach dem freien Willen oder dem Willenszwang nicht mehr als Basis einer wissenschaftlichen Deduktion ansehen werden. Solange dies nicht der Fall sei, müßte ich die Fahne ihrer Gegner hochhalten. Ich schrieb auch damals, daß, solange das, was bei Lombroso korrekt sei, von den Klassikern nicht akzeptiert sei, solange sie auch kein Recht hätten, Lombroso und seine Anhänger zu bekämpfen, und ich glaube hiermit beigetragen zu haben, daß das Journal von Lombroso durch Zanardelli materiell unterstützt wurde. Es ist auch offiziell zugestanden worden, daß auf meine Veranlassung eine ganze Reihe von Paragraphen (zehn) im italienischen Strafgesetzentwurfe geändert wurde. *)

Der große Fortschritt der neuen Schule bestand darin, daß nicht von der Definition des Verbrechens ausgegangen wurde, sondern von der Psychologie des Verbrechers. Dadurch konnte ein besseres Urteil über seine Besserungsfähigkeit oder Gefährlichkeit gewonnen und die Ausschaltung aus der Gesellschaft dadurch gerechter, bald milder, bald schärfer werden.

Einer, der fünf Lire stiehlt, kann viel gefährlicher sein als einer, der 5000 Lire stiehlt; die Klassiker beurteilen die Höhe der Strafe zu sehr sozusagen nach dem Gewichte und nicht aus der Seele des Täters heraus. Es waren und sind aus der Kriminologie jene präjudizierlichen (voraussetzenden) Worte zu streichen, welche verführen, so zum Beispiel die Worte: Strafe, Schuld, Sühne, welche eine gewisse Willkür bei der Tat voraussetzen, die höchstens zum kleinen Teil als bestehend angenommen werden könnte. Statt

*) Ich teile das Schreiben Zanardellis weiter unten mit.

Schuldig können wir sagen: ein der Tat Überwiesener, statt Strafe: Ausschaltung zum Behufe der Besserung und zum Schutze der Gesellschaft, statt Sühne: Befriedigung des öffentlichen Gewissens. Die Erfahrung hat auch die früheren Juristen zu manchen Grundgesetzen geführt, welche der Vernunft besser entsprachen als ihre theoretischen Voraussetzungen. So wurde früher Unbescholtenheit als Milderungsgrund angesehen und die Rezidivisten wurden strenger bestraft. Der erstere wurde als »Gelegenheitsverbrecher« angesehen, letzterer nach seiner Gefährlichkeit beurteilt. Die »moralische Schuld« des letzteren ist aber nach den alten Grundsätzen gewiß kleiner, weil er bereits sozial verfemt ist und schwer in eine normale Bahn einlenken kann. Auch wurden manche Verbrechen, wie zum Beispiel Fälschung öffentlicher Wertzeichen, auch bei kleinsten Beträgen streng beurteilt nach dem Grundsatze der Gefährlichkeit.

Wie ich später (1892) mit den Führern der klerikalen Belgier und Franzosen — die es freilich mit der Sache ernst und ehrlich nahmen — inbezug auf die Antinomien fertig wurde und nur einmal auf einem Congrès de Patronage in Konflikt mit den Klerikalen geriet, werde ich später erzählen. Ganz unnützerweise hat Ferri auf dem Amsterdamer Kongreß (1901) die Frage des »Libre arbitre« wieder aufgerührt. Ferri war inzwischen, obwohl er als Redner staunend gewachsen war, immer mehr provozierender Demagog geworden, dem leidenschaftliche Aufregung Bedürfnis wurde. Der Mann des »Avanti« ist geistig und sozial nicht vorwärts gekommen.

Schon auf dem Kongreß in Rom zeigte sich ein — wie ich im vorhinein bemerken will — unnützer Gegensatz zwischen den Franzosen und Italienern, der von französischer Seite in Rom von Lacassague aus Lyon vertreten wurde. Die Franzosen hoben die Bedeutung des Milieus für die Verbrecher mehr hervor. Allein dieser Streit ist ein müßiger und zeigt nur, daß die quantitativ richtigen Denkmethoden auch in der Gelehrtenwelt nicht immer die herrschenden sind. Die beiden Standpunkte sind keine Gegensätze, sondern nebeneinander bestehende Faktoren. Die Hauptrolle bei jeder Tat, Leistung oder Unterlassung eines Menschen, spielen die angebornen Anlagen, deren äußere Zeichen bei Anomalien dieser Anlagen wir Kriminalanthropologen suchen und suchten. Gegen Exzesse der Finder solcher Zeichen könnte jeder remonstrieren. Aber daß das Milieu auch aus gutangelegten Menschen Verbrecher, und selbst professionelle, machen und erziehen kann, haben die Anthropologen nie bestritten; wichtig zu bemerken ist

nun, daß die angebornen Anlagen auf die weitere Entwicklung eines Individuums, also auch auf den Einfluß des Milieus, innigen Bezug haben.

Eine ungeheuer verworrene Debatte fand in Rom über die Beziehung von folie morale und Epilepsie statt. Die Sachen stehen mit Ausnahme seltenster Fälle sehr einfach und die Fälle von Verbrechen bei den psychoepileptischen Anfällen — in denen zum Beispiel die meisten Lustmorde stattfinden — lassen sich bei unbefangenem Studium leicht feststellen. Größer als die Schwierigkeit der Diagnose ist jene der Behandlung der Psychoepileptiker, und ich habe in verschiedenen Veröffentlichungen auf die Schwierigkeiten und ihre Lösungen aufmerksam gemacht (zuletzt in der »Neuen Freien Presse« vom 2. September 1904 bei Gelegenheit eines sensationellen Falles).

In Zusammenhang mit Psychoepilepsie konnte nur eine periodische folie morale gebracht werden. Eine eigentlich resultatlose Debatte fand über die Frage der ärztlichen Expertise bei vermuteter Geistesstörung der Verbrecher statt. Eine ziemlich einfache Lösung fand die Frage auf meinen Vorschlag in Belgien, indem drei ärztliche psychiatrische Inspektoren ernannt wurden, deren Aufgabe es war, jeden Verbrecher bei der Einlieferung und während der Zeit der Haft und bei der Entlassung auf den Geisteszustand zu untersuchen. Ich konnte in Rom erklären, daß nach meiner großen Erfahrung es wenige Verbrecher in den Kerkern gebe, bei denen der Verdacht gerechtfertigt ist oder die Gewißheit besteht, daß die Taten im geistesgestörten Zustande oder in einem psychoepileptischen Anfalle geschehen sei.

Erstere können dort, wo es eigene Anhaltungsanstalten für geisteskranke Verbrecher gibt, in diesen untergebracht werden, wenn ihre Krankheit fortbesteht oder Gefahr der Rezidive vorhanden ist.

Der Frage der Todesstrafe suchte man auf dem Kongresse in Rom auszuweichen und die Debatte wurde durch Majoritätsbeschluß unterbrochen. Die »Klassiker«, als gelehrige Schüler Beccaria's, haben diese Strafe mit Recht aus dem Kodex entfernt; die neue Schule kaprizierte sich auf deren Beibehaltung. Man scheint aber bereits auf dem Kongresse das Gefühl gehabt zu haben, einen faux pas begangen zu haben. Ich selbst sprach energisch für die Aufhebung, wie ich es schon früher in Wien getan habe.

Ich habe mir in Rom manche Reserve auferlegt. Zugleich mit uns tagte der Gefängniskongreß und ich wollte nicht durch zu scharfe Kritik das Ansehen der neuen Schule schädigen. Große Umwälzungen in der Wissenschaft führen immer Irrtümer mit sich; man muß diesen Ausschreitungen gegenüber sich zurückhaltend benehmen, bis der Kern des Fortschrittes auch von den Gegnern akzeptiert wird. Ich habe diese Taktik zum Beispiel gegenüber der Abschaffung der Zwangsjacke in Irrenhäusern, inbezug auf die Fragen der Hypnose und den modernen Schwindel mit den fortwährenden, jeden Tag wuchernden Mißbräuchen mit neuen medizinischen Präparaten beobachtet.

Ich komme auf die hier erörterten Fragen noch zurück und will hier meine späteren Romreisen anschließen.

Den vorübergehenden Aufenthalt habe ich schon bei Gelegenheit der sizilianischen Reise (1893) geschildert. Die nächste Reise war zum Internationalen medizinischen Kongreß (1894).

Außer einigen Spezialarbeiten brachte ich auf diesen Kongreß ein Prinzip mit, nämlich, daß die wissenschaftliche Sprache bei jedem Volke die Eigensprache sei, einerseits zu Nutz und Frommen der Gelehrtenwelt, die mit Bezeichnungen aus der Eigensprache nicht so viel Mißbrauch treiben kann und weil man in der Eigensprache viel bezeichnendere Worte findet und ein feineres Gefühl für ihre Bedeutung hat als mit Hilfe eines Wörterbuches, besonders in einer toten Sprache, und weil mit Hilfe der eigensprachlichen Bezeichnungen viele Begriffe in die Masse des Volkes dringen und darin haften bleiben. Damit Hand in Hand geht freilich auch der Kampf gegen die »klassische« Erziehung, den ich in Wien schon 30 Jahre lang führte und der endlich allmählich zum Durchbruche kommt zum Heile des Volksfriedens, da die akademisch verbildeten Stände sich durch ein falsches Klassenbewußtsein vom Volke trennten, aber in den meisten Fragen durch unnützes Wissen und direktes Nichtbeachten an Vernunft hinter den »Unklassischen« zurückgeblieben sind.

Die »Klassiker« meinten, ohne Latein und Griechisch gebe es keine Möglichkeit einer wissenschaftlichen Bezeichnung und man nahm albernste Wortbildungen ruhig hin, wenn sie nur griechisch waren, zum Beispiel die »Parterreschädligkeit« (Chamäocephalie) von Virchow.

In einem offenen Briefwechsel mit Sergi, der fast jede Woche neue griechische Worte mit Verve schuf, habe ich seinerzeit meine

Ansicht verteidigt und nicht bloß die Zustimmung der Gelehrtenwelt, sondern auch Sergis erhalten.

Ich habe erwiesen, daß ein Deutscher zum Beispiel in der Schädellehre kein Fremdwort braucht und daß viele griechische Ausdrücke, die zum Beispiel in der Anthropologie des Schädels gebraucht werden, widersinnig sind. So heißt »Dolichocephalie« wörtlich: die Anwesenheit eines langen Schädels, während die Wissenschaft damit den Begriff des »länglichen« Schädels verbindet. Ich habe auch Sergi gezeigt, daß die italienische Sprache dieselbe Kraft besitze und daß man zu dem genialen Sprachenschöpfer — zum Volke — in die Lehre gehen müsse, während die Grammatiker und Akademiker die Weiterbildung der Sprache hemmen. *)

Ich habe nach Rom zwei Arbeiten mitgebracht, die außer ihrem eigentlichen Inhalte die Möglichkeit der Vermeidung der Fremdworte bezeugen sollten. Die erste betraf die Beschreibung eines Fellahgehirnes. Inbezug auf die sprachliche Absicht dieses Vortrages scheiterte ich auf eigene Art. Als ich in der ersten Sitzung der anatomischen Sektion erschien, um mit dem Vorsitzenden die Reihe zu besprechen, in der ich zu Worte kommen sollte, und ich zu einem der Ehrenpräsidenten gewählt wurde, bat mich der Vorsitzende, die Reihe der Vorträge zu eröffnen. Da ich mit ihm italienisch gesprochen hatte, hielt ich den Vortrag unwillkürlich in dieser Sprache und wurde mir dessen erst nachher bewußt.

Die zweite Arbeit betraf das »Seelenbinnenleben« (Second life), das ist jene Unsumme von Gedanken, Gefühlen, Begehrungen usw., die der Mensch mit einer Art Schamgefühl verbirgt, das teilweise bei Künstlern, schöpferischen Gelehrten, bei Geisteskranken und Verbrechern nach außen projiziert wird und dessen Kenntnis für den Seelenforscher von höchster Bedeutung ist. Niemand in der Versammlung (Sektion für Neurologie und Psychiatrie) hatte bemerkt, daß ich kein Fremdwort gebraucht hatte, ein Beweis, daß ich für diese die betreffenden deutschen Worte glücklich gefunden habe.

Die Arbeit ist in meinem Buche: »Die Seelenkunde des Menschen« (Fues Verlag, 1896) abgedruckt. Auch in diesem Buche habe ich es möglichst vermieden, Fremdworte zu gebrauchen. War doch dieses Buch von mir bestimmt, in den gebildeten Kreisen

*) »Die Benennungsfrage in der Schädellehre.« Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft 1892.

die Überzeugung zu befestigen, daß wir für die Seelenkunde, einschließlich der Sitten- und Rechtslehre, keine metaphysischen Sätze brauchen und deshalb sollte es wesentlich in der Eigensprache geschrieben sein, damit es jedem Gebildeten zugänglich sei.

Als ich im Jahre 1903 wieder nach Rom kam, war zunächst das Zusammentreffen mit Schrön von großer Einwirkung auf mich und wurde die Anregung zu einer neuen wissenschaftlichen Tätigkeit für mich. Bevor ich auf diese Sache eingehe, muß ich erwähnen, daß ich für diese Anregung besonders vorbereitet war. So wie ich es als eine Lebensaufgabe betrachtet habe, die Seelenkunde, besonders die Lehre von der Sittlichkeit und vom Rechte von der Metaphysik unabhängig zu machen und als eine Lehre von Erscheinungsgesetzen darzustellen, ebenso bemühte ich mich, die Erscheinungsgesetze des Lebens so darzustellen, daß sie von den metaphysischen Begriffen des Ursprunges von Stoff, Energien und der Lebenserscheinungen unabhängig seien, und so die Biologie von der Abhängigkeit metaphysischer Begriffe zu befreien. Mein Vortrag in den ersten Maitagen des Jahres 1902 im Verein für innere Medizin in Berlin hatte sensationell gewirkt und ich habe diese denkmethodischen Ideen in meiner Schrift: »Das biomechanische Denken in der Medizin und in der Biologie« (Fischer, Jena, 1903) niedergelegt.

Abseits von dem großen Haufen der Gelehrten, deren Blick über die Fachnase nicht hinausreicht, haben sich schon seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, besonders deutsche Forscher wie v. Ehrenberg (1836), Rose (1837), mit den eigentümlichen morphologischen Bildern befaßt, die auch bei anorganischen Niederschlägen vorkommen und die bei der Kristallbildung eine Rolle spielen. Diese Vorgänge standen im schroffsten Gegensatze zu der bisher herrschenden Vorstellung über Kristallbildung und besonders Kunge*) hat den »Bildungstrieb« der anorganischen Substanzen als »Vorbild« der in den Pflanzen und Tieren tätigen »Lebenskraft« betrachtet. Böttcher hat (1865, 1866) die baum- und strauchartigen Metallvegetationen bei gewissen metallischen Niederschlägen beschrieben. Daß bei solchen metallischen Niederschlägen Zellen- und andere organische Formen zustande kommen, hat zum Beispiel der Holländer Harting 1872 und

*) »Der Bildungstrieb der Stoffe, veranschaulicht in selbständig gewachsenen Bildern.« (Oranienburg 1855, Selbstverlag.)

schon früher Traube bewiesen. Besonders der unermüdliche, klassische Quincke hat die morphologischen Gebilde, die an der Grenze von Lösungen zustande kommen, gründlichst behandelt und sie physikalisch von den Grenzflächenspannungen abgeleitet. Auf alle diese Erscheinungen wurde ich in Rom durch Schrön aufmerksam gemacht, der selbst die Literatur nicht kannte und der vom »Leben der Kristalle« sprach. Durch diese Versuche, die von den verschiedenen Autoren oft ganz unabhängig voneinander nach verschiedenen Methoden angestellt wurden, war klar, daß die elementaren organischen Formen ohne »Lebenskraft« durch physikalische Vorgänge zustande kommen.

Ich habe in meiner Schrift: »Kristallisation und Morphogenesis« (1904, Perles, Wien) weite Kreise von Gebildeten auf diese für die Lehre vom Entstehen der Lebensformen wichtigen Versuche aufmerksam gemacht. In den Schlußbetrachtungen meiner Schrift habe ich nachgewiesen, daß die sogenannten »Lebenseigenschaften« auch in der anorganischen Welt zu beobachten sind. Weiters sei es unzweifelhaft, daß die Entstehung organischer Substanzen dem Entstehen der Lebenswelt vorausging und daß die Kristallisationsvorgänge die »Skelette« für die Urformen der Lebewesen lieferten. Ich konnte noch die Versuche von Ledue anführen und später auf jene von Herrera in Mexiko aufmerksam machen.

Wir können heute mit Bestimmtheit sagen, die organischen Substanzen, die organischen Formen, die Lebewesenserscheinungen und die Lebewesen haben sich aus glücklichen Konstellationen anorganischer Stoffe der Erde, des Wassers und der Atmosphäre, wobei die Kieselsäure und die Thonarten eine große — komponierende — Rolle spielten, unter Einwirkung und glücklichem Zusammenwirken physikalischer Kräfte entwickelt. Es bedurfte keines neuen Schöpfungsaktes, sondern eines Eintretens von »Ereignissen« aus der Zusammenwirkung von Stoffen und Energien. Diese »Ereignisse« spielten sich innerhalb großer Perioden, an mannigfachen Orten und mit unendlichen Variationen ab, und daraus erklärt sich nun die zweifellose Tatsache, daß jedes Lebewesen eine unendliche Zahl von Ahnenzellen und daß jedes Lebewesen schon bei der ersten Anlage eine eigenartige Ahnenzelle hatte. Die Gesetze der Lebenserscheinungen können wir suchen und finden ohne Einmischung transzendentaler Fragen und es ist ganz unnötig, wenn Naturforscher, wie Driesch,

neuplatonische, legendenhafte Nebel in die Wissenschaft hineintragen.

Wir können hoffen, daß es in den Laboratorien noch gelingen kann, manche organische Substanzen synthetisch aus anorganischen, wie es beim Harnstoff gelang, hervorzubringen, weiters viele Lebenserscheinungen an künstlichen metallischen Niederschlägen zu beobachten; die Schaffung eines wenn auch einzelligen kompletten Lebewesens dürfte wohl nie gelingen. Ob noch heute Generatio spontanea existiert, ist eine offene Frage, auf die wir noch keine positive Antwort haben.*)

Endlich gelang mir auch im Jahre 1903 ein persönliches Zusammentreffen mit Zanardelli. Die damalige große Streikbewegung hatte den Ministerpräsidenten während der Osterzeit in Rom zurückgehalten, während er sonst diese Zeit auf seinem Landgute in der Nähe des Gardasees zubrachte. Durante teilte ihm meinen Wunsch mit und er lud mich in schmeichelhafter Weise ein. Leider

*) Ich will für engere Fachkreise hier erwähnen, daß seit langer Zeit Arbeiten gemacht wurden, welche nachwiesen, daß es Gewebe und Wesen gibt, welche die Höhe der Zellbildung nicht erreichen. Die offizielle wissenschaftliche Welt war freilich für die zur Zeit epochale Zellulargewebslehre so eingenommen, daß sie diese Arbeiten, die nicht in ihren Kram paßten, mit der historischen pharisäischen Unehrlichkeit totschwieg. Besonders bedauerlich ist der geradezu bethlehemitische Kindermord des inhaltsreichen Werkes: »Untersuchungen über nichtzellulare Organismen« (Berlin 1877, Wigandt, Hempel und Parey) von Nathusius-Königsborn. Gehören doch die meisten »Bindesubstanzen« und die Muskelfibrillen zu diesen »unterzelligen« Geweben, wie ich sie nennen will. Auch Robin hat schon 1873 (»Anatomie et Physiologie cellulaires«, Baillère, Paris) auf solche unterzellige Bildungen aufmerksam gemacht. Auch Beales Buch: »Die Struktur der einfachen Gewebe, des menschlichen Körpers«, übersetzt von Carus 1862 (Leipzig), hat die unterzelligen Lebenserscheinungen berührt. Heitzmann sen. hat 1873 (Wiener Akademie der Wissenschaften, 57. und 58. Band) wichtige Untersuchungen gemacht, die nicht verpufft wären, wenn sie nicht mit weltumstürzender Übertreibung vorgetragen worden wären. Der geniale Dermatologe Unna erklärt die Pigmentkörper als solche unterzellige Gewebe, die in die verschiedensten Zellen hineinkriechen. Daß es Lebewesen gebe, welche nicht die Höhe der Zellentwicklung erreichen, habe ich auch in meiner Schrift: »Das biomechanische Denken in der Medizin« betont.

Anderseits sehen wir durch Ledue und Herrera, in ganz eminenter Weise organoide Bildungen erzeugen mit Lebenserscheinungen, wie Zellteilung, Karyokinesis, Bewegungserscheinungen, ohne daß diese Gebilde Lebewesen vorstellen.

fand ich den klaren Geist des Mannes in einem hochgradig siechen Körper, der mir die traurige Gewißheit verschaffte, der Mann werde nicht mehr durch längere Zeit seinem Vaterlande und der Menschheit Dienste leisten. Zanardelli hat seit der Zeit, als ich mit ihm in Kontakt kam, bis zur Zeit, als er das Strafgesetzbuch der Kammer vorlegte, große Wandlungen durchgemacht. Der scharfe Kontrast gegen die naturwissenschaftliche Schule hat sich in der sogenannten klassischen Schule, die in erster Linie durch Zanardelli und Lucchini vertreten war, sehr abgeschwächt. Die klassische Schule ist bei Kant angelangt. Während der italienische Strafkodex Zanardellis inbezug auf die Arbeiterrechte reaktionär war, sind die Vertreter dieser Richtung nach und nach zur besseren Einsicht gekommen; sie haben die Sozialreform selbst in die Hand genommen und sie haben dadurch verhütet, daß der Klerikalismus sich des Hungers bemächtigen konnte und haben dadurch den sichersten Hort der geistigen Freiheit, nämlich das politische Italien, für den Fortschritt der Menschheit gesichert.

Bedeutende Menschen, wie Zanardelli, bleiben eben nicht stehen. Die Erfahrung bereichert sie und als Ehrenmänner ändern sie auf Grund von beweisenden Tatsachen und bewiesenen Lehren ihre Anschauungen und ihre Handlungsweise. Freilich muß die Bevölkerung intelligent und ehrlich genug sein, um diese Änderungen mitzumachen, sonst geschieht es, wie in Zisleithanien, daß alle besseren Geister mehr oder minder aus dem politischen Leben gedrängt werden und bornierte Schreier oder haltlose Mandatsjäger das Übergewicht erlangen.

Ich füge hier einen Brief von Zanardelli im Original und in der Übersetzung an und knüpfe daran die Art und Weise, wie die juridische Fakultät in Wien meine Rolle in der Kriminologie auffaßte.

(Das Original.)

Il Quardasigilli, Ministro di Grazia et Giustizio e dei Culti.

Rom, 15. September 1888.

Preclarissimo Sign. Professore!

La sua lettera tanto gentile e gradita mi pervenne quando era sul lago di Garda a passare in quieto alcuni giorni, ne velle risponderle prima di avere letto il suo studio critico, ch'era rimasto a Roma.

E questo studio, dettato in modo che coll' altezza del pensiero gareggia la pin equanime e seveva imparzialita mi fece

molto riflettere interno alle questioni che si sono trattate, le quali sono certo fra le pin ardue del diritto penale.

Mi fece, dicevo, molto riflettere, perche Ella e forse il primo e il solo fra coloro i quali scrivero in nome della scienza biologica, cheriduca i concetti della scienza a conclusioni pratiche, li traduca in formule legislative.

Io avro, se il Senato confermu le deliberazioni della camera elettiva facoltá di modificare il projetto da me presentato, ma soltanto in cio che fu oggetto di proposte di modificazione in Parlamento. Cio posto, converra vedere, quello che dira il Senato, perche, quanto alla camera dei deputati, le proposte della sua Commissione furono, in senso affatto opposto ai voti da Lei espressi, per l'exclusione del Codice d'ogni disposizione pei manicomi criminali.

Ad ogni modo, io, nel lavoro di revisione che mi venisse affidato, terro nel massimo conto le sue osservazioni, delle quale le sono gratissimo e infinitamente la ringrazio, e procurero di tradure giovamento nel lavoro finale. Non posso chiudere questa mia senza congratularmi per un altra parte del suo bellissimo scritto, quella parte in cui ella applauda alla abdizione della pena di morte, pena la cui apologia ha tanto nociato in Italia al credito della scuola possitiva. Miabbia con ottissima stima ed affettuosa oszervanza suo devotissimo

Zanardelli.

(In deutscher Übersetzung.)

Der Siegelbewahrer, Gnaden-, Justiz- und Kultusminister.

Rom, 25. September 1888.

Hochangesehener (preclarissimo) Herr Professor!

Ich habe Ihren so freundlichen und lieben Brief erhalten, als ich mich am Gardasee befand, um einige Ruhetage zu genießen, und wollte Ihnen erst antworten, nachdem ich Ihre »Kritische Studie«, die in Rom zurückgeblieben war, gelesen hatte.

Und diese Studie, in einer Weise geschrieben, daß die Höhe der Anschauung mit gleichmäßiger und strenger Unparteilichkeit wetteifert, ließ mich reiflich über alle Fragen nachdenken, die darin erörtert sind und welche zu den schwierigsten des Strafrechtes gehören.

Ich sage, ich wurde zu vielem Nachdenken veranlaßt, weil Sie vielleicht der erste und einzige unter jenen sind, die im Namen der biologischen Wissenschaft sprechen, welcher aus den Ergebnissen der Wissenschaft praktische Schlußfolgerungen zieht und sie in geeignete gesetzgeberische Formeln faßt.

Ich werde, wenn der Senat den Beratungsresultaten der Deputiertenkammer zustimmt, die Möglichkeit haben, meine Vorlage des Kodex zu modifizieren, aber nur in jenen Teilen, bei welchen im Palament Amendements vorgeschlagen waren. Dies vorausgesetzt, muß man das Verhalten des Senats abwarten, weil in der Deputiertenkammer die Beschlüsse der Kommission im Gegensatze zu Ihrer Meinung gegen die Errichtung von Spezialirrenhäusern für irre Verbrecher waren.*)

In jedem Falle werde ich bei der mir anvertrauten Revision Ihren Betrachtungen im höchsten Grade Rechnung tragen.

Ich bin Ihnen für dieselben sehr dankbar und werde sie mit Freude in den definitiven Kodex einfügen.

Ich kann dies Schreiben nicht schließen, ohne Sie zu einem anderen Teile Ihrer ausgezeichneten Abhandlung zu beglückwünschen, nämlich zu jenem Teile, in welchem Sie der Abschaffung der Todesstrafe Ihren Beifall spenden. Die Apologie dieser Strafe hat der »positiven Schule« in Italien viel geschadet.

Mit der größten Hochachtung Ihr ergebenster

Zanardelli.

Man sieht, daß der große italienische Gesetzgeber und Staatsmann meine Tätigkeit für direkt befruchtend für die Justiz und Gesetzgebung hielt. Ähnlich äußerte sich der hervorragende belgische Gesetzgeber Le Jeune, und zwar noch in den ersten Augusttagen dieses Jahres (1905), als er dem Bedauern schriftlich Ausdruck gab, daß ich an den Beratungen des Patronagekongresses in Lüttich aus

*) Zanardelli umging die Schwierigkeit in folgender Weise. Er hatte die Irrenhäuser als Detentionsanstalten in die »Pene« (Strafen) eingereiht. Ich machte ihn in meinem Aufsatze: »Der neue italienische Strafgesetzentwurf Zanardellis und die exakte Wissenschaft. Kritische Studie" (Grünhuts Zeitschrift 1888) auf das Ungereimte aufmerksam, die Ausschaltung durch Irrenhäuser unter die »Strafen« aufzunehmen, wenn man das Wort Pena (Strafe) nicht durch Repressionsmittel ersetzt. Es wurde wirklich das Irrenhaus aus der Reihe der „Strafen« gestrichen und die Regierung half sich, indem sie einzelne Irrenhäuser für Verbrecher bestimmte. Heute würde kein Parlament mehr die Spezialanstalten verweigern.

Gesundheitsrücksichten nicht teilnehmen könne. Ich könnte auch noch zahlreiche Briefe der heute bedeutsamsten juridischen Persönlichkeit in Österreich mitteilen, welche sich öfters bemühte, meine Lehren den Juristen und Richtern Österreichs zugänglich zu machen.

Ich hatte auf verschiedenen Kongressen betont, daß die Juristen durch Vorlesungen über die Bedeutung der biologischen Auffassung der Verbrechen und der Verbrecher aufgeklärt werden sollen und daß sie sich dabei gewisse biologische Kenntnisse aneignen könnten, die zum Verständnisse nötig und die zum Beispiel unter den italienischen Juristen so verbreitet sind.

Wie stellte man sich in Wien zu dieser Frage?

Bevor ich zum kriminalanthropologischen Kongreß (1892) nach Brüssel ging, reichte ich bei der juridischen Fakultät ein Gesuch ein, daß von mir ein Kollegium für Juristen über Biologie und Kriminalistik im juridischen Vorleseverzeichnis angekündigt werden dürfe. Ich tat diesen Schritt im Einverständnisse mit dem Professor des Strafrechtes, Brunnenmeister, der seit seiner Ankunft in Wien mit mir im lebhaftesten geistigen Verkehre stand und seine Kollegienhefte im Sinne der biologischen Schule umgearbeitet hatte. Es waren auch die Gebrüder Menger und Grünhut einverstanden.

Man hätte meinen sollen, eine geistig und ethisch auf der Höhe ihrer Aufgabe stehende Fakultät würde das Gesuch ohne weiteres gewähren, um so mehr, als Beispiele solcher Vorlesungen aus allen Teilen der Welt vorlagen und eine akademische Körperschaft schon aus patriotischem Ehrgefühle Respekt vor meinem Wunsche haben sollte. Es wurde aber das Gesuch einem den kohlrabenschwarzen klerikalen Karriereschimmel reitenden Referenten zugewiesen. Meine Freunde meinten, ich solle das Gesuch zurückziehen; es widerspreche meiner großen wissenschaftlichen internationalen Stellung, mich einem Refus auszusetzen. Ich sagte aber, der Verlauf dieser Angelegenheit sei von geschichtlicher Bedeutung für die Charakteristik der akademischen Zustände und ich sei es der Geschichte schuldig, der Angelegenheit ihren Lauf zu lassen. Ich erzählte den Freunden folgende Anekdote. In eine übelberüchtigte Gemeinde kam Samstag abends, als die Bewohner bereits der Abendruhe auf der Straße huldigten, ein Freund des Bürgermeisters zu Pferd zum Besuche über den Sonntag. Als dieser Montag morgens abreisen wollte und um sein Pferd bat, fragte ihn der Bürgermeister, welches Pferd er meine? »Du bist doch zu Fuß gekommen.« »Aber,

ich bitte dich, die ganze Gemeinde sah mich hoch zu Pferd ankommen«, antwortete der Gast. »Nun, wir wollen die Leute zu Zeugen anrufen!« Sie kamen Mann für Mann und schwuren, der Fremde sei zu Fuß gekommen. Betrübt zog der Fremde von hinnen. Als er außerhalb des Ortes war, ritt ihm der Bürgermeister nach und übergab ihm das Pferd. »Wozu also diese ganze Komödie?« fragte der Freund. »Ich wollte dir meine Gemeinde vorstellen«, sagte der Gastgeber. Ich wußte, als die Entscheidung meines Gesuches nicht a limine angenommen wurde, was wohl jeder gewissenhafte Mensch außerhalb Wiens vorausgesetzt hatte, daß es abschlägig entschieden werden wird; die damalige Zeit gehörte dem geriebenen Strebertum.

»Brunnenmeister — seinerseits — hat ein großartiges Referat erstattet, auch eine oratorische Meisterleistung geliefert. Ich war noch niemals in einer Professorenkollegiumsitzung so sehr von einem Referat bezaubert worden«, so schrieb ein hervorragendes Mitglied über diese Sitzung. Das Gesuch wurde mit Dreifünftelmajorität abgelehnt — und die »Gemeinde« ist dem Kulturhistoriker vorgestellt. Das Ministerium stimmte dem Beschlusse ohne Bemerkung zu. Die Regierung hatte die Majorität, die sie verdiente, und die Majorität die Regierung, die ihr gebührte. Ich als Österreicher und Kenner seiner Geschichte tröstete mich; ich wußte, daß unabhängige, selbständige Denker immer die offiziöse Welt in den meisten Zeitläuften zu ihren Feinden und Gegnern haben.

Betrachten wir die verfehlte Erziehung der Richter, Ankläger und Verteidiger. Es ist dieselbe, die einst die Mediziner genossen, bevor es Kliniken gab. Diese hörten auf der Schule von Krankheiten und Kranken, und zwar durch die Lehrbrillen der Vortragenden; sie bekamen aber weder Krankheiten noch Kranke zu sehen, bis sie in die Praxis traten. Es wäre doch nötig, daß alle, die mit der Strafjustiz zu tun haben, auf der Schule schon von Kennern der Verbrecherpsychologie in die Strafhäuser geführt würden, wo sie die Analyse der Taten und der Täter kennen lernen. Richter und Staatsanwälte aber sollten immer erst eine Praxiszeit in Gefängnissen auf öffentliche Kosten zubringen, damit sie sachkundig ihres Amtes walten können.

V. Belgische Reisen.

Ich habe als Tourist Belgien oft besucht. Die Meister der »Genter Schule« gehörten zu den von mir geschätztesten. Ich habe, wie ich früher erwähnt habe, infolge des Baues meiner Augen ein Bedürfnis nach tiefer Farbengebung und die intensiven Farben der Memling, der van Eycks, Roger v. d. Weyden, Quentin Messys und der anderen entzückten mich schon in dieser Richtung. Noch mehr aber fesselte mich die tiefe Empfindung, die in den Figuren zum Ausdruck kam, die poetischen Architektur- und Landschaftsbilder im Hintergrunde.

Im Gegensatze zu diesen Meistern imponiert mehr der Großdramatiker unter den Malern Rubens und neben ihm van Dyck, Jordaens und andere.

Ich kenne Brüssel, Antwerpen, Brügge, Gent, Lüttich, Löwen, Ypern und Ostende.

Mich interessierte der Gegensatz zwischen der wallonischen und flämischen Bevölkerung und ich drückte einst einem hervorragenden Kollegen meine Verwunderung darüber aus, daß die Flämen nicht ihre Sprache auf einzelnen belgischen Universitäten zur Geltung bringen. Er bemerkte, daß die flämische Sprache noch in der Fortbildung begriffen und es schade sei, wenn eine Sprache durch Akademisierung in ihrem Fortschritte gehemmt sei. Daß der wallonische Liberalismus an der unverständigen Zurückdrängung des flämischen Elements scheiterte, ist sicher, und nur noch die Sozialdemokraten waren imstande, die klerikale Herrschaft zu stören. Ich habe im Volkshause in Brüssel einmal den Führer derselben, van der Velde, sprechen gehört und war über die kantianische Ausbildung desselben überrascht und erfreut.

Meine erste wissenschaftliche Reise nach Belgien fand im Jahre 1885 statt; es war zur Ausstellung in Antwerpen, während welcher

ein psychiatrischer Kongreß unter dem Vorsitze von Dr. Desguin stattfand. Auf diesem hielt ich den Vortrag über Verbrechen und Geistesstörung, der einen tiefen Eindruck machte. Dieser Kongreß fand durch die Teilnahme von Magnan und Brouardel aus Paris eine hohe Weihe und ich lernte besonders die jüngeren hervorragenden belgischen Gelehrten, wie Berger, Houzé, Thiry und Morel, kennen.

Ich habe bei früherer Gelegenheit auseinandergesetzt, daß ich in dieser Abhandlung für die moralischen Defekte, die zur Kriminalität führen, eine besondere soziale — eben strafrechtliche — Behandlung für nötig halte, während dieselbe Art von Defekten, wenn sie den Intellekt und den Willen betreffen, der irrenärztlichen Behandlung verfallen. Nur wenn Krankheit als Ursache nachweisbar ist, ist auch die Kriminalität Sache ärztlicher Obsorge.

Daß der Eindruck, den meine Mitteilungen machten, ein tiefer war, zeigte sich, als ich 1890 die Einladung zu dem von der belgischen Regierung einberufenen Congrès international des Patronages nach Antwerpen erhielt, auf dem ich Österreich — durch die Wahl des Kongresses — präsidialiter vertrat. Dieser Kongreß vereinigte die Philanthropen von Belgien und Frankreich. Deutschland und England waren gut vertreten. Daß Belgien durch alle Fachmänner vertreten war, versteht sich von selbst; aus Frankreich waren unter anderen Roussel, Bergeret und Paulian anwesend. Der Spiritus rector dieses Kongresses war der damalige Justizminister Jules Le Jeune, der bis heute die Stütze dieser eigentlich permanenten Institution ist.

Ich entwickelte auf diesem Kongreß die Psychologie der Vagabondage, die als eine klassische gilt. Sie ist französisch und deutsch erschienen.*)

Es handelte sich vor allem auch darum, daß das Elend nicht strafrechtlich verfolgt werde, wenn jemand aus Mangel an Arbeit oder Arbeitsfähigkeit ohne Domizil und ohne Beschäftigung ist. Diese Verfolgung war aber bisher Gesetz.

Interessant war der Besuch der großen Vagabundenkolonien Hoogstraeten und Merxplatz, die 8000 Insassen zählten. Gleich nach dem Eintritte in die Anstalt forderte mich Le Jeune auf, den Führer zu machen. Dies schien auf den ersten Blick sehr sonder-

*) »Le Vagabondage et son traitement.« Annales d'hygiène publique et de médicine légale, 3. serie, T. 24, 1890. »Die Vagabondage und ihre Bedeutung«, Liszts Archiv, 1898.

bar; ich verstand jedoch rasch den Minister. Er wollte, ich solle die verschiedenen Kategorien heraussuchen und finden. Ich griff nun nach den verschiedenen typischen Formen. Zunächst die pathologischen Fälle, besonders die mit angebornen oder in der ersten Kindheit erworbenen Lähmungen und Krämpfen, ferner die Schwachsinnigen überhaupt, dann die harmlosen Arbeitsscheuen (Neurastheniker), die Kranken, die dadurch zur Bettelei und Vagabondage gezwungen waren, weil sie als Halbkranke und schwache Rekonvaleszenten die Spitäler und ihre Arbeitsstätten verließen, ferner diejenigen, welche durch Arbeitsmangel in mageren Arbeitszeiten zur Bettelei und Vagabondage gezwungen waren. Da die Anstaltsbeamten die von mir erratene Psychologie bestätigten, rief Le Jeune aus, ich sei ihm unheimlich.

Am meisten aber frappierte die Gesellschaft die Charakteristik eines der Insassen. Es war ein hochgewachsener breitschultriger Mann in den dreißiger Jahren mit stattlichem und nicht unfeinem Aussehen. Ich fragte Le Jeune, ob er an der Wahrheit der sozialen Position dieses Menschen — zum Beispiel als Gesandter — zweifeln würde, wenn er ihm im Salon in einem Staatsfrack und mit einem Großkreuze auf der Brust begegnen würde; Le Jeune gestand, daß er keinen Zweifel hegen würde. Ich sagte ihm nun, dieser Mensch repräsentiere die Poesie des Leichtsinnes, einen Verehrer der Liederlichkeit und gewiß sei er ein Meister im Vortrage zotenhafter Lieder (Chansons cochons). Wir traten nun an diesen Mann heran, der päpstlicher Zuave gewesen war und seit der Auflösung dieser Truppe vagabundierte. Als ich ihn über seine Meisterschaft im Vortrage zynischer Lieder interpellierte, lächelte er verständnisinnig und ebenso, als ich ihn fragte, ob der Beifall des korrespondierenden Publikums ihn glücklich mache? Er hielt dann an den Minister eine Ansprache, in der er ihn darauf aufmerksam machte, daß die Insassen des Hauses beim Verlassen desselben immer die gleiche Kleidung erhielten und dadurch dem Publikum sofort verraten seien. Der Minister nahm von dieser Bemerkung Notiz.

Der instruktive Scharfblick, den ich damals verriet, hatte auch schon früher den Direktor der Wiener Korrektionsanstalt in Staunen versetzt. Da ich in Ungarn nur Verbrecher untersucht hatte, wollte ich einmal Vagabunden durchmustern. Der Direktor stellte mir zwölf Individuen vor. Beim zwölften bemerkte ich, dies scheine mir ein mehr kompromittiertes Individuum zu sein, und es war wirklich ein Gewohnheitsdieb. Bei einer späteren Gelegenheit werde ich

erzählen, wie ich durch ein Loch in der Tür sehend die Anwesenheit von Räubern in einem großen Gefängnissaale ausschloß. Es wäre von hohem Werte, wenn man die Elemente dieser richtigen Eindrücke genau definieren könnte. Da dies nicht der Fall ist, so haben solche Angaben nur den Wert, die hohe und richtige Impressionabilität des Betreffenden zu zeigen; solche Beobachtungen können nur die Wirkung eines starken Verdachtes haben, der es ermöglicht, die Spuren bis zur Evidenz zu verfolgen. Es ist dasselbe mit dem sogenannten »klinischen Blicke«, mittels dessen man oft tiefer sieht als mit den ganzen geläufigen exakten Methoden der Untersuchung. Und doch darf man sich nicht allein auf ihn verlassen, um so weniger, als auch die richtige Erkenntnis die anderen nicht überzeugt.

Die Ansichten über die Strenge, mit der man der Bettelei und der Vagabondage entgegentreten solle, waren damals sehr geteilt. Der Vertreter von Luxemburg (Neumann) pries die große Strenge in seinem Heimatlande, welche es bewirkt habe, daß es überhaupt in diesem kleinen Reiche keine Bettler und Vagabunden mehr gebe. Man bemerkte ihm, daß die strenge Behandlung zwar das Land befreie, aber die Bettler und Vagabunden nicht bessere. Dieselben meiden nur das Ländchen und streichen in den benachbarten Reichen herum. Ein französischer Rabbiner fand es ungerecht, daß man Leute bestrafe, die eigentlich sich nicht vergehen. Ich bemerkte ihm, daß die Gesellschaft das Recht habe, von jedem zu fordern, daß er sich seinen Unterhalt verdiene. Ein Engländer fand es ungerecht, daß es jedem Landstreicher in Belgien gestattet sei, freiwillig ins Vagabundenhaus zurückzukehren. Ich erwiderte ihm, daß die Vagabunden ihre Psychologie besser kennen als die Männer des Gesetzes. Sie fühlen nach einiger Zeit der Freiheit und der Arbeit ihren Willen erschlaffen und wollen nicht moralisch fallen. Charakteristisch war in dieser Beziehung der »Kapellmeister« des obengenannten Vagabundenhauses. Er war ein fähiger und selbst eifriger Mensch, der immer wieder die aus den Insassen des Hauses rekrutierten Musiker ausbildete und leitete. Es wurde ihm zu wiederholtenmalen die Freiheit gewährt; er kehrte aber immer wieder nach einiger Zeit zurück, weil er sich in der Freiheit nicht sicher fühlte.

Der größte Teil der Arbeit inklusive des Baues der Anstalt wurde und wird durch die Insassen geleistet. Außerdem besteht eine Art Drehsäule mit Querspeichen, an denen abwechselnd eine große Reihe der Insassen des Hauses drückt und dreht. Diese

unnütze Arbeit, so nötig sie als Erziehung und Übung erscheinen mag, machte einen entwürdigenden Eindruck.

Ein zweites Thema dieses Kongresses war die Behandlung der moralisch verlassenen Kinder. Die Vorschläge über die Erziehung und Bewahrung standen noch nicht auf der Höhe der Aufgabe. Inbezug auf die moralisch noch nicht kompromittierten Kinder dachte man mit Vorliebe an Abgabe an Familien und die Philanthropen ziehen gewöhnlich Bauernfamilien vor.

Ich machte darauf aufmerksam, daß die moralisch verlassenen Kinder unter der Geißel der erblichen Belastung stehen können. Ich habe gesehen, daß zum Beispiel Mädchen, die von der Mutterbrust in anständige Familien gebracht wurden, zur Zeit der Pubertät Vagantinnen und Prostituierte wurden. Besonders pikant ist der Fall des Zigeunerkindes, das die ungarische Gräfin Nako — eine ausgezeichnete Malerin — von der Mutterbrust weg ins Haus nahm. Das Porträt dieses Mädchens — eine wahre Murillofigur, von der Adoptivmutter gemalt — ist in der kaiserlichen Galerie in Wien. Mit 16 Jahren wurde das Mädchen eine ausschweifende Vagantin. Solche Fälle kann man öfters beobachten, auch wo die Rasse, wie in diesem Falle, nicht in Frage kommt. Deshalb schlug ich vor, auch moralisch noch nicht kompromittierte, verlassene Kinder, welche unter der Gefahr der Belastung stehen, einer sachkundigen Kontrolle durch Ärzte zu unterziehen, und zwar in verschiedenen Epochen des Lebens. Wenn man bedenkt, wie Adoptiveltern an Adoptivkindern hängen, so ist es ein Unrecht, solchen redlichen Leuten den Schmerz entarteter adoptierter Familienglieder zu bereiten, und schlichte Bauernfamilien werden sich gewiß weniger zu helfen wissen als städtische.

Ich wurde damals für diese Bemerkungen von einem hohen staatsanwaltlichen Funktionär Belgiens geradezu verhöhnt und der Sitzungspräsident mußte ihn zurechtweisen. Ich hatte natürlich bemerkt, daß seelenkundige Psychiater die geeignetsten Kontrollorgane seien. Der genannte Funktionär meinte, dann würden die Kinder geisteskrank werden. Heute sind meine Anschauungen allgemein akzeptiert.

Für die Teilnahme an diesem Kongreß erhielt ich für meine »Verdienste um die belgische Gesetzgebung« das Offizierskreuz des belgischen Leopoldsordens. Ich habe nie nach solchen gestrebt und ich bin absichtlich vielen ausgewichen. Minister Le Jeune ließ sich aber die Gelegenheit nicht entgehen, mir eine Gunstbezeugung

seines Monarchen zu verschaffen und er hatte den richtigen Einfall, um kein Refus von meiner Seite zu bekommen, mich nicht früher zu befragen.

Von großem Interesse war der Kriminalanthropologische Kongreß in Brüssel 1892. Ich hatte selbst diesen Ort in Paris vorgeschlagen, weil ich die Zeit noch nicht gekommen hielt, daß dieser Spezialkongreß außerhalb der romanischen Welt tage, da sich die Gelehrten der germanischen Welt noch sehr widerhaarig zeigten und nur Holland eine Ausnahme machte. Wien zum Beispiel mußte ich ablehnen, weil ich damals keinen Juristen in hervorragender Stellung zur Mitarbeit zu gewinnen wußte, und dasselbe Verhältnis bestand zum Beispiel für Berlin, wo damals (1878) auch kein medizinisches und juristisches Gesinnungspaar aufzutreiben gewesen wäre.

Auf dem Kongreß war Frankreich glänzend durch Brouardel, Magnon, Lacassagne, Roussel, Mouttet, Tarde, Garnier, Manauvrier und andere, Holland durch van Hamel, Deutschland durch Baer, Mendel und Liszt, Rußland durch Drill, Merrszejewski, Dechtereff, Mad. Tarnowska und Zakreef und die Schweiz durch Ladame vertreten. Auch Delegierte von Japan und China nahmen aktiven Anteil und Belgien war natürlich durch hervorragendste Persönlichkeiten vertreten, wie Le Jeune, Prins, Sémal, Thiry, Houzé und andere. Die Italiener kamen nicht, weil sich die belgischen Klerikalen, unter ihnen Abbé Maurice de Baels, angemeldet hatten.

Der Kongreß fand unter der Ehrenpräsidentschaft Le Jeune's und unter der Präsidentschaft von Sémal, des Leiters der Irrenanstalt in Mons, statt. Außer der Abwesenheit der Italiener war die Anwesenheit vieler hervorragender Juristen bemerkenswert und es fand das erste Eingreifen der Klerikalen in die Diskussion statt.

Ein wichtiges Thema, das die Franzosen mit Vorliebe behandeln, war die Obsession, das ist auf deutsch: Besessenheit oder wissenschaftlich triebartige Impulsion, das ist unwiderstehlicher Antrieb zu einer Tat, oft sogar, wenigstens scheinbar, ohne vorbereitenden Plan und ohne richtige Überlegung.

Diese Frage ist eine schwierige und gefährliche. Schwierig ist sie, weil ihr Mechanismus und ihr Zusammenhang mit dem sonstigen Seelenleben oft schwer herzustellen ist, und gefährlich, weil sie leicht verführt, die Unverantwortlichkeit für eine schwere Missetat auszusprechen, ohne daß die heutige Gesetzgebung in der Lage ist, die Gesellschaft vor den Gefahren durch solche

Individuen zu schützen. Am klarsten ist diese Obsession bei den gebornen Dieben; dieselben können, wie ich mich pittoresk ausgedrückt habe, »anständige Rezidivisten« sein, das heißt solche, welche gegen jeden neuen verbrecherischen Antrieb durch Jahre mit einer Gewalt ankämpfen, welche den ehrlichen Leuten allen Respekt einflößen muß. Auf einmal überwältigt sie bei einer Gelegenheit triebartig der Drang zu einer neuen Tat, bevor noch die Überlegung Zeit hatte, das Denk- und Gefühlszentrum zu passieren.

Auch die Vagabunden und die Claustrophoben, das sind Individuen, die nicht lange in geschlossenen Räumen sich aufhalten können und welche beide eine geregelte Tätigkeit aus freiem Entschlusse nicht lange aushalten, ergreift plötzlich der Trieb des Ausreißens; auch sie handeln aus Obsession.

Anders ist die Bedeutung jener, welche plötzlich einen Anfall von Vagabondage bekommen, in dem sie mit verändertem Bewußtsein und verändertem Benehmen herumirren, bis sie wieder zur Ordnung kommen und zurückgebracht werden. Das sind Zufälle im »veränderten Bewußtsein«, die in die Reihe der psychoepileptischen Anfälle eingereiht werden können.

Zu den Obsessionen gehören auch die pyromanischen Anfälle. Es handelt sich meistens um Leute, in deren Erlebnissen, Träumen und Phantasien Feuer eine Rolle spielt und die — häufig auf leichte alkoholische Einflüsse — dann vom unwiderstehlichen Zwange ergriffen werden, Feuer zu legen. Es sind zumeist schwachsinnige Menschen. Die Behandlung dieser gefährlichen Menschen haben unsere Gesetze nicht vorgesehen. Die triebartigen Verbrechen sexueller Natur geschehen wohl meist in psychoepileptischen Anfällen und werden oft bei tiefdegenerierten Individuen durch leichten Alkoholgenuß hervorgerufen.

Am mißlichsten ist die Sache bei Morden aus Obsession. Es ist manchmal kein Motiv nachweisbar, die Tat geschieht unverhofft, die Täter oder Täterinnen wissen über die Tat nichts anzugeben oder verweigern vielleicht die Auskunft. Die Diagnose ist schwierig und gefährlich. Zum Glücke leiden viele solche Obsessionisten durch Jahre an solchen Anfällen, ohne zur Tat zu schreiten, so daß einerseits viel Unheil verhütet und anderseits die Diagnose erleichtert wird. Es ist immer mißlich, ohne solche anamnestische Behelfe die Diagnose auf Obsession zu stellen. Die jahrelangen Angstanfälle, während deren sich dieser Trieb zu Gewalttätigkeiten gegen sich und andere einstellt, bleiben jedoch nicht verborgen und

eine richtige Prävention kann viel Unheil verhüten. Haben die Richter und Geschwornen zur Diagnose Vertrauen, so wird der Täter losgesprochen. Gewöhnlich wird der Täter einer Irrenanstalt übergeben und von derselben bald als gesund entlassen. Dies mit Unrecht. Zunächst ist die genaue Beobachtung zur Feststellung der Tatsache nötig. Ein echter Obsessionist wird wahrscheinlich schon früher oder bei späterer Beobachtung Zeichen von solchen automatischen Antrieben gezeigt haben und zeigen, die nicht gleich zu Taten führen. Die meisten leiden wohl an Erscheinungen von Psychoepilepsie oder die Obsession beruht auf primärer Verrücktheit, bei der die partiellen Wahnideen zuweilen — oft auf äußere Veranlassung — eine höhere Intensität erreichen. Besonders letztere Kranke sind schwer zu enthüllen, weil sie ein Bewußtsein ihrer Halluzinationen haben und sie gern verbergen.

Die soziale Behandlung dieser Leute, besonders der perversen Geschlechts- und Mordobsessionisten, ist heute widersinnig. Daß solche Leute wieder so gefährliche Antriebe haben werden, ist im höchsten Grade wahrscheinlich und damit die Gesellschaft fortwährend Gefahren ausgesetzt. Eine länger dauernde Beobachtung, zum Beispiel in einer Anstalt für irre Verbrecher, ist daher nötig, ebenso längere Verwahrung und Überwachung. Ich habe bei einer anderen Gelegenheit auseinandergesetzt, daß diese Zustände meist Vorboten haben, die bei genauer Beobachtung die Anzeige für rasche Internierung ohne — gefährliche — Förmlichkeiten liefern.

Eine zweite wichtige Frage wurde auf diesem Kongreß sehr gefördert, nämlich die Behandlung der Unverbesserlichen. Daß es keinen Sinn hat, Verbrecher immer wieder auf die Gesellschaft loszulassen ist selbstverständlich. Unverbesserliche müssen also zum Schutze der Gesellschaft möglichst dauernd interniert (ausgeschaltet) werden. Daß die Erklärung als unverbesserlich nur mit größter Vorsicht, und zwar nur von Richtern, gefaßt werden dürfe, daß dieser Ausspruch immer wieder von neuem kontrolliert werden müsse und daß Probebefreiungen besonders bei nicht sehr gefährlichen Formen stattfinden sollen, versteht sich von selbst und wurde von van Hamel glänzend ausgeführt. Es sei hier betont, daß es Verbrecher gibt, die in der Verwahrungshaft und überhaupt wenig gefährlich sind, deren Verbrechen meist keine schweren sind, die keine Komplottierer, meist geistig niedrigstehende Individuen sind, die daher in einfacher Haft für die Gesellschaft unschädlich sind und unter Aufsicht selbst im Freien zu nützlichen Arbeiten ver-

wendet werden können. Diese Klasse kann mit großer Humanität in einfacher Haft, selbst dauernd, gehalten werden. Die unverbesserlichen Gewalttätigkeits- und Komplottverbrecher müssen natürlich mit viel größerer Strenge behandelt werden, zum Beispiel Banditen, Fälscher, Einbruchsdiebe, raffinierte Betrüger etc. Diese haben vielleicht weniger äußere Degenerationszeichen als die ersteren, weil durch Intelligenz und ausgezeichnete Willensentwicklung ihre defekte Organisation vielfach äußerlich kompensiert erscheint.

Eine große Aufregung herrschte am 9. August, als es bekannt wurde, daß der geistige Führer der belgischen Klerikalen, der geistvolle Abbé Maurice de Baels, das Wort ergreifen werde. Der Präsident Sémal schickte eigens zu mir, ich möchte gewiß bereits bei der Eröffnung der Sitzung zugegen sein. Siehe da, der Mann, der jetzt Professor der Philosophie in Gent ist, erschien und statt des Kampfes ergab sich eine vollständige Harmonie. De Baels erklärte, er erkenne die Fakten an und somit sei er kein Gegner der positiven oder sogenannten kriminalanthropologischen Schule. Er protestiere nur gegen zu weit gehende Schlüsse. Ich war erfreut zu sehen, daß der Mann besonders gegen mich und meine Lehren keine Opposition mache, und er hat dies in seinem Blatte ausdrücklich erklärt.

Es war dies kein Zufall. Ich stehe in der Wissenschaft auf dem Boden der Kantschen Antinomien und immer innerhalb des Transzendentalen und ganz ähnlich ist der Standpunkt der Thomisten, zu dessen Anhängern de Baels gehörte und dem die gebildeten belgischen und französischen Klerikalen folgen. Ich habe später auf dem Kongreß zu Amsterdam die Bedeutung der Tatsache für die Kriminalanthropologie auseinandergesetzt, daß der Papst Leo XIII. Thomas von Aquino zum Hauptlehrer der Kirche auserkor. Dieser mittelalterliche Philosoph und Kirchenvater trennt das Physikum und Metaphysikum und gestattet, alles Tatsächliche mit dessen notwendigen Konsequenzen anzuerkennen. Die Wissenschaft rückt das Intranszendentale und das Physikum immer weiter gegen die zu nahe gesteckten Grenzen des Transzendentalen und Metaphysikums vor und der Naturforscher und der Thomist können ruhig folgen. Wie ich dennoch auf einem späteren Kongreß in Antwerpen mit den Klerikalen in Konflikt geriet, werde ich bei der passenden Gelegenheit auseinandersetzen.

Auf diesem Kongreß wurde viel von einer dritten italienischen Schule gesprochen, nämlich jener von Colajanni. Dieser hat eine

ernste Kritik des Lombrosismus geliefert und er hat auch teilweise gegen mich polemisiert. Ich habe mich mit ihm, wie ich schon früher erzählt habe, in freundschaftlicher Weise auseinandergesetzt. Colajanni war aber kein Schulgründer; er hat die Kriminologie als Soziologe studiert, und zwar als orthodoxer Marxianer, war aber unwillkürlich mehr auf die Ideen der positiven Schule eingegangen, als ihm selbst bewußt war. Darum erklärte ich auch Herrn Liszt gegenüber, wenn wir diese Schule als eine führende betrachten wollen, dann brauchen wir keine Kongresse mehr, sondern wir haben bloß die soziale Revolution zu proklamieren. Es sei übrigens ein schwerer Irrtum des Marxismus, zu glauben, daß mit seinem Siege das Verbrechen aufhören werde. Zwar die aus dem Elende Entsprießenden würden bedeutend abnehmen oder verschwinden. Aber die gebornen Arbeitsscheuen, die gebornen Eigentums- und Gewalttätigkeitsverbrecher, die Betrüger, die Geschlechtsverbrecher, die Mörder etc. würden nicht abnehmen und anderseits ein Zuwachs stattfinden, indem unter den besitzenden Ständen von heute Leute, die gewisse antisoziale Taten nicht nötig haben, dann auf dem Plane der Kriminalität erscheinen würden.

Auf diesem Kongreß, da Lombroso und seine besten Parteigänger fehlten, schien es fast, als ob die Kriminalanthropologie begraben würde, besonders der geistreiche Tarde glaubte sie völlig einsargen zu können. Die Unzufriedenheit der Gelehrten mit der Methode der Italiener, einen Verbrechertypus zu konstruieren, war allgemein. Und doch könnte man ja niemanden wegen der Anwesenheit der Entartungszeichen verurteilen, wenn er nicht ein Verbrechen begangen hat. Die Entartungszeichen gestatten, wie ich mich oft ausgedrückt hatte, nur das Recht auf Verdacht. Ein mit dem eminentesten Entartungszeichen Ausgestatteter könnte, wie ich schon früher einmal betonte und wie ich im ganzen hier wiederhole, weil ich es auch literarisch und auf Kongressen mündlich wiederholen mußte, damit die Wahrheit endlich zum allgemeinen Bewußtsein komme, vor der Tat zum Beispiel an Typhus sterben, dann war er allenfalls ein Entarteter, aber kein Verbrecher. Er konnte auch diese Zeichen an sich tragen, bevor er zum Beispiel einen Raubmord beging, und man konnte ihn doch nicht im vorhinein verurteilen.

Außerdem betonte ich immer wieder und auch in Brüssel, daß man Köpfe und Schädel findet, von denen man aussagen kann, sie haben keinem normalen Individuum angehört, auch wenn sie in Ninive ausgegraben wurden. Ein solches Individuum könnte aber

auch, wie ich schon früher auseinandergesetzt, ein sonst defektes Gehirnindividuum sein und nicht etwa ein Verbrecher.

Die Bedeutung der Kriminalanthropologie oder vielmehr der biologisch-psychologischen Anthropologie besteht, wie ich wieder betone und betonte, darin, daß man unter den psychologisch Degenerierten ungemein häufig anatomische Degenerationszeichen findet, die unter den Normalen selten und nicht so ausgeprägt sind. Daraus ergibt sich die allgemeine Anschauung, daß auch ein großer Teil der Verbrecher von Haus aus niedrigere und abweichende Organisationen sind. Und diese Lehre ist aus der Kriminologie nicht mehr auszuschalten und wurde zum Beispiel auch von de Baels anerkannt. Sie ist zweifellos die klassische, welche maßgebend bleiben wird, wenn der dem Dilettantismus so wohlgefällige Lombrosismus geschichtlich auf seinen wahren Wert reduziert sein und das unehrliche Strebertum, welches die Wissenschaft zugunsten der oberen und unteren Schichten — der Arriérés — verfälscht, nichts mehr an Gunst und Förderung zu suchen und zu finden haben wird.

Ein wichtiges Thema war die Beurteilung und Verurteilung der Crimes en foule, das ist der durch organisierte Gesellschaften begangenen Verbrechen. Während Tarde die Ansicht vertrat, daß die Kulpabilität der einzelnen eine sehr geringe sein kann, weil das Medium die Verbrechen zeugt, schilderte ich aus eigener Erfahrung, daß jedes Individuum aus der Gesellschaft als strafrechtlich stark belastet anzusehen sein kann. Solche gesellschaftliche Organisationen und ihre Mitglieder müssen gerade wegen ihrer Gefährlichkeit strafrechtlich sehr streng belangt werden. Nicht die Assoziation an und für sich sei erschwerend, denn jeder Mensch, auch der homo criminalis, habe von der Natur aus den Drang zur Assoziation im Guten wie im Bösen, nur die Gefährlichkeit und besonders das Beispiel der Anziehung sei maßgebend. Und wenn man die einzelnen Individuen solcher Verbrecherorganisationen studiert, so findet man viel weniger Unschuld bei den geführten, als man zum Beispiel bei Revolten und Revolutionen anzunehmen geneigt ist. Übrigens sei bei Revolten und Revolutionen so viel berechtigter Haß angehäuft, daß der Drang zur Gewalttat begreiflich sei, und außerdem seien die von wenigen durchgeführten Kontrerevolutionen kaum weniger blutig und die Borgias geben an Wildheit den Verbrechern en foule nichts nach. Bei den Verbrechen en foule sei übrigens auch der »erreur en foule« maßgebend.

Diese Diskussion fand in einer feierlichen Nachmittagssitzung statt, welcher der König von Belgien beiwohnte. Das Präsidium saß auf einer Estrade, an dessen Rand die Tribüne war. Als ich geendet hatte und mich auf die Estrade zurückzog, wobei ich keine Aussicht auf das Auditorium hatte, erwartete ich meinen Nachfolger auf der Tribüne. Er erschien aber nicht und da hörte ich erst einen tosenden Beifallssturm und der Präsident gab mir das Zeichen hervorzutreten. Der König hatte das Zeichen zum Applaus gegeben und er ruhte nicht, bis ich vortrat und mich dankend verneigte. Ich horche gewöhnlich nicht auf Beifall; er geniert mich höchstens. Dafür aber spreche ich auch ruhig, wenn ich einer Versammlung von Andersdenkenden gegenübertrete.

Noch ein pikantes Thema stand auf dem Programm des Kongresses, nämlich Verbrechen durch Suggestion. Ich hatte schon ein Jahr vorher in Bourenmauth die englischen Kollegen darauf aufmerksam gemacht und betonte es desto beißender in Brüssel, daß Verbrechen durch Suggestion ein Unsinn seien. Selbst wenn man annimmt, daß man im Salon eine Verbrechenskomödie suggerieren kann, so ist dies im Leben unmöglich, weil dabei irgendein — wenn noch so gleichgültiger — Akt, der nicht suggeriert war und daher eine selbständige Beobachtung und einen selbständigen Entschluß nötig macht, vorkommt oder eine Hemmungsvorstellung auftaucht. Beide unterbrechen sofort den Automatismus.

Ich habe auch dabei darauf aufmerksam gemacht, daß mindestens die große Majorität aller auf Suggestion beruhenden Kuren von Morphinismus, sexuellen Perversitäten etc. auf Täuschung beruhen, auf Komödie, welche die Suggerierten mit solchen Ärzten treiben, von denen die Kranken voraussetzen, daß sie ein Interesse haben, sich täuschen zu lassen, oder denen die Kranken die kritiklose Gläubigkeit ansehen. Konnten doch damals noch geriebene hysterische und verschmitzte Kokottenmedien gewissen Experimentatoren einreden, daß sie Vergiftungserscheinungen bekommen, wenn man ein Fläschchen mit Gift hinter ihren Rücken hält, und haben doch sehr ernste Forscher über diese weiblichen Schelmenstücke ernst berichtet. Man sage einmal einer anständigen Hypnotisierten, sie möge beim Erwachen ihre Röcke in die Höhe heben und sie wird es mechanisch beginnen, aber sofort verweigern. Erinnern will ich nur noch an das Schlußbankett dieses Kongresses, bei dem Tarde einen Toast — auf Lombroso ausbrachte. Ich sprach einen launigen Toast über Kongreßberedsamkeit. Die Vortragenden sind gewöhnlich kaum

mit ihrer meist unnötigen Einleitung zu Ende, wenn der Präsident bereits das Zeichen gibt, daß die von dem Statut bewilligten Minuten bereits verflossen sind. Eine Einschulung auf Kongreßvorträge stünde noch aus. Mit Le Jeune und Magnou zog ich mich nach dem Mahle in eine Ecke zurück und sie fragten mich, ob ich immer so guter Laune wäre. Ich sagte, auf den Kongressen, wo ich mit bedeutenden Menschen zusammenkomme, die nicht nur ihr geistig, sondern auch ihr sittlich Bestes mitbringen. In Wien führe ich das ganze Jahr ein Märtyrerleben. Auf jede Leistung erfolge eine mehr oder minder offizielle Verleumdung derselben; jede Lehre — auch die gleichgültigst empirisch-therapeutische — werde abgelehnt und verhöhnt und es gebe niemanden in Wien, der geistig und sozial so tief stehe, daß er mich nicht ungestraft kränken dürfe. Ich sei in diesem Kampfe machtlos, weil es an Männern fehle, die für Wahrheit und Recht offen einstünden. An mich aber wende man sich oft mit der Phrase, »ich sei der einzige in Wien, der für Wahrheit und Recht einstehe«, und sooft ich es mit Erfolg getan habe, wende man sich gegen mich, um sich der Gunst der herrschenden Cliquen zu versichern.

Ich will hier einiger Kongreßausflüge gedenken. Zunächst den nach Gheel, dieser eigenartigen, nirgends mehr zu wiederholenden Irrenkolonie in den Bauernfamilien eines Dorfes. Rührend ist die Anhänglichkeit dieser Leute an ihre Pfleglinge. Den tiefsten Eindruck hat mir aber ein Fall gemacht. Das scheußlichste Geschöpf der Welt ist ein blödes, tobsüchtiges Kind, besonders wenn es dem Säuglingsalter entwachsen ist. Ich sah in Wien ein solches unglückseliges Geschöpf, das den ganzen Tag die Mutter biß, kratzte und zwickte, fortwährend schrie und im höchsten Grade unruhig war. War ich schon tief erschüttert, daß eine Mutter solche Qual geduldig ertrug, so war ich es fast noch mehr, als ich sah, daß ein Pflegebauer sich Tag und Nacht mit einem solchen unglückseligen Geschöpfe, das etwa sechs Jahre alt war, geduldig abgab. Vorausgegangene Leistung für eine Person ist eben das festeste Band der liebevollen Zusammengehörigkeit von seiten des Leistenden und gerade an den Kindern, welche eine aufopfernde Leistung von seiten der Eltern in Anspruch nehmen, an den »Schmerzenskindern« hängen diese am meisten.

Ein zweiter Ausflug fand nach Mons in die dortige weibliche Irrenanstalt statt, deren Chef unser Präsident Sémal war. Der Empfang beim Bürgermeister ließ einen bleibenden Eindruck zurück.

Dieser Mann sprach zu den Mitgliedern des Kongresses die denkwürdigen Worte: »Wenn Sie uns beweisen werden, daß wir es bei den Verbrechern mit Unglücklichen und nicht mit Schuldigen zu tun haben, so werden uns diese pro Tag und Kopf um einen Frank und fünfundzwanzig Centimes mehr kosten; wir werden aber diese Kosten gern tragen.«

Die Anstalt selbst machte den angenehmsten Eindruck, den eine solche Unglücksstätte überhaupt bieten kann. Kein Luxus, aber viel Blumen, und aus den Augen der meisten Kranken leuchtete eine gewisse dankbare Anhänglichkeit hervor.

Im großen »Theatersaale« fand das Diner statt und die kranken Insassen spielten auf der Bühne Episoden aus Operetten und Stücken, deklamierten, freuten sich der schönen Theaterkostüme und ihrer Abwechslung und eine junge Dame, die einen Tag zurückgeblieben war, um in der Vorstellung noch mitzuwirken, feierte sogar in einem Couplet die Kriminalanthropologen. Ich war zu Tränen gerührt und feierte den weiblichen wohltuenden Geist in der Leitung der Anstalt, der dem wissenschaftlichen Sémal zu seiten steht. Die Damen Sémal wiesen vor allen auf die Schwester Josefa, die Oberin hin, welche den Geist der Liebe den Insassen des Hauses entgegenbringe.

Ein drittes Zusammentreffen hatte ich in Louvaine mit dem berühmten Brüsseler Kriminalisten Prins, der zugleich Oberinspektor der belgischen Gefängnisse war und die Macht hatte, als geistig krank erklärte Verbrecher ins Irrenhaus zu transferieren. Es wurde ein in ganz Belgien sehr berüchtigter Verbrecher vorgeführt, der drei Brüder an einem Tage erschlagen hatte. Er hatte ein volles Napoleon-Bonapartegesicht. Er wurde als ein sehr gefährliches, ganz plötzlich in Tobsucht verfallendes Individuum geschildert, und zwar bestehe dieser Zustand seit seiner Einlieferung. Drei Wärter nahmen hinter ihm Aufstellung. Ich ließ mich mit ihm in eine nichtssagende Konversation ein und erkannte, daß er bereits ein Paralytiker sei. Da klagte er über Halsschmerzen und ich drückte ihm ohne Furcht die Zunge nieder, um in den Hals zu schauen, so gemütlich benahm sich der Mann. Darauf befrug ich ihn, ob er zornmütig sei. Er verneinte es ruhig. Als ich ihm darauf sagte, in seinem Leben gebe es doch Momente, welche darauf hindeuten, sprang er plötzlich auf, sein Gesicht war blutüberströmt und er rief: »Ich bin kein Belgier, ich bin Franzose, ich bin Napoleon.« In diesem Moment ergriffen ihn die drei

Wärter, warfen die Kapuze über sein Gesicht und führten ihn ab. Dieser Mann war gewiß zur Zeit seiner Tat bereits ein Primarverrückter mit der Halluzination, Napoleon zu sein, und wurde tobsüchtig, wenn seiner Wahnidee widersprochen wurde. Jetzt war er zweifellos ein schwer Geisteskranker, und zwar bereits ein Paralytiker. Prins fragte mich, ob er den Mann ins Irrenhaus abgeben solle. Ich riet ihm dringendst ab. Alle Geisteskranken, die noch ein Bewußtsein ihrer Persönlichkeit haben, würden entsetzt sein, mit diesem notorischen Menschen auf gleiche Stufe gestellt zu werden. Außerdem sei die Humanität der Irrenanstalten gefährdet, wenn Individuen, die eine so strenge Disziplin brauchen wie dieses, in einer solchen Anstalt verwahrt werden. Solange es keine eigenen Anstalten für geisteskranke Verbrecher gebe, sei das Unrecht an einem solchen Individuum, wenn es im Kerker gelassen werde, verschwindend klein gegen das Unrecht an den Geisteskranken, wenn ein solches in Irrenanstalten untergebracht wird.

So sehr ich wünschte, bei meiner mannigfachen geistigen und beruflichen ärztlichen Beschäftigung die Last der Patronagekongresse von mir abzuschütteln, so gelang mir dies nicht, weil Le Jeune nicht locker ließ und weil ich bei meinen Anfragen an Berufene in Wien niemanden fand, den ich geistig und ethisch als ebenbürtig hätte ansehen können, um Österreich an diesem Kongresse zu vertreten. An den Prager Kriminalisten Professor Zucker von der tschechischen Universität in Prag mich zu wenden, hatte ich nicht gedacht. Außerdem war der Beirat gerade eines speziell dazu geeigneten Arztes für den Kongreß, an dem so viele Juristen, Administratoren und Philanthropen teilnehmen, doch nicht gleichgültig.

Bewegt für mich war der Kongreß für Patronage 1898. Ich war soweit besonders gut eingeführt, weil ich persönliche Beziehungen zum Statthalter von Antwerpen, Baron Osy, hatte und beim Eröffnungsbankett in seinem Hause unterhielt ich mich als Tischnachbar einer reizenden belgischen Baronin, die mir später ihre Krallen zeigte. Wir unterhielten uns vorzugsweise über die moderne Antwerpener Kunst, von der eine reiche Sammlung im Palais des Statthalters vorhanden war, und ich drückte meine Begeisterung für den modernen Rubens der Tiermalerei, Verlat, aus.

Es war eine vulkanische Zeit. In Frankreich wütete noch das

Dreyfusfieber und die belgischen und französischen Patronagedamen und -herren des Kongresses gehörten vorwaltend der klerikalen und die französischen auch der nationalistischen Partei an.

Da sprach eine französische Dame über den glücklichen Versuch einer Rettungsanstalt für gefallene Mädchen und lobte die glückliche religiöse Einwirkung. Ich machte die Bemerkung, daß ich als »libre-penseur« zu den edlen Taten, die aus religiöser Empfindung hervorgehen und durch religiöse Einwirkung gefördert werden, gratuliere. Ich hatte dieses Wort, »libre penseur«, gar nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes gebraucht, sondern im Sinne eines »unabhängigen Denkers«.

Jeder, der mein Denkleben beobachtet, weiß, wie absichtlich ich über metaphysische und transzendentale Dinge schweige und daß ich gar nie ein Interesse gezeigt habe, auf solche Frage in Diskussion zu treten. Auf die mimosenhafte Stimmung der Versammlung machte aber das Wort den Eindruck einer Bombe. Zu Beginn der nächsten Morgensitzung verlas meine reizende Nachbarin vom Statthalterdiner einen Protest gegen meine Gesinnungsäußerung, der besonders von Damen unterschrieben war. Ich sprach mein Bedauern über den Protest der charmanten protestierenden Katholikin aus, bemerkte, daß meine allfallsige metaphysische Gesinnung die Versammlung eigentlich gar nichts angehe, daß wir, wie Abbé de Baels 1892 anerkannt hat, auf dem Boden der Tatsachen stehen und daß deshalb ihr damaliger, leider jetzt nicht anwesender Führer erklärt hatte, wissenschaftlich mit mir auf gleicher Basis zu stehen, wozu die eben anwesenden Priester auch zustimmend nickten. Ich wollte übrigens gar keine Weltanschauung zum Ausdruck bringen, sondern bloß eine unabhängige Stellung zur Frage über die Beziehung der religiösen zur moralischen Erziehung nehmen, von welcher Beziehung erst jüngst der Erzbischof von Erlau im ungarischen Magnatenhause erklärt habe, daß sie keine notwendige sei. Ich hatte diesen Standpunkt bereits 1874 auf der Breslauer Naturforscherversammlung aufs strikteste betont. Die religiöse Erziehung der Verbrecher stehe übrigens heute auf der Tagesordnung. Es müsse prinzipiell betont werden, daß die sittliche Erziehung von der religiösen unabhängig sei, mit ihr aber vielfach historisch verquickt war und noch ist. Bei der Verbrechererziehung kann man die religiösen Anschauungen und Gefühle, die sich bei ihnen vorfinden, ausnützen. Der geborne Verbrecher aber habe das instinktive Gefühl, daß er schließlich so handelt wie er muß, wie es seiner

Natur entspricht. Er muß also die Vorsehung anklagen, daß sie ihn zum Opfer ausgewählt hat. Er ist also ein geborner Ungläubiger und wenn wir ihm mit unserer sittlichen und religiösen Empfindungsweise kommen, so sieht er uns als Emissäre der Gesellschaft an, ohne uns tiefer zu beachten. Wenn wir bessernd auf ihn einwirken wollen, müssen wir ihn mit Motiven aus seiner Psychologie heraus bearbeiten und ihm die Möglichkeit einer Anpassung an die Forderungen der Gesellschaft klarmachen.

Überrascht war ich, als der klerikale Referent in ehrlichster Weise seinen Schlußrapport mit den Worten begann: Er werde die Religion in die Mitte einwickeln. Die Argumente hatten doch gewirkt.

Ein zweiter Konflikt war ein Zola-Konflikt. Ich hatte wieder ein Referat über die Vagabondage. Ich hatte seit dem Kongreß 1892 das Elend besser kennen gelernt, besonders die Kunst des Hungerns im Proletariat und dabei verlernt, die Hungerkunst der Spezialisten zu bewundern, da in gewissen Schichten diese Einübung aufs Hungern nichts Ungewöhnliches ist. Besonders Studenten und angehende Künstler machen solche Studien unwillkürlich mit, und ich hatte Gelegenheit, besondere Erfahrungen an den jüdischen Studenten aus Rußland an unseren Hochschulen und Akademien zu machen, wobei manche nach und nach die Fähigkeit verlieren, sich bei der vollen Schüssel satt zu essen.

Dies brachte mich einem Schriftsteller näher, der das Volkselend besser erkannt und geschildert hat als je früher ein anderer und ich las mit Verständnis den »Germinal« und dann einige andere Sittenschilderungen desselben Verfassers. Damals war Zola gerade der Gegenstand des Hasses der verblendeten Nationalisten und es erregte die Entrüstung des nationalistisch-klerikalen französischen Teiles des Kongresses, daß ich in meinem Rapport Zola den »Evangelisten des Elendes« nannte, »der von einer degenerierten Gesellschaft verfolgt werde«. So unglaublich es heute erscheint, es wurde gegen mich die Beschuldigung erhoben, ich hätte die französische Nation beleidigt. Daß ich jene, die sich getroffen fühlten, treffen wollte, verstand sich von selbst, und ich konnte nicht ahnen, daß unter den vielen edlen Männern und Damen des Kongresses damals noch so viele Verirrte und Verblendete waren. »Sie entschuldigen die Schweinereien Zolas«, sagte mir eine Dame. Ich fragte sie, ob sie dieselben gelesen habe. Sie antwortete entrüstet mit mehrmaligem Oui! Ich erklärte ihr, ich nicht; ich sei

kein Freund solcher Lektüre und ich halte den rohen Naturalismus bei Zola mehr für eine Stilverirrung als für gewollte Frivolität.

Nachdem ich aber erst in diesem Winter zum erstenmal die Erzählungen von Voltaire mit ihren fortwährenden Frivolitäten und geschlechtlichen Cochonnerien gelesen habe, weiß ich nicht mehr, bei welchem Grade von geistigem Ernste ein französischer Schriftsteller anfängt, dezent zu sein.

Da ich Indezenzen schon aus ästhetischen Gründen aus dem Wege gehe, fehlt mir natürlich jene Entrüstung, welche die frommen eifrigen französischen Leser, zum Beispiel gegen Zola, empfinden.

Die Achtung bei der französischen Patronage habe ich doch nicht vollständig eingebüßt. Im Jahre 1900 war ich bei einem glänzenden internationalen Patronagekongreß inskribiert, und zwar Herrn Le Jeune zuliebe, ohne mich weiter zu beteiligen. Casimir Perier, der von meiner Anwesenheit hörte, suchte mich auf und wollte mich auf die Ehrentribüne berufen. Ich lehnte ab, weil die österreichische Regierung durch einen Jugendfreund — Herrn Dr. L. Kunwald — vertreten war, der aber wenig beachtet wurde. Ich wollte ihn durch das Hervorziehenlassen meiner Person nicht kränken und die heimische Regierung in ihrem Vertreter nicht direkt beschämen lassen.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich die Verbohrtheit der plutokratisch-konservativen Kreise Frankreichs gegenüber der Sozialdemokratie kennen. Auf der Tagesordnung der Sitzung stand die Versorgung freigewordener Verbrecher. Ich sagte Perier, daß ich das Wort ergreifen werde, um darauf aufmerksam zu machen, daß die Patronagegesellschaften für diese Frage sich die Mitwirkung der Arbeiterführer aus den mannigfachsten Gründen sichern müssen. Vor allem seien die Arbeiter erbittert, daß man Verbrecher aus den »höheren« Schichten einfach zu Arbeitern degradiere, was die honetten beleidige. Wir müssen über dies gewachsene Ehrgefühl des Proletariats glücklich sein. Weiters stehe den Arbeiterführern eine Kontrolle zu Gebote, um die Würdigkeit des Protegierten zu beurteilen, wie sonst Niemandem. Herr Perier bemerkte mir, ein Zusammengehen mit Sozialistenführern in Frankreich sei unmöglich. Ich bemerkte mein Erstaunen darüber. Der Sozialistenführer von Belgien, van der Velde, sei geradezu ein Philosoph aus der Kantschen Schule, jene in Österreich seien Medizinae-Doktoren, mit denen sich wenigstens auf neutralem Gebiete sehr gut und in gentlemanliker Manier verkehren lasse, und in Italien ständen

Männer wie Turati, Ferri und Colajanni an der Spitze, die bedeutende geistige Persönlichkeiten seien, und die deutschen Sozialdemokraten, wenn auch vielleicht fanatische Doktrinäre, lassen doch eine gentlemanlike Diskussion zu.

Am Nachmittage trat vor mir ein französischer Sozialist auf, ein riesig kräftiger Mann mit einem ausgiebigen Organ. Er verhöhnte die Philanthropen, die keine Wohltaten auszuüben brauchten, wenn sie die richtige Arbeitszeit etc. akzeptieren würden. Er verhöhnte den Glauben an eine Vorsehung, die für jeden Sperling auf der Gasse sorgt, aber Tausende von Arbeitern in Elend und Not verkommen läßt. Die Wirkung besonders auf die anwesenden Abbés und Pastoren erschien mir mehr tragikomisch als tragisch und ich fand natürlich, als ich dann sprach, für meine Argumente wenig geneigtes Gehör.

Die französischen Sozialisten scheinen wirklich etwas unliebenswürdiger und rücksichtsloser zu sein als die anderen.

Ich will zum Schlusse meiner belgischen Erinnerungen hier noch eine kleine Kunstepisode aus meinem ersten Besuche in Antwerpen erwähnen. Es war noch das alte Antwerpen ohne Regulierung der Schelde und ohne seine neuen Quartiere. Der Fremdenführer lud mich ein, einen Kunsthändler zu besuchen. Am Eingange hing ein Bild von Schorel. Ich sah, daß der Besitzer betroffen war, daß ich den Meister erkannte. Er führte mich hierauf in einen großen Saal und bot mir einen »Rubens« an. Ich bemerkte ihm, daß ich ihm dafür 35 Frank gebe, wenn er mir das Bild kostenfrei nach Wien schicke und ich keine Verpflichtung hätte, es aufzuhängen. »Ah! Vous êtes connaissair, c'est ici pour les Anglais. Allons en haut!« Dort waren zwei prächtige Originalbilder. Das eine erklärte er für einen Albrecht Dürer, das andere für einen Memling. Ich sagte ihm, daß von diesen Meistern keine Rede sei, daß ich aber hoffe, ihm die Meister mit der Zeit nennen zu können. Der Dürer war ein Engelbertsz aus Leyden, dessen Bilder während der Bilderstürmerei größtenteils zerstört wurden. Das zweite kaufte ich und besitze es noch; ich halte es für ein französisches Bild wahrscheinlich von dem Meister des »Brennenden Dornbusches« in Aix (Provence), Meister Froment aus Uzès.

VI. Holländische Reisen.

Holland ist für mein geistiges Leben ein eigen gestelltes Land, ist es doch für mich vor allem das Vaterland von Rembrandt; und dieser nimmt für mich in der Kulturgeschichte eine eigene Stelle ein, die Stelle eines Evangelisten, der dem, was er von den religiösen Legenden wie von den künstlerischen Überlieferungen des Altertums beibehalten hat, die Formen, die Auffassung und die Empfindungsweise der modernen Menschheit und vor allem seines Volkes aufgeprägt hat. Sein Kunstprinzip ist Philosophie, würdig des Freundes von Spinoza, der aus altarabisch-orientalischen und der besseren griechischen philosophischen Literatur so klar in die moderne Weisheit hineingeschaut und geschaffen hat. Daß Rembrandt dabei tief in die Seele des Menschen hineinsieht, hineingreift, ist selbstverständlich, und nicht nur in die des einzelnen, sondern auch in die von Assoziationen. Er ist der eigentliche Schöpfer einer modernen Kunst, die nicht Renaissance ist, und ist darin kulturhistorisch auch Rubens überlegen. Dabei hat er die Kunstinspirationen eines größten künstlerischen Technikers. So hat die Kunstgriffe der Perspektive, welche der Natur zu Gebote stehen, niemand besser begriffen, ergriffen und dargestellt als Rembrandt, zum Beispiel in seinen Radierungen. Durch sein Clair-obscur hat er eine poetische Form erzeugt, wie es keine poetischere gibt, so daß noch die Bilder seiner Schüler, besonders die von Bol und Eckhoot, gemalte Gedichte ersten Ranges sind. Seine künstlerischen Denk- und Darstellungsmethoden sind dabei so mannigfach, daß er eine Reihe von Schulen bilden mußte.

Man kann fast jeden Meister satt werden, wenn man zu viel von ihm gesehen hat; dies Gefühl habe ich bei Rembrandt nie gehabt. Ich suche jedes seiner Werke auf. Natürlich konnte Rembrandt nur ein Holländer sein. Dort ist der Bürger Mäcen und Kunstobjekt. Keine faden Allegorien, keine servilen Heldendarstellungen! Das

kraftstrotzende Volk, das in jedem Manne eine energische Kraft repräsentiert, ist Objekt seiner Kunst. In Holland entstanden die Bilder der Gewerbsgenossenschaften und der humanitären Vereinigungen, die durch Rembrandt, Hals und Helst ihre größten künstlerischen Triumphe feierten.

Dabei waren die Bürger nicht in jenen Heldenposen dargestellt, in denen sie die furchtbaren Kämpfe mit den Spaniern ausfochten, sondern in freudigen Feststimmungen, in der ganzen Farbenpracht ihrer Kostüme, Fahnen und Prachtgeräte. Es ist geradezu verblüffend, wie wenig die Geschichte dieser Heldenkämpfe mit den Spaniern in die Kunst hineinleuchtet. Während eine Stadt mit dem Spanier auf Tod und Leben ringt und die furchtbarsten Hungerqualen oder Metzeleien überstand, saß ein nationaler Meister auf einer Wiese, um eine Kuh auf der Weide, ein Gebüsch oder eine Düne zu malen. Es ist dies eine psychologisch rätselhafte Erscheinung, die sich wohl bei keinem anderen Volke der Welt findet.*) Die große Selbständigkeit des Denkens haben auch Spinoza, Huyghens und andere Gelehrte bewiesen. Ohne Kontakt mit den Holländern hätte wohl der spaniolische Diamantenschleifer seine geistige Größe nicht erreicht; jedes Volk hat die Juden, die es verdient, und oft sogar viel bessere.

Als ich das erstemal in Amsterdam war, bestand noch das alte Rjiksmuseum. Im Parterre stand im Saale rechts »das Wunder von Holland« von Helst auf der Erde und links im Saale die »Ronde« von Rembrandt.

Ich kam dort mit dem Direktor ins Gespräch und wir gingen durch das ganze Museum, das viele Kopien und »Schulbilder« enthielt. Ich unterhielt mich mit dem Manne sehr gut. Als ich mich zuletzt als Professor Benedikt vorstellte, frug er mich, welches Fach ich an der Akademie der »bildenden Künste« vertrete, und

*) Es gibt keinen Zynismus, den wir nicht auf holländischen Genrebildern zu sehen bekommen. Aber merkwürdigerweise machen sie nirgends den Eindruck gewollter Frivolität und Cochonnerie wie bei den Franzosen.

In dem scheinbar phlegmatischen Holländer steckt ein Bacchant. Wer abends die Calvaert straat in Amsterdam passiert, bekommt einen Begriff davon und die Darstellungen der Kirchweihfeste malen diese Stimmung auf die Leinwand. Ich fand nirgends so intelligente Studenten als in Amsterdam; sie sprachen meist vollendet französisch, deutsch und englisch und waren sehr unterrichtet. Wenn sie aber mit den Gelehrten des Amsterdamer kriminalanthropologischen Kongresses (1901) sich gut unterhalten hatten, gingen sie noch gern zu den »kleinen Bäuerinnen«.

war erstaunt, daß ich Mediziner sei; ich war begreiflicherweise auf diesen Irrtum stolz.

Ich kenne in Holland den Haag mit Scheveningen und dem Herzogenbusch, Utrecht, Leyden, Rotterdam und Harlem, sah Blömendael und die Dünen und auch das merkwürdige Städtchen Zeyst, in dem die Hälfte der Bevölkerung Bibliotheken mit österreichischen Renten besitzt und die andere Hälfte von der Mildtätigkeit dieser Bibliothekenbesitzer lebt. Ich suchte dort einen Bekannten auf, der eine große Villa und einen Park besaß, aber bei einer Bäuerin in einer Parterrestube hauste und obwohl er halbgelähmt an den Beinen war, des Nachts auf einer Art Leiter in sein Schlafzimmer kroch. Dies alles, weil er bei der Bäuerin eine größere Reinlichkeit und Ordnung haben konnte, als es im Palais möglich war. Holländischer kann man wohl nicht sein!

Das, was in Holland vor allem anzieht, ist die Unabhängigkeit seiner Geister, wie Spinoza, Huyghens und in neuerer Zeit Harting, der die Entstehung organischer Formen aus anorganischen Vorgängen studierte. Weiters die Offenheit, mit der sich die guten wie die bösen Eigenschaften des Volkes ohne Heuchelei zeigen, die unaufhörliche Arbeit, welche dem Meere gewinnreichen Boden abgewinnt und die zur Verteidigung des Landes wieder die Dämme durchstößt, die Genügsamkeit an der Poesie ihrer Landschaft und deren Inhalt und deren Lichteffekten, mit denen sie so viele künstlerische Wirkungen erzielten.

Wissenschaftlich kam ich mit Holland nur während des kriminalanthropologischen Kongresses (1901) in nähere Berührung. Die Italiener waren zahlreich erschienen und besonders Ferri schien als Redner und Dialektiker gewachsen. Doch hatte er schon die unangenehmen Formen des Demagogen angenommen; er forderte ohne Grund zum metaphysischen Streite heraus und zeigte nur zu bald als Redakteur des »Avanti« und als Führer der turbulenten Sozialistengruppen Italiens, daß ein großer Geist, der auf die Straße hinabsteigt, nicht höherkommt, sondern sinkt.

Lombroso war physisch gealtert, doch geistig frisch.

Der Kongreß war von allen Seiten glänzend vertreten. Ich blieb zuerst eine Woche in Zandfort, wo es bereits still war. Von angesehenen Gästen war dort Fürst Herbert v. Bismarck und ich konnte am Sonntag sehen, was das für ein frommer gottesfürchtiger Herr war, der auch eine langatmige Predigt mit der größten Gottesergebenheit über sich ergehen ließ.

Ich habe meine Berichte für den Kongreß erst in Zardum ausgearbeitet und auf meine Kosten in Amsterdam drucken lassen, so daß sie nicht unter den Rapporten des Kongresses, sondern meist in den Sitzungsberichten erschienen. Noch einmal habe ich die Grundformel jedes psychologischen Problems entwickelt (Rapport pag. 37), nämlich, daß jede psychologische Tat positiv oder negativ abhänge erstens von den angebornen Eigenschaften, das ist der »Natur« des Menschen, zweitens von den überwältigenden Einflüssen des Milieus, der »zweiten Natur«, drittens von den übrigen Verhältnissen des Milieus und viertens von der Gelegenheitsursache. Immer aber spielen bei allen drei späteren Faktoren die angebornen Eigenschaften eine wichtige Rolle, da eine Entwicklung gegen die »Natur« nicht stattfindet.

Endlich wurde auch eine der schwierigsten Fragen der Kriminalistik und der Degenerationspsychologie auf die Tagesordnung gesetzt, nämlich der Uranismus, das ist der Homosexualismus, und zwar nur der männliche. Der weibliche Homosexualismus und sexuelle Perversität wird viel mehr als der männliche geheim gehalten und ich weiß es aus Erfahrung, wie schwer man die Tatsachen auffinden und verfolgen kann. Während in den meisten Epochen der Geschichte dieses Laster ein Geheimnis der Ergriffenen und der Polizei war und nur ein Teil dem Gerichte zur Kenntnis kam, haben zuerst französische Gerichtspsychologen und dann unverschämte Uranisten das Thema an die Öffentlichkeit gezogen und durch die gelehrte geistreiche Abhandlung von Mantegazza, weniger durch die ernste Schrift von Tarnowsky, aber durch die Schriften von Krafft-Ebing, Moll und Hirschfeld hat die geschlechtliche Perversität eine fatale Notorietät erlangt, so daß heute die Mädchen höherer Töchterschulen und die Commis voyageurs besser darüber aufgeklärt sind, viel mehr davon wissen, als zu unserer Zeit die jungen Ärzte.

Während noch im 18. Jahrhundert die wegen Mordes etc. zum Tode Verurteilten den Gerichtshof in Paris ersuchten, man möge ihnen die Schande nicht antun, sie zugleich mit den sexuell Perversen hinzurichten und der Gerichtshof den Petenten diese Gnade gewährte, ist heute das Schamgefühl vollständig gewichen. Sokrates und Plato haben mit großem Zynismus die Knabenliebe verkündet und trotzdem bei den Griechen das Laster verbreitet war, hat diese Unverfrorenheit dieser »Weisen« doch viel Entrüstung hervorgerufen. Im Mittelalter haben die Templer die Homosexualität als ethisch

und gesetzlich erlaubt verkündet, aber man verbrannte sie und die Sünder schlichen von nun an durch lange Zeit geheim ihre Lebenspfade.

Vor allem sei bemerkt, daß die gebornen Homosexuellen lange nicht so häufig sind, als ihre Schützer heute verkünden, und viele von diesen scheiden ohne Sünde — oft durch Selbstmord — aus dem Leben. Die Majorität ist verführt. Die gebornen Homosexuellen sind scharf stigmatisiert durch die weibische Bauart ihres Körpers. Ob reine geborne Homosexuelle existieren, die nicht stigmatisiert sind, bezweifle ich. Wer zum Beispiel Krafft-Ebing an der Arbeit gesehen hat, wie er getreulich alles auf Zettel schrieb, was ihm die Homosexuellen erzählten, und diese Zettel wie erwiesene Dokumente behandelte, wird auch an den gedruckten Erzählungen von Moll und Hirschfeld vielfach zweifeln. So wie es fast Mode geworden ist, daß sich keine Dame als solche ansieht, wenn sie nicht wenigstens einmal laparotomiert worden ist, so ist es bei vielen Modernen quasi ein Nietzschevorsprung, sich als gebornen Homosexuellen auszugeben. In der Tat gibt es viele »Gemischte«, die normal sexuell und homosexuell leben; letzteres wohl immer nur durch Verführung. Diese Subjekte sind meistens gräßlich, indem sie ihre eigenen Kinder schon im Kindesalter zu allen sexuellen Perversitäten mißbrauchen, um so mehr fremde Kinder und Jünglinge.

Jene naiven Gelehrten, wie Virchow und Liszt, welche für die »Freiheit« der Homosexuellen kämpfen, ahnen nicht, wie schwere Verantwortung sie übernehmen. Daß sich gerade in Deutschland bedeutende und edle Menschen mit solcher Rechtsverwirrung treffen, zeigt, wie schwer der deutsche Gelehrte den »geheimen Theologen« los wird, auch wenn er meint, weiß Gott wie freigeistig er denkt. Ein Skandinavier, ein Brite braucht kein Gelehrter zu sein, um jene Einheit des geistigen Denkens, des sittlichen Fühlens und seiner Grundsätze fürs Handeln zu haben, um nicht in den schweren Fehler zu verfallen, den Homosexualismus für harmlos zu halten, weil der Geborne »nichts dafür kann« und der Gewordene es sagt.

Daß gewordene Homosexuelle, besonders wenn sie früh verführt wurden, »ungemischte« werden können, versteht sich von selbst, da sie sehr leicht für normale Kohabitation impotent werden und auch ihre Phantasie bald die volle Perversität erreichen kann.

Das Tragische der angebornen und unheilbar erworbenen Homosexualität ist, daß sie in ihrer Totalität gar nicht notwendig einer sittlich inferioren und noch weniger einer geistig tiefstehen-

den Klasse angehören müssen. Man kann solche »Gemischte« sehen, die allen ihren Familienpflichten und allen sonstigen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommen. Ich kannte einen, dem man nicht ohne Grund ein Ehrengrab und Statuen gewidmet hat und dennoch war er wahrscheinlich ein »ungemischter« Homosexueller. Dieser Mann hat — mit Vorliebe Kellnerjungen in Restaurants und Hotels — zu Hunderten verführt und unglücklich gemacht. Man ist in heller Verzweiflung, wenn man sich fragt, ob man gegen einen solchen Mann die Justiz anrufen soll, besonders wenn es sich offenbar nicht um einen gebornen Perversen, sondern um einen frühzeitig Verdorbenen handelte. Ein Einschreiten der Eltern und Lehrer hätte vielleicht diesen Mann aufs rechte Geleise gebracht. Er ging im fortgeschrittenen Alter unter dem Drucke von Erpressungen an Selbstmord zugrunde.

Vor allem sollte gegen die Publizität eingeschritten werden. Als Krafft-Ebings Psychopathia sexualis erschienen war, teilte mir Hack-Tuke wie bereits pag. 163 erwähnt, mit, der Vorstand der British Medico-Psychological Association wolle den Autor seiner Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft entkleiden. Ich redete dem englischen Kollegen ab, indem ich hervorhob, daß Krafft-Ebing gewiß an die Wirkung seines Buches in der Öffentlichkeit nicht gedacht habe. Ich hatte insoferne unrecht, als ich voraussetzte, der Autor werde die weiteren Auflagen sistieren. Ich habe auch Mantegazza, wie ich schon an anderer Stelle erwähnt habe, kein Hehl daraus gemacht, daß ich ein »Honni soit, qui mal y pense« sei. Es ist leider nicht die einzige geistige Verwirrung der Neuplatoniker und der literarisch gebildeten Homosexuellen, daß sie die Schweine der sokratisch-platonischen Schule als Führer der Menschheit ansehen. Geniale Pamphletik und Dialektik ohne eigentlich großen grundlegenden Erfolg machen noch keine Weltweisen und keine Weltedlen aus; wenn die Weisen über die Philologen einmal gesiegt haben werden, werden jene beiden in der Weltschule der Philosophen freilich einen anderen Platz einnehmen als in der raffaelschen Schule von Athen. Das tragisch Schlimmste am Homosexualismus ist, daß er rapid wächst, wo er sich zeigt; er verbreitet sich mit rasender endemischer Geschwindigkeit. Das öffentliche Gewissen muß vor allem der Polizei das Handwerk legen, das vor der Justiz Verstecken spielt. Der öffentliche Ankläger, der Richter, der unbefangene Legislator mögen in vielen Fällen Nachsicht üben; vertuscht darf nichts werden. Der Hauptgrund des korrupten Ver-

haltens der Polizei ist das Kompromittiertsein vornehmer Persönlichkeiten; allein hier ist Schonung ein Verbrechen an dem öffentlichen Wohle. Man könnte bei den ersten Erhebungen, ohne Aufsehen zu erregen und zur Schonung der Familien, »Kuratel mit Verwahrung«, jene Institution, die ich zuerst zur Rettung von Individuen mit abnormer Lebensweise vorgeschlagen habe, aussprechen, ohne wenigstens vorläufig eine diffamierende Verurteilung auszusprechen. Von den nicht »gebornen« Homosexuellen und Perversen würden sogar auf diese Weise viele gerettet werden.

Eine der wichtigsten Maßregeln ist die Unterdrückung der »homosexuellen Erpresser«, wie es in Ungarn, soviel ich weiß, Gesetz ist. Man weiß, daß solche Erpresser auch Unschuldige in Verzweiflung und in den Tod jagen. Jeder bekannte Homosexuelle, der als Erpresser aufzutreten wagt, soll sofort wegen Erpressungsversuch bestraft werden, ohne genaue oder überhaupt ohne Eruierung, ob die Erpressung in dem speziellen Falle durch Mitschuld des Angegriffenen begründet ist oder nicht.

Der Homosexualismus muß strenge behandelt werden. Der Trieb zwingt noch niemanden zur Befriedigung und die Chirurgie bietet das Mittel der Verhütung des Sündenfalls. So schwer der Eingriff der Kastration für das Individuum auf jeden Fall ist, so muß doch das Gesetz bei Rezidivisten zu diesem Äußersten greifen. Daß »Skopzen« leben und selbst nützliche Geschöpfe sein können, lehrt die Erfahrung. Also Enthaltsamkeit, Zuchthaus oder Chirurgie, wie ich schon vor zehn Jahren ausgesprochen habe.

Wohl vergebens habe ich mich auf dem Kongreß bemüht, das Wort »Suggestion« mit seinem mystisch-psychomechanischen Begriffe definitiv aus der Wissenschaft herauszubringen. Ich habe dafür »Beeinflussung« vorgeschlagen, ein Wort, dem man durch Epitheta alle Formen und Grade, die vorhanden sind, beilegen kann.

Inbezug auf die Beurteilung der »Unverbesserlichkeit« habe ich auf eine notwendige Reform der Justiz aufmerksam gemacht, nämlich daß die Richterkollegien — nach englischem Vorbilde — aus Richtern und Ärzten unter richterlicher Leitung zusammengesetzt werden sollen. Dadurch würden überhaupt alle psychologischen — nicht bloß die psychopathischen — Probleme leichter und glücklicher gelöst werden können. Es ist ein großer Unterschied, ob die Richter mit außenstehenden oder mit im Kollegium sitzenden Sachverständigen sich auseinandersetzen sollen. Natürlich müßten diese Richterärzte eigens gebildet werden. Ich will hier wieder betonen,

daß es ein Unsinn ist, daß die Richter und ebenso professionelle Ankläger und Verteidiger nicht einen Teil der Zeit ihrer Vorbildung im Gefängnisdienste zubringen. Die Gefängnisse sind doch die Kliniken für die Kriminalisten.

In der Schlußsitzung erörterte ich die Bedeutung der Wiener Schule für die Kriminalanthropologie seit Gall und deren zeitliche Vorrechte auch in unseren Tagen, da ich in Graz (1875) vor den Italienern die Schule gegründet habe. Es war dies an der Zeit, da es allgemeine Sitte wurde, diese Priorität zu ignorieren. In anderen Ländern besitzen die akademischen und staatsmännischen Kreise das patriotische Ehrgefühl, die Ehre ihres Landes zu verteidigen; dies fehlt gegenwärtig noch in Österreich ganz und gar und ich muß die fehlende Reichsstimme durch meine schwache zu ersetzen suchen.

VII. Spätere Pariser Reisen (1889—1900).

Ich habe schon erwähnt, daß ich die späte Fertigstellung (1889) der Ausstellung zu einem Ausfluge nach Spanien benutzte. Mein Hauptzweck des Besuches der Ausstellung, der ich zwei Monate — Mai und August — widmete, galt der Geltendmachung der exakten kraniometrischen, respektive biometrischen Methode. Ich habe der Konstruktion dieser mit astronomischer Präzision und mit mathematischer Denkrichtigkeit ausgeführten Methode ein Vermögen geopfert und ich zweifle noch heute, daß sich wenigstens in Österreich eine wissenschaftliche Intelligenz mit ehrlicher Gesinnung finden wird, welche dieser meiner zweiten großen naturwissenschaftlich-philosophischen Eroberung zur Ehre Österreichs nur ein Wort der offiziellen Anerkennung widmen wird.

Es handelte sich nämlich darum, festzustellen, daß die Natur auch in der organischen Welt strenge anatomische Gesetze befolge.

Dazu war vor allem nötig, die Konstruktionsmethode der Natur aufzusuchen, vor allem der Natur ihre Orientierung der Objekte abzulauschen, die Objekte in einen exakten Apparat so einzustellen, daß die Messungen mit astronomischer Feinheit gemacht und daß die Bilder aller Durchschnitte exakt gezeichnet und dann geometrisch konstruiert werden konnten.

Gerade an einem so zusammengesetzten Organ, wie es der Schädel ist, hätte man es am wenigsten vermutet. Ich habe schon erwähnt, daß der Gedanke Brocas, die Orientierung jedes Organs geschehe nach einem funktionellen Prinzip, ein Hauptsatz dieser neu zu gründenden Lehre und Technik war.

Ich habe meinen Apparat auf der Ausstellung demonstriert. Auf Veranlassung von Charcot übersetzte Keraval mein Buch über Kraniometrie meisterhaft ins Französische, Charcot schrieb dazu eine geniale, begeisterte Einleitung, Professor Cleland in Glasgow sprach über die Methode mit der höchstmöglichen Anerkennung und dennoch hatte ich das Gefühl, daß die Arbeit vor-

läufig eine verlorene sei. Die Anatomen waren wissenschaftlich und technisch nicht vorbereitet und nach gewohnter Gelehrtensitte lehnten viele ohne Prüfung offen ab. Am meisten gekränkt hat mich die Erklärung Macalisters auf der Versammlung in Edinburg (1892), daß er die Lehre ablehne, und ich hatte für lange die Hoffnung aufgegeben, noch eine Anerkennung zu erleben. Ich werde später den Erfolg, den ich gerade auf dieser Edinburgher Versammlung in anthropologischer Beziehung hatte, mitteilen; um so mehr war ich von der Ablehnung des Cambridger Professors inbezug auf die biometrische Methodik betroffen. Wie denkt der Mann heute über die Sache? Ich nahm sie ruhig hin, weil die britischen Gelehrten immer offen ohne Rücksicht auf Höflichkeitsformalitäten ihre Meinung aussprechen.

Auf Aufforderung stellte ich den Apparat auch auf der Naturforscherversammlung in Berlin (1890) aus und Virchow studierte nicht nur den Apparat, indem er fast $1^1/_2$ Stunden einer speziell für ihn veranstalteten Auseinandersetzung und Demonstration lauschte; er erklärte ihn auch in meiner Abwesenheit am folgenden Tage einem französischen Gelehrten. Eingang fand die Methode doch nicht, woran die Verbissenheit Kollmanns in Zürich viel Schuld trug, und Virchow war offenbar froh, sich nicht weiter damit beschäftigen zu müssen, da dazu viel Zeit, Lust und eine kostspielige Anschaffung nötig gewesen wäre.

Zu den Gegnern meiner Methode gehörte auch Aurel von Toeroek, der ein mechanisches Kathetometer, im Gegensatze zu meinem optischen, konstruiert hatte. Doch erklärte Toeroek auf der Wiener Naturforscherversammlung nach einem literarischen Meinungsaustausch die Überlegenheit meiner Methode. (1884, XXV. B. d. Anthrop. Ges. in Wien.) Auf dem Kongreß 1889 hat auch der bekannte, schon früher beschriebene Konflikt mit Lombroso wegen der Hinterhauptsgrube der Charlotte Corday stattgefunden, der die Lacher auf meine Seite brachte.

Ich habe inzwischen (von 1891 an) im Archiv von Lacassagne die Schädel der Charlotte Corday und der berühmten Wiener Verbrecher Schenk, Hackler, Francesconi, Schneider etc. nach dieser Methode gemessen und veröffentlicht (neben den Gehirnen).

In eine entscheidende Phase trat die Frage erst durch Binets Zuschrift an mich, in der er erklärte, daß meine Methode doch die einzige wissenschaftliche sei. Im Intermédiaire des Biologistes Nr. 24 (1898) antwortete ich Binet. Seitdem werden die noch vorhandenen

Exemplare der Übersetzung der Kraniometrie ins Französische sehr gesucht und die Methode wenigstens theoretisch in Frankreich vollständig anerkannt. Wenigstens für Frankreich bin ich sicher, daß die Lehre nicht verloren ist, wie seinerseits die Lehren von Gall über die Lokalisation der Gehirnfunktionen, die in Wien verfolgt und in Deutschland in so bornierter Weise abgeurteilt wurden, in Frankreich aber ihre Zuflucht und Auferstehung fanden.

Im Jahre 1899 dehnte ich diese Studien unter Vervollständigung des Instrumentariums auf zwei lange Knochen — das Schienbein und den Oberschenkel — aus und studierte nach derselben exakten Methodik der Orientierung und Zeichnung das Knie- und Hüftgelenk.*)

Die Studien ergaben wieder das Gesetz der streng mathematischen Morphologie und für die Gelenke konnte ich das Prinzip der Zahnradbewegung nachweisen.

Als ich 1892 meinen Vortrag über das biomechanische Denken in der Medizin in Berlin hielt, hatte ich das Vergnügen, einige Stunden mit Waldeyer im Zwiegespräch zu verkehren. Ich machte ihm gegenüber die Bemerkung, daß es eine Schmach für die deutsche Anatomie sei, daß sie die Bedeutung der kathetometrischen Studien nicht erkenne und anerkenne. Waldeyer bemerkte: »Wir« — nämlich die offiziellen Führer — »sind zu alt, um eine solche Methode aufzunehmen und zu üben. Gründen Sie eine Schule.« Ich konnte Waldeyer nicht erzählen, wie gründlich seit 30 Jahren jede meiner Leistungen akademisch-bureaukratisch und akademisch-literarisch in Wien verleumdet wurde, wie unmöglich es für mich sei, in Wien überhaupt nur Gehör zu finden und wenn er und die Männer von seinem Range und seiner Stellung nicht in der Lage seien, für die gewiß große Sache einzustehen, dieselbe für mich persönlich eine verlorene sei. Konnte ich doch nicht einmal einen unserer bedeutenden Physiker bewegen, die Sache einer Prüfung zu unterziehen und nur wenn mein Lebenslicht nicht früher erlischt, hoffe ich, noch der Philosophischen Gesellschaft in Wien diese wichtige Lehre von der Mathematik in der Morphologie vorzuführen. In Wien hat die Sache nur dann eine Aussicht auf irgendeinen Erfolg, wenn man der Tat die Etikette eines fremden Namens aufkleben könnte. Die ganze Geschichte Österreichs und der Wiener medizinischen Fakultät seit Hasner müßte umgedreht werden, wenn die mindeste

*) »Weitere kathetometrische Studien.« Arch. f. Anatomie u. Physiologie. Anat. Abtlg. 1899.

Aussicht auf einen Erfolg sein sollte. Warum dies so — echt österreichisch — sei, läßt sich einem Nichtösterreicher schwer klar machen. Wenn ich Freunden gegenüber klage, so bekomme ich die Antwort, das sei doch das echte Schicksal für jeden unabhängigen Denker und Charakter in unserem Vaterlande, und ich kenne doch speziell die Geschichte meines Vaterlandes zu gut, um ein Recht zu haben, über mein Schicksal erstaunt zu sein. Allein ich bin in einer besseren Zeit aufgewachsen, in der patriotisches Ehr- und Rechtsgefühl noch etwas galt und so verlassen wie ich sei doch selten jemand gewesen. Der Kampf gegen mich wütet desto heftiger, je weltabge schlossener ich meinen Ideen lebe. Bis in die jüngste Zeit hatte ich wenigstens die Schuld auf mich geladen, für jedes Verdienst eines Österreichers einzustehen. Es ist mir oft gelungen, aber immer auf Kosten meiner Person. Es ist wohl die Regel, daß die Wiener Studenten die Universität verlassen, ohne daß sie meinen Namen in einer anatomischen, physiologischen, pathologisch-anatomischen, neurologischen, gerichtsärztlichen und ophthalmologischen Vorlesung nennen gehört haben.

An dem Kongreßleben des Jahres 1900 nahm ich nur einen ganz speziellen näheren Anteil. Die Franzosen beriefen einen internationalen Kongreß, der sich mit der Frage der Ärztekammern und der speziellen ärztlichen, respektive kameradschaftlichen Moral beschäftigen sollte. Man berief mich als Vertreter Österreichs und ich nahm den lebhaftesten Anteil. Ich trat energisch für die Ärztekammern ein, welche die Interessen des ärztlichen Standes — die ökonomischen wie die sozialen — vertreten sollten, und ich glaube durch meine Beredsamkeit nicht wenig zur Annahme der Schlußresolution beigetragen zu haben, trotz der Warnung eines berühmten Juristen, daß mit gesetzlich geregelten Ärztekammern die Ärzte einen Teil ihrer Freiheit aufgeben, daß die Ärztekammern leicht zur Konspiration der Anonymen gegen die Renommierten führen können und daß sich unter ihrem Schutze der Zunftgeist in seiner häßlichsten Weise zeigen kann, wie die Verhältnisse in Nordamerika teilweise beweisen.

Der Staat stellt an Zeit, Geld und Arbeit der Ärzte solche riesige Anforderungen und das Publikum sucht den Entgelt dafür so karg als möglich zu bemessen. Wenigstens für einige Zeit soll daher eine gesetzliche Organisation bestehen, um die Rechte der Ärzte zu schützen. Freilich kann eine freie Organisation auch viel leisten,

aber eine »gewerkschaftliche« organisierte ist viel wirksamer. Den schärfsten Einwand, den man erheben kann, ist vor allem der, daß es im modernen Leben keine Standesehre im engeren Sinne gebe, nur eine staatsbürgerliche Ehre, die spezielle Formen der Pflichten und Ansprüche je nach dem Berufe erzeugt. Die »Standesehre« ist eigentlich etwas Überlebtes. Doch ist es gut, wenn ein Stand aus Standesrücksichten strengere Grundsätze aufstellt und befolgt, wobei es nur zweifelhaft bleibt, ob es ein Recht geben solle, allen Mitgliedern eines Standes dieselben Grundsätze aufzuzwingen. Ich bin für die Kammern und die strengen Observanzen eingetreten, weil ich den ärztlichen Stand liebe, obwohl ich keine besonders günstigen Erfahrungen in Wien gemacht habe. Vor allem haben es die Kammern versäumt, sich bei der Regierung und dem Publikum als »gemeinnützlich« (d'utilité publique) zu zeigen. Sie hätten am Beginne allgemeine Interessen der Bevölkerung schon aus Klugheit in den Vordergrund rücken sollen, zum Beispiel Schutz des Publikums gegen den Mißbrauch der modernen Operationswut oder gegen die Anwendung neuer Medikamente vor ihrer Ausprobierung etc. Dann hätten Regierung und Publikum, trotzdem es wahrscheinlich nur bei der Phrase geblieben wäre, den Interessenkampf mit mehr Sympathie verfolgt. Dazu hätte die Kammer Achtung vor auftauchenden Originalleistungen haben sollen und nicht die negativen Leistungen des erstbesten unfähigen Kollegen als gleichberechtigt mit jenen von Männern betrachten dürfen, die durch Jahrzehnte bewiesen haben, daß sie schöpferisch wirken. Es ist zweifellos, daß die Kammern zugunsten der Unfähigen das Bekanntwerden der Leistungen der Fähigen — unter dem Vorwande der Bekämpfung der Reklame — zu unterdrücken suchen und so Kollegen erziehen, bei denen geistige Superiorität als ein Verbrechen gilt, wenn sie nicht ganz geheim gehalten wird.

Es wird wohl die französischen Kollegen überraschen, wenn ich ihnen erzähle, daß die Wiener Kammer mich mit Vorliebe drangsaliert. So zum Beispiel brachte ein Wiener Blatt die Nachricht von seiten seines Pariser Korrespondenten, daß ich in der Académie de Médecine de Paris einen Vortrag gehalten habe, der Beifall fand. Diese »Reklame« stach jemandem aus dem süßen Pöbel ins Auge und er denunzierte mich. Die Kammer hatte den feinen Takt, die Anfrage an mich zu richten, ob ich die Notiz veranlaßt habe. Ich gab damals der Kammer eine Vorlesung über ärztliche Moral, beiläufig mit folgenden Worten: Ich schrieb ihr,

daß ein Kollege, der sich nicht freut, wenn ein Landsmann im Auslande einen Erfolg habe, ein Lump sei und wenn er den Ärger darüber zeigt, ein dummer Lump. Es wäre eine schnöde Pflichtverletzung von seiten des Korrespondenten eines heimischen Blattes selbst, wenn es eine solche Ehrung eines Landsmannes in der Fremde ignorieren würde. Der Korrespondent hatte nur das gemeldet, was die Pariser Tagesblätter über die Sitzung berichteten.

Ein anderesmal hielt ich vor einem Studentenkongreß einen Vortrag, in dem ich die jungen Leute aufforderte, wie ich es bei früherer Gelegenheit schon getan hatte, vor allem Technik — diagnostische und therapeutische — zu treiben; dies werde vom Publikum am ehesten anerkannt und belohnt. In derselben Nacht fand die Tragödie von Bukarest statt und mein Vortrag erschien verkürzt. Sofort nahm es ein Kollege zum Vorwande, mich anzuschwärzen, als ob mein Rat bedeuten könne, daß jetzt die Ärzte zu wenig von der Technik verstünden und übten. Und trotzdem ich immer für den ärztlichen Stand und die Kammern eingetreten war, nahm die Kammer wieder Veranlassung, eine so ganz unnütze Erklärung von mir zu fordern.

Ich will hier eine für österreichische Verhältnisse und für meine Lebensgeschichte bezeichnende Anekdote hinzufügen.

Bei einem Schlußbankett des Kongresses (1900) bemerkte der Präsident des genannten Kongresses — Herr Lereboullet —, daß ich den Orden der Ehrenlegion nicht besitze. Er war überrascht, da er meine Stellung in der französischen Gelehrtenwelt und meine großen persönlichen Beziehungen in Paris kannte. Ich erzählte ihm scherzend, wie ich 1866 die Einladung beim Verbrechen des 2. Dezembers ausgeschlagen habe und so damals um das Ehrenkreuz gekommen war. Da er sehr angesehen war, teilte er mir nach einigen Tagen mit, Herr Delcassé habe bereits das Dekret, das mich zum Ritter der Ehrenlegion ernannte, unterschrieben. Es war eine formale Bedingung, da die Verleihung mit der Ausstellung, respektive den offiziellen Kongressen zusammenhing, daß der Chefkommissär der österreichischen Abteilung — Herr Sektionschef Exner — um die Verleihung einschreite. Ich teilte Herrn Exner — den ich aus dem sozialen und politischen Leben zu meinen »Freunden« zu rechnen Ursache hatte — den Brief von Lereboullet mit. Er nahm den Mund voll und meinte, er müsse für mich das Offizierskreuz verlangen etc. Ich wußte, was ich von dem vollen Maul zu halten habe; ich habe meiner

Höflichkeitspflicht gegenüber Lereboullet Genüge geleistet. Nach dem Nationalfeste schrieb mir Lereboullet, er sei erstaunt gewesen, meinen Namen nicht im Moniteur zu finden. Ich erinnerte mich an ein derbes Wort, das Benedek beim Antritt seines Kommandos in Verona sprach, nämlich man solle Fremden gegenüber diskret sein und nicht in sein eigenes Nest sch .....

Der Franzose konnte es natürlich nicht verstehen, daß ein österreichischer Dignitar eine Ehrung für einen hervorragenden Landsmann durch sein Verhalten hintertreiben konnte. Ich wollte ihn nicht aufklären, wie sehr in offiziellen Kreisen Österreichs das patriotische Ehr- und Rechtsgefühl mangeln kann und daß gewisse Leute bei jedem Akt sich nur fragen, ob er ihnen persönlich nützt oder nicht, daß aber ein höherer geistiger und sittlicher Gesichtskreis fehlt. Ich werde keinen Schmerz empfinden, wenn ich in meiner Todesstunde nicht Ritter der Ehrenlegion sein werde; bin ich doch zum Beispiel nie darum eingekommen, das Offizierskreuz des belgischen Leopoldsordens tragen zu dürfen. Für die moralische Geschichte Österreichs seit dem geistigen und ethischen Niedergange des öffentlichen Lebens in den letzten 30 Jahren ist aber die Geschichte charakteristisch.

Ich habe es früher schon einmal erlebt, daß die österreichische Regierung mich einer fremden gegenüber bloßstellte, und es ist gewiß nicht ohne Interesse, die Sache mitzuteilen. Als das Attentat von Passanante in Neapel verübt wurde, war gerade das neue italienische Strafgesetz auf der Tagesordnung. Bekanntlich war die Aufhebung der Todesstrafe ein Lieblingsgedanke der klassischen italienischen Schule und man befürchtete, daß der König unter dem Eindrucke des Attentats die Sanktion um so mehr verweigern werde, als von seiten der »neuen« Schule für die Beibehaltung der Strafe agitiert wurde. Man legte also ein Gewicht darauf, daß ein »Neuer«, wie ich, für die Aufhebung der Todesstrafe eintrete. Damals war gerade mein Buch: »Anatomische Studien an Verbrechergehirnen« erschienen und ein vornehmes Mitglied der Accademia dei Lyncei forderte mich auf, ein Exemplar des Buches an den König von Italien zu schicken und man werde dann in der Akademie das Buch besprechen. Ich ging zum italienischen Gesandten in Wien, teilte ihm die Geschichte mit und beruhigte ihn im vorhinein, daß es sich dabei um keine Ordensbettelei oder dergleichen handle.

Der Vortrag in der Akademie wurde gehalten, der Zweck erreicht. Ich erhielt aber eine Zuschrift, daß der König mein Präsent nicht

annehme und ich möchte das Buch der Bibliothek in Turin schenken, was ich natürlich nicht tat. Da ich in diplomaticis nicht eingeweiht war, so erfuhr ich, daß der König von Italien ablehnte, weil der Sitte gemäß erst in Wien angefragt wurde, ob die Annahme dort genehm sei oder nicht, und es wurde offenbar im ablehnenden Sinne entschieden. Ich hielt dies anfangs einfach für eine mir ziemlich gleichgültige bureaukratische — Inkorrektheit. Bei reiferem Nachdenken wurde mir aber die Sache klar. Ich hatte das Buch meinem Kaiser nicht mit der Bitte, es anzunehmen, überreicht, und zwar aus einem naheliegenden Grunde. Bevor über die Annahme entschieden worden wäre, wäre das Buch einer offiziellen Beurteilung übergeben worden.

Daß es damals in Wien nur eine infame Kritik erfahren haben würde, war zweifellos und darum hielt ich das schöne, in Goldschnitt und Rotleder gebundene Exemplar zurück, um bei meinem Kaiser nicht verleumdet zu werden. In der kaiserlichen Familienbibliothek hätte sich das Buch ohnehin vereinsamt gefühlt und in der österreichischen Ehrenbibliothek wird es wahrscheinlichst erst in einer späten Zukunft nicht fehlen.

Ich habe jene Pariser Reise, in der ich durch den Vortrag über das Mouflongehirn in der Anthropologischen Gesellschaft meine Einigung mit den französischen Fachmännern über die Oberflächenanatomie des Gehirnes erzielte, bereits erwähnt.

Eine zweite Spezialreise fand im Jänner 1898 statt, die zum Zwecke hatte, in der Académie de Médecine einen Vortrag zu halten. Derselbe war betitelt: »Quelques considerations sur la propagation des exertations dans le système nerveux« (Bulletin du 4 janvier 1898). Der Vortrag fand mindestens einen großen äußeren Beifall, der die geschilderte Szene mit der Kammer hervorrief.

VIII. Reisen in Großbritannien.*)

Meine ersten Reisen in den ersten siebziger Jahren galten nicht den Engländern und England. Es war London, das mich anzog, das London vor allem der großen Sammlungen, welche der Reichtum des Landes, seine Weltherrschaft und seine Organisationsgabe geschaffen haben. Mit den Londoner alten Monumenten war übrigens die Phantasie seit der Kindheit erfüllt, da uns die englische Geschichte mit ihren Tragödien durch die englischen und sonstigen Schriftsteller weit vertrauter ist als die heimische.

Der Ankommende empfand damals sofort das Eigenleben Londons. Es war nicht Sitte, sich in ein Hotel einzuquartieren.

Mein Freund — Dr. Julius Althaus — hatte mir in seiner Nähe nach damaliger Sitte ein »Wochenquartier« verschafft, in dem ich auch Frühstück und allenfalls Abendbrot haben konnte. Da ich sehr zeitlich anlangte, ging ich provisorisch in ein Terminushotel und ich war entsetzt, als mir im Bedroom das Verbot entgegenstarrte, daselbst zu rauchen und ich hatte gerade großen Rauchhunger. Damals war Londen so arm an Restaurationen, daß man — ich wohnte am oberen Ende von Oxford-Street in der Nähe von Marble-Arch — meilenweit gehen konnte, bis zur Regent-Street, bis man seinen Hunger stillen konnte.

Meiner Gewohnheit gemäß besuchte ich zuerst die Bildersammlung in der Nationalgalerie und da fielen mir zwei Tatsachen auf, welche mir von ästhetisch-ethnographischem Interesse zu sein scheinen. Ein hervorragender Imitator Claude Lorrains — Turner — vermachte seine Bilder der Nationalgalerie unter der Bedingung, daß sie neben denen seines geschichtlichen Meisters aufgehängt

*) Wir auf dem Kontinent verstehen gewöhnlich Großbritannien, wenn wir von England sprechen. In diesem Kapitel finden sich die Ausdrücke abwechselnd.

werden. Nichts konnte den ausgezeichneten Werken des englischen Meisters mehr schaden als diese Anordnung. Die Bilder Turners nehmen sich inbezug auf Farbe neben jenen Lorrains wie Aquarelle neben Ölbildern aus. Ich glaube, daß ein großer Teil der Engländer inbezug auf Farbensinn anders gebaut ist als die Kontinentalen, daß sie zwischen Aquarell- und Ölfarben nicht leicht unterscheiden. Eine andere Eigentümlichkeit vieler englischer älterer und noch neuerer Maler ist auch die Wahl dunkler Tinten, die mir wieder dafür sprechen, daß der Farbensinn der Inselbewohner ein anderer sei als unserer. Nur bei ganz modernen einzelnen englischen Landschaftern kommt ein naturgemäßer frischer und doch kräftiger Farbenton zum Ausdruck.

Auch in der Musik fiel mir in England auf, wie relativ wenig Sinn für schöne Klangfarbe herrscht. Geschmack im Vortrage ersetzt in einer englischen Gesellschaft fast die letzte Spur einer gewesenen farbigen Singstimme.

Interessant in dieser Beziehung war ein Besuch eines Konzertes, das Klara Schumann im Kristallpalast gab. Ich saß neben der berühmten Wiener Klavierspielerin Frau Kolar-Auspitz, die leider so früh der Kunst und meinem Freunde als Gattin und ihren Kindern als Familienmutter entrissen wurde. Frau Kolar-Auspitz konnte sich nicht genug über den totalen Mangel an Klangschönheit und vibrierendem Gefühlsausdruck der Konzertantin wundern und daß das englische Publikum doch entzückt war.

Ich klärte sie auf. Das Konzert fand in einem freistehenden Saale des Kristallpalastes in Eisenkonstruktion statt und deshalb klang alles so hart und gefühllos und das englische Publikum schien mir für die Intelligenz und Korrektheit des Spieles alles Verständnis — für die Klangschönheit und die Poesie des Ausdruckes kein inneres Gefühl zu besitzen. Wo letztere Eigenschaften vorhanden sind, verschmähe sie dieselben nicht; ihr Entgang scheint sie aber nicht zu stören.

Dies kann gewiß nur für einen größeren Durchschnitt und nicht für alle, besonders nicht für die Tonangebenden, gelten. Dazu ist auch die englische Rasse zu sehr aus »keltischen«, skandinavisch-germanischen und romanischen Elementen gemischt, um einseitig in der Anlage zu sein.*)

*) Durch Madame Kolar-Auspitz lernte ich damals in einer Kunsthandlung Garcia kennen, der jüngst die Welt durch seine Anwesenheit auf der Welt als Hundertjähriger überraschte.

Und doch ist London für den Fremden eine musikalisch interessante Stadt, und zwar wegen seiner Oratorienaufführungen, mit denen sich wohl keine andere europäische Stadt an Häufigkeit und Vorzüglichkeit messen kann. Ganz besonders interessierten mich zwei Aufführungen in Albert-Hall. Dieser Saal für 8000 Zuhörer ist in allen Teilen gleich akustisch. Ich hörte auf dem höchsten Platze die Matthäuspassion von Bach und im untersten Amphitheater den »Messias« von Händel und es entging mir auf beiden Plätzen auch nicht das leiseste Piano.

Wie ich schon erwähnte, enthält London im Kopfe eines gebildeten Kontinentalen fast mehr monumentale und historische Erinnerungen als die eigene, wenn auch große Vaterstadt. Das bewirkt vor allem die Popularität der englischen schönen Literatur. Wie viele Berliner kennen zum Beispiel trotz der »Siegesallee« ihre alten Fürsten und die Geschichte ihres Stammlandes so genau wie wir die englischen Könige mindestens seit Richard Löwenherz?*) Der Ruf des Towers ist gewiß größer als alle der Stätten, in denen auf dem Kontinent politische Gegner — als Staatsverbrecher — hingerichtet wurden. Hat doch selbst Schiller den Tower jeder gebildeten Köchin in Deutschland mundgerecht gemacht. Dasselbe gilt vom Parlament, von der Westminsterabtei, den alten Palästen, Guild-Hall und so vielen alten Monumentalbauten Londons. Die kolossale Frequenz an London-Bridge ist auch eine internationale Zelebrität, ebenso der Strand etc. Alles dies will man gesehen haben, nachdem es jahrelang der Phantasie vorgeschwebt hat. Dann kommt die Sehnsucht nach den Schätzen der kolossalen Sammlungen. Das British Museum hat aller Herren Ländern die kostbarsten Schätze entzogen und es ist ein Kunsttraum von mir, daß die Europäer und die amerikanischen Milliardäre sich einmal aufraffen möchten, die Akropolis von Athen zu restaurieren; und dann sollte das British Museum von London seine Elgin-Marbles des Phidias wieder an Ort und Stelle bringen, von wo sie vor 100 Jahren weggeschleppt wurden. Mit den Resten in Athen ließe sich ein Restaurationswerk schaffen, das seinesgleichen kaum auf der Welt hat.

Wie oft muß man in London gewesen sein, um die Fülle des Kensingtonmuseums halbwegs erschöpft zu haben! Wie voll-

*) Daß die blöd verzerrten »sezessionistischen« Zeichen auf den Aufschriften der Berliner Monumente zur Popularisierung nicht viel beitragen, ist sicher; ich habe wenigstens mehrere absolut nicht entziffern können.

ständig die Engländer sammeln, lernte ich zum Beispiel kennen, als ich im Kensingtonmuseum die — slowenischen Schulbücher fand.

Das aber, was die Sammlungen Londons, besonders die wissenschaftlichen, von jeher auszeichnete, war, daß Anordnungen für den Selbstunterricht der Besucher getroffen wurden, so daß England Autodidakten und Sammler aus Kreisen erzog, in welchen früher solche Kenntnisse und Neigungen nie existierten. Auch dachte man früh daran, durch elektrische Beleuchtung den Genuß von Kunst und Wissenschaft auch den am Tage »Belasteten« zugänglich zu machen.

Auch die Anhäufung von Kopien, zum Beispiel von plastischen Werken, ist von nicht geringerer Bedeutung als die Sammlung heterogenster Originalien. Durch reiche Kopiensammlungen übersieht auch der Vielgereiste das Zusammengehörige inbezug auf Ursprung, Zeit und Stil besser und lernt auch besser auseinanderzulegen.

Der Kontinentale stellt sich den Engländer gewöhnlich als kaufkräftigen Sammler, und zwar noch dazu häufig als kenntnis- und geschmacklosen, dar. Wer Großbritannien selbst kennen lernt, der erfährt die Kunstgröße der Nation auch außerhalb der Dichtkunst. Besonders in der Plastik haben die Briten ebenso wie die Skandinavier Hervorragendes geleistet und die Briten geradezu in unseren Tagen. Das Albertdenkmal in London gehört zu den größten Schöpfungen der monumental-architektonischen Plastik, wenn auch der obere Abschluß etwas gedrückt ist. Besonders die Kulturgeschichte in Reliefgruppen auf diesem Denkmale gehören zu den bedeutendsten und interessantesten Leistungen der plastischen Bildniskunst. Es braucht dies aber nicht zu überraschen, wenn man erfährt, wie ganz gewöhnlich englische Korporationen ihre verdienten Mitglieder noch bei Lebzeiten in Farben und Marmor verewigen lassen. Die Künstler darben nicht an Aufträgen und darum die reiche Kunstübung.

Der Entwurf von Scott zum Albertdenkmal hat etwas von shakespearescher Größe und die Mitarbeiter — unter denen Foley in erster Reihe zu nennen ist — zeigen, daß es sich hier nicht um die Genialität des Entwerfers allein handelt, sondern um eine bedeutsame Künstlerschaft überhaupt.

Wer dann auch zum Beispiel das wunderbare Walter-Scott-Denkmal in Edinburgh, das O'Connelldenkmal von Foley in Dublin gesehen hat, nimmt die Überzeugung mit nachhause, daß die Plastiker

und Monumentalisten in Großbritannien hinter jenen der anderen Völker nicht zurückstehen.

Auf Thornycrofts Statuen in Liverpool und die mannigfachen Statuen Foleys in Dublin habe ich in einem früheren Kapitel aufmerksam gemacht.

Die berühmten »schönen« Brunnen in England sind ein weiteres Ruhmesdenkmal der britischen Künstler.

Den größten nationalen Baudenkmälern aller Zeiten und Völker reiht sich die Westminsterabtei an, deren Perle die Kapelle Heinrichs VII. geradezu enthusiasmierend wirkt. Im Dom finden sich Denkmäler aus beinahe allen Epochen der christlichen Kunstgeschichte und es war ein großer nationaler Gedanke, allen bedeutenden Männern des Reiches eine letzte Ruhestätte oder wenigstens ein Denkmal hier zu widmen, wenn auch dabei ästhetisch manche Geschmacklosigkeit begangen wurde, die aber in der Masse verschwindet.

Wie von britischer Kunst, hat oder hatte vielmehr früher der Kontinentale vom englischen Leben die falschesten Begriffe. Ich meinerseits habe England vielfach liebgewonnen, seit ich die Engländer, Schotten und Irländer, besonders die Kollegen, kennen lernte, und zwar wegen ihrer großen Eigenschaften, auf die ich zurückkomme.

Als ich das erstemal in London war, nahm ich mir alle Mühe, London zu sehen, das heißt die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung. Aber vergebens bestieg ich die Höhe der St. Paulskathedrale; ich sah doch nur die nächsten Quartiere und dann ein Nebel- und Rauchmeer. Da versuchte ich es einmal mit Sommersett-Hill an einem sonnigen Tage vor Sonnenuntergang.

Auf dem kleinen Plateau befand sich eine Rundbank. Als ich oben ankam, sprach mich ein Herr mit den Worten an: »Sie sind ein Fremder?«

»Wieso merken Sie das sofort?«

»Weil Sie auf Sommersett-Hill gehen und Ihre goldene Uhrkette nicht verstecken.«

Der Herr war ein Holländer, der in London ein Witzblatt herausgab und seinem Namen nach — Ximenes — wahrscheinlich ein Spaniole war. Er forderte mich auf, die Leute der nächsten Umgebung zu betrachten; es zeigte sich eine hemdlose, zerlumpte Gesellschaft. Da kam ein Mann in einem eigenartigen Tempo den Hügel herauf. Mein Nachbar fragte, ob ich wisse, was dieser Mann

sei, was ich natürlich verneinte. Nach dem Schritte ein Detektiv, sagte er. Die Gesellschaft um uns wurde unruhig. Wie mir mein Nachbar aus ihrem Jargon übersetzte, berieten sie, ob sie bleiben oder weglaufen sollten. Sie beschlossen das erstere, da sie jedenfalls auf nichts anderem als auf dem äußersten Elende ertappt würden.

Ich entfernte mich mit dem Nachbarn, der mich davor verwarnte, ganz unbewaffnet in London herumzugehen.

Gesehen hatte ich ein entsetzliches Stück Großstadtelend; von der Stadt nur einen kleinen Teil. Ich habe die Warnung des Holländers nicht in den Wind geschlagen und kaufte wenigstens ein Messer mit dolchartiger Klinge. Am nächsten Sonntag machte ich die Ausflüge nach Kew-Garden und Richmond. Ich hatte des Morgens meinen Kreditbrief voll einkassiert und hatte zufällig in den Seitentaschen nur wenige kleine Münzen. Da sah ich mich im Park ganz allein und nur mir gegenüber wieder eine hemdlose Gesellschaft auf einer Bank; ein junger Bursche schritt auf mich bettelnd zu. Ich nahm das neue angeschaffte Dolchmesser in die Hand und ging ruhig weiter, da eine Flucht oder Hilferufe wahrscheinlich vergebens gewesen wären. Ich gab dem Burschen die kleinen Münzen aus der Seitentasche; er wollte aber mehr. Portemonnaie oder Brieftasche herauszunehmen, wäre natürlich bedenklich gewesen. Der Bursche gab sich nicht zufrieden, versicherte mich aber, ich könne ohne Furcht sein, sie seien eine anständige Familie, aber im größten Elend. Er wich nicht von meiner Seite, bis einige königliche Diener, die Pferde spazieren führten, erschienen. Erst dann ward ich aus der verzweifelten Position befreit.

Ein andermal ging ich spät abends aus der Oper heim und ging statt durch Oxfordstreet durch eine Parallelstraße. Da sprach mich ein Polizeimann an und sagte mir: »Sie sind ein Fremder, wohin gehen Sie?« Ich erklärte ihm: »Gegen Marble-Arch in meine Wohnung«. Da sagte er mir, ich möchte lieber durch Oxfordstreet gehen, da diese Straße am oberen Ende am Rande der großen Gärten endige und es dort gefährlich sei. Die Sorgfalt der Londoner Polizei ist wirklich mustergültig und es ist eine gute Einrichtung, daß auf den so komplizierten Bahnhöfen die Polizei und nicht Eisenbahnbedienstete die Orientierung der Reisenden besorgen.

Wir Kontinentalen beurteilen den Engländer in der Regel sehr schief. Uns Naturforscher und Ärzte berührt die Rechtgläubigkeit und die religiöse Haltung unserer britischen Kollegen sehr sonder-

bar und man hört gewöhnlich die Meinung äußern, es handle sich dabei um Hypokrisie.*) Wer Baco v. Verulam und noch mehr wer Locke kennt, wird an der Aufrichtigkeit wenigstens sehr vieler nicht zweifeln können, wenn es uns auch als eine Anomalie erscheint, daß die Naturforscher- und Ärzteversammlungen in Britannien mit einer religiösen Zeremonie eröffnet werden. Anderseits sehen wir, wie offen Freidenker sich zu ihrer Meinung bekennen und wie entrüstet Männer, die sich nahe stehen, diese Freigeistigkeit aufnehmen. Mir bleibt eine Äußerung und die Art ihrer Betonung unvergeßlich, mit der Sir William Turner von der Freigeistigkeit Huxleys zu mir in Berlin sprach.

Auch das reservierte Benehmen des wohlerzogenen Engländers scheint uns häufig als gemacht; es ist aber das Ergebnis der Selbstzucht, welche jedem Menschen die Verpflichtung auferlegt, sich nicht rücksichtslos »gehen zu lassen«, sondern immer die Rücksichten zu beobachten, welches jedes Mitglied der Gesellschaft dieser gegenüber zu beobachten hat.

Als ich einst einer berühmten Wiener Ballerine und Mimikerin den Vorwurf machte, daß sie ihr fehlendes Gebiß nicht durch ein künstliches ersetze, antwortete sie mir, es sei ihr unangenehm, ein solches zu tragen —, die Meinung der Leute sei ihr aber gleichgültig. Da sagte ich ihr: »Ihr Beruf legt Ihnen die Pflicht auf, einen so ästhetischen Eindruck als möglich zu machen, und Sie haben kein Recht, die nötigen Rücksichten außeracht zu lassen.« Diese Verpflichtung in physischer Beziehung, ferners inbezug auf äußeren Anstand Rücksicht zu nehmen, gilt für jedermann und niemand beobachtet dies so sehr als der englische Gentleman. Darum meidet zum Beispiel auch der englische Naturforscher soviel als möglich den sexuellen Zynismus in wissenschaftlichen Publikationen und läßt sich von der Wissenschaft keinen Freibrief für Zynismus ausfertigen. Wenn die britische Gesellschaft vielleicht oft zu prüde, engherzig und unduldsam ist, so bewahrt wenigstens der englische Forscher und Arzt seinen Bon sens, Tatsachen und Anschauungen nicht dauernd abzuweisen, welche an und für sich mit seiner Weltanschauung und Gefühlsweise in grellem Widerspruche zu stehen

*) Als der Pastorssohn Billroth nach Zürich kam, ging er am ersten Sonntag mit einem großen Gebetbuche in die Kirche. Da begegnete ihm ein Kollege und sagte, solcher Kirchenbesuch sei in Zürich nicht Professorensitte. Billroth unterließ es für alle Zukunft; ein Engländer hätte sich nicht abhalten lassen.

scheinen. Ich habe nirgends beobachtet, daß ein triftiges Argument imstande ist, die Anschauungen Einzelner und großer Gruppen so gründlich zu ändern als in England. Ich werde davon einige eklatante Beispiele aus meiner Erfahrung anführen und ich rechne dies den gelehrten Ständen Großbritanniens um so höher an, als gerade dieses eigenwillige Beharren auf einmal ausgesprochenen Sätzen eine so häufige Sünde der gelehrten Stände anderer Völker ist, auch dann, wenn sie die Anschauung bereits gewechselt haben oder weil sie nur durch alle möglichen Sophismen und Ausweichungen äußerlich aufrechtzuerhalten sind. »Plato mihi amicus, sed magis amica veritas« ist nirgends so sehr Ausdruck des Verhaltens als in Großbritannien. Darum ist auch die Diskussion in England ehrlicher, unpersönlicher als sonstwo und nirgends kann man so sicher sein, durch richtige Argumente gegen eine oppositionelle Voreingenommenheit durchzudringen, als in britischen Versammlungen.

Während der geistreiche Doktrinarismus überall Triumphe feiert, wartet der Engländer auf die »Evidence« und erst, wo diese erscheint, beugt er sich ihr oft im Handumdrehen. Wenn irgendeine englische Schule an genialer Initiative zurücksteht, an gesunder, ehrlicher Kritik und Geneigtheit, die Wahrheit aufzunehmen, von woher sie auch komme, wird sie nicht leicht übertroffen. Darum schwankt auch die wissenschaftliche Anschauung in England weniger hin und her als in anderen Ländern, obwohl eine radikale Umkehr, respektive eine radikale Frontveränderung sich überraschend schnell entwickeln kann.

Seit 1884 trat ich durch Einladung zu den wissenschaftlichen Versammlungen mit den britischen Fachkreisen in intimen Verkehr. Ich fühlte mich besonders heimisch in der British Medico-Psychological Association, zu deren Ehrenmitglied ich gewählt wurde.

Die Psychiatrie war damals besonders in forensischer Beziehung auf ungeheure Abwege geraten. Seitdem meine Untersuchungen und jene der italienischen Schule es außer Zweifel stellten, daß Verbrecher belastet und mit schweren Entartungszeichen behaftet sein können und daß unter den Leuten mit schweren Entartungszeichen viele Verbrecher sind, mußte der Gedanke sich Bahn brechen, daß der alte Standpunkt eines absoluten freien Willens zur Tat unhaltbar sei und daß der Verbrecher zum großen Teil unter der Wucht einer schweren Belastung handle, daß er — wenigstens sehr oft — für seine Tat »nichts könne«. Daraus haben alle Oberflächlichen der Welt geschlossen, daß er auch nicht »gestraft«

werden könne oder als Kranker interniert werden müsse. Daß die Behandlung dieser Individuen von einem anderen Standpunkte geschehen müsse, war diesen Oberflächlichen nicht klar zu machen. Wissenschaftlich ungebildete Richter haben sich mit richtigem Instinkt um die Fortschritte der Wissenschaft nicht gekümmert und haben »gestraft«. Hat doch noch im Jahre 1904 ein hoher staatsanwaltlicher Dignitar in Wien behauptet: »Der Benedikt will alle Verbrecher retten.«

Welch ein ungeheures Maß von Unfähigkeit, Unehrlichkeit und Unwissenheit in diesem Ausspruche liegt, brauche ich nicht zu erörtern. Die Ärzte haben auf Grund ihrer Untersuchungen — und vielfach auch im Namen der Fakultäten — statt kriminalistisch voraussetzungslos zu sagen, die Tat sei nachweislich unter Belastung, wenn auch nicht unter psychopathischen Symptomen im engeren Sinne — also mit jedenfalls geringer individueller Schuld — verübt worden, erklärt, das Individuum sei »unzurechnungsfähig« oder habe eine »verminderte Zurechnungsfähigkeit«. Und doch sind die Individuen, die unter schwerer Belastung, das heißt unter schwerem inneren Zwange handeln, die gemeingefährlichsten und unverbesserlichsten. In anderen Staaten und Orten — besonders bei Geschwornengerichten — gelang es, solchen Tätern die Freiheit zu erringen. Ungeheuerlich verworren waren die Zustände in Wien, wo Krafft-Ebing und seine Schüler die Gutachten auch in der Fakultät verfaßten. Das, was kein ehrlicher Mann im Inlande wie im Auslande glauben wird, geschah. Ich wurde zu den Kunstgutachtenskommissionen der Fakultät nie eingeladen, und ich drängte mich lange nicht dazu, weil ich eine vernünftige Diskussion für ergebnislos hielt.*) Als die Verwirrung zu arg wurde und jeder ehrliche Mann voraussetzen mußte, die Gutachten seien auch in meinem Namen abgegeben, erklärte ich dem damaligen Dekan — Toldt — ich werde entweder die öffentliche internationale Erklärung abgeben müssen, daß ich die Verantwortung für die Wiener Fakultätsgutachten ablehnen müsse oder daß ich wenigstens für die Zukunft beigezogen werde. Die Erklärung, die ich Herrn Spectabilis Toldt gab, daß ich in Kriminalpsychologicis eine internationale Autorität sei, schien unserem hervorragenden Anatomen ein Novum zu sein.

Ich muß bei dieser Gelegenheit mein definitives Urteil über

*) Nebenbei bemerkt war ich bei der Begutachtung der Prinzessin von Koburg nicht dabei.

Krafft-Ebing abgeben, das für die meisten Menschen so schwer zu sein schien. Er war ein literarisch hochbegabter, wissenschaftlich und kritisch bis zum Schwachsinn unfähiger Mann, der sich einen merkwürdigen Einfluß zu verschaffen wußte. In der Zeit, als ich nicht mehr schweigen wollte, erschien Wagner-Jauregg auf dem Plan, der mit unvergleichlich gesünderem Verstande die Probleme und ihre Lösung in dem Sinne, wie ich es seit Jahren ohne Erfolg tat, verstand.

Wenn in Wien heute im Publikum von einem »Bankrott der Psychiatrie« gesprochen wird, so sind leider nicht bloß intellektuelle Fehler schuld, worauf ich bei Lebzeiten nicht im vollen Umfange eingehen kann.

Bei der geistigen und sittlichen Verwirrung der Wiener Verhältnisse wandte ich mich oft an die britischen Kollegen — die einzigen, die in der Frage das Gleichgewicht nicht verloren haben.

Ich hebe vor allem mein Vorgehen auf dem Tage der genannten Assoziation in Dublin 1894 hervor. Ich brachte meinen Vortrag auf sechs Seiten gedruckt mit und legte die Schlußfolgerungen dem Votum der britischen Kollegen vor. Der Hauptsatz war: »Der fataliter als Moral insanity geschilderte Zustand angeborner oder erworbener sittlicher Entartung in Form von Perversität oder Mangel an positiven sittlichen Eigenschaften exkulpieren nicht strafrechtlich bei verbrecherischen oder lasterhaften Taten.« Der Satz wurde von den britischen Kollegen als Axiom behandelt und ist auch ein solches. Bei dieser Gelegenheit hat Hack-Tuke darauf aufmerksam gemacht, daß es ein schwerer Irrtum Herbert Spencers sei, die Kriminalität in eine enge Verbindung mit dem Intellekt, statt mit der Gefühlsweise, wie ich es tat, zu bringen. Ich tadelte auch den Mißbrauch der »Obsessionen« als Exkulpationsgrund für Verbrechen, wie er besonders gern in Frankreich zur »Rettung« von Verbrechern getrieben wurde, und ebenso fand der Mißbrauch des »Verfolgungswahnes« von seiten der britischen Kollegen, mit meiner lebhaften Zustimmung, eine scharfe Abfertigung.

Ein andermal wandte ich mich an die englischen Kollegen in der Cause célèbre des Prozesses Waldstein. Die österreichischen Psychiater wollten das Testament dieses Mannes nicht anerkennen, weil er angeblich ein Säufer war und pathologische Zeichen seines Zustandes — zum Beispiel Lebercirrhose — hatte, obwohl ich einen

triftigen Grund angegeben habe, daß es sich um ein Neoplasma der Leber gehandelt hat. Allein sein Testament war mit seinen Familienverhältnissen, mit den Sympathien und Antipathien des Lebens in Harmonie und es war nicht der mindeste Anhaltspunkt dafür vorhanden, daß das Testament in einem Zustande der Intoxikation verfaßt wurde. Es wurde auch von angeblichem Schwachsinne gesprochen und der Richter mußte die Fachmänner darauf aufmerksam machen, daß der Schwachsinn Testamentsfähigkeit nicht ausschließe. Natürlich haben die Richter diese ganze Expertise ignoriert und ich habe öffentlich davor gewarnt, die Wissenschaft zugunsten einer Prozeßpartei zu mißbrauchen.*) An der Zustimmung der britischen Kollegen brauchte ich nicht zu zweifeln.

Von großer Bedeutung war eine Verhandlung auf der Edinburgher britischen Naturforscherversammlung (1892). Die Engländer waren gegen die Kriminalanthropologie von vornherein eingenommen gewesen. Zur genannten Versammlung beriefen sie Lombroso, Manouvrier aus Paris und mich, um die Frage in Diskussion zu ziehen. Lombroso kam nicht, Manouvriers Standpunkt war ein negativer und die Last der Gewinnung der englischen Gesellschaft lag auf mir. Die Einleitungsadressen wurden von Clouston, dem Psychiater von Edinburgh, und von Macalister aus Cambridge gelesen. Ich bat mir eine »Adreß«-Dauer für meinen Vortrag aus, die mir bewilligt wurde, und so konnte ich eine drei Viertelstunden andauernde Rede improvisieren. Ich bekämpfte vor allem die gefallene Äußerung, als ob man vor allem die unteren Volksschichten studieren müsse, um die tiefstehenden Schädel — und allenfalls Gehirne — kennen zu lernen. Es sei richtig, daß die Degenerierten in die tiefsten Volksschichten hinabsinken, aber im allgemeinen geschehe die Regeneration der Völker in der Wissenschaft, Kunst und Technik und im Leben überhaupt gerade aus diesen Schichten herauf. Ich betonte den relativen Wert der Degenerationszeichen für alle Formen niederer und perverser Gehirntätigkeit. Die Häufigkeit dieser Zeichen, zum Beispiel bei Verbrechern, zeige den Wert dieser Studien, weil sie unsere Anschauung über die individuelle »Schuld« an antisozialen Taten modifiziere.

Sir William Turner war auch anwesend und er hatte bereits den Wert von Abweichungen im Gehirnbau der Verbrecher für den

*) S. W. med. Wochenschrift Nr. 4 u. 6, 1893. Journal of Mental. Science, Jänner 1899.

wichtigen Satz, daß zwischen Primaten- und anderen Gehirnen kein qualitativer Unterschied sei, kennen gelernt. Die Wirkung meines Vortrages war eine eminente und für die englische Gelehrtenwelt charakteristische. Die Engländer reklamierten infolgedessen in der nächsten Zeit die Verdienste, die sich englische Autoren um diese Lehre erworben hatten — darunter spielte als Denker Maudsley eine wichtige Rolle — und erwiesen mir die Ehre, mich zum auswärtigen Ehrenmitgliede der britischen Anthropologischen Gesellschaft zu machen. Seitdem war die Kriminalanthropologie in England nicht mehr verfehmt, nur die italienischen Übertreibungen waren ausgeschlossen. Die voreiligen Schlüsse auf Straflosigkeit wegen Degenerationszeichen hätte ein englischer Richter wohl nie anerkannt; die englischen Richter sind philosophisch zu gebildet und besitzen zu viel gesunden Menschenverstand, um nicht erkannt zu haben, daß die Moral insanity eben jene Schlechtigkeit und Verderbtheit des Charakters sei, welche zu Verbrechen führt, und deren Behandlung der Strafjustiz obliegt.

An diese Bemerkung schließt sich eine wichtige andere an. Auf einer Versammlung britischer Psychiater klagte ein Kollege, daß die Richter die Expertise der Ärzte nicht achten, und beantragte, ein Komitee einzusetzen, welches alle einschlägigen Fälle sammeln sollte. Da bemerkte Dr. Mercier, der geistvolle Londoner Psychiater, es sei ihm seit 25 Jahren kein Fall bekannt, in dem sich die Richter in England im Widerspruche mit der ärztlichen Expertise befanden. Das Komitee studierte die Frage und nach einiger Zeit bekam ich die vertrauliche Mitteilung, die Nachforschungen des Komitees hätten genau zu dem von Mercier angegebenen Ergebnisse geführt. Diese Tatsache ehrt die Richter sowohl wie die Ärzte. Letztere hatten kein widersinniges Gutachten abgegeben und die Richter konnten sich verlassen. Kein englischer Arzt hätte zum Beispiel einen Uranisten für unzurechnungsfähig im Sinne der Straflosigkeit erklärt, ohne Rücksicht darauf, ob dieser ein geborner oder gewordener Perverser war. Der englische Richter schließt seine geistige Ausbildung nicht mit der Prüfung ab und weiß die allgemeinen wissenschaftlichen Anschauungen zu schätzen und nicht bloß Formeln auswendig zu lernen oder zu applizieren. In England war gewiß kein Richter und kein Arzt, der es nicht gebilligt hat, daß ein solcher perverser Dichter zur Strafknechtschaft verurteilt wurde. Am Kontinent fanden sich Verworrene genug, die für den Verkommenen Partei ergriffen.

Auch in anderen Fragen traf es sich, daß ich mit der Anschauung der britischen Ärzte zusammenkam, wenn ich auch lange isoliert war. So hatte ich von jeher behauptet, daß es eine kolossale Übertreibung, eine gekünstelte Behauptung und bei vielen Wohldienerei gegen die Mode war, daß Syphilis die häufigste Ursache von Tabes und allgemeiner Paralyse sei. Meine Behauptung stützte sich hauptsächlich auf die Tatsache, daß in Bevölkerungsschichten, unter denen Syphilis (wie Alkoholismus) selten ist, Tabes und allgemeine Paralyse (unter manchen derselben eher häufiger als in anderen) auftritt. Es war dies vor allem meine Klientel aus der rechtgläubigen Judenschaft Polens, Rußlands, Ungarns und Rumäniens.

Da wurde in London unter der im größten Elende befindlichen eingewanderten russisch-jüdischen Bevölkerung — und zwar auch unter den Weibern — eine fast endemische Vermehrung der Geistesstörungen bemerkt und zur Überraschung der Ärzte, welche den herrschenden ätiologischen Anschauungen nicht fernstanden, zeigte es sich, daß Alkoholismus und Syphilis unter diesen Leuten keine Rolle spielen. Dr. Beadles veröffentlichte diese Tatsachen im »Journal of Mental Science« 1901 und forderte mich auf, meine Anschauung über diese Verhältnisse zu äußern.

Ich antwortete ihm im Julihefte des Journals unter demselben Titel: »The insane Jew«, worin ich aus der Summe der historischen, gegenwärtigen und lokalen Verhältnisse heraus die psychisch-ethisch-ökonomischen Ursachen der Krankheit entwickelte und besonders auch die Ursache der Häufigkeit bei den jüdischen Weibern erörterte.

Es sei hier der Versuche auf der Klinik von Krafft-Ebing mit Syphilisation gedacht. Ob überhaupt solche Versuche angestellt werden dürfen, will ich nicht erörtern. Daß es eine ungeheuerliche Albernheit war, ihnen die Publizität eines internationalen Kongresses zu geben, ist zweifellos. Solche Versuche mit bebendem Gewissen macht man höchstens in Camera secreta scientiae und spricht von ihnen erst, wenn die Ergebnisse unzweifelhaft und lange durchdacht sind. Waren die Versuchssubjekte zufällig wirklich alle syphilitisch gewesen und dadurch immun? Dies beweist übrigens noch nicht, daß Syphilis in der Anamnese die Hauptrolle in der Ätiologie spielt. Vielleicht sind aber Paralytiker mit ihrem herabgekommenen Organismus überhaupt gegen Syphilis sozusagen wie gewisse Tierklassen immun oder vielmehr im hohen Grade immun, während

sie zum Beispiel für phthisische Infektionen bekanntlich sehr empfindlich sind.

Es sei eine andere Frage erwähnt, in der sich die Wahrheitsliebe der britischen Ärzte glänzend bewährte.

Ein geradezu merkwürdiges Ereignis ist es, daß die ganze britische Ärzteschaft auf eine Rede hin eine hundertjährige Überzeugung aufgab und ich bin sehr stolz darauf, daß ich in Bournemouth (1891) auf Aufforderung erklären konnte, daß ich schon seit jeher auf dem Standpunkte dieser neuen Wendung stand. William Tuke in York hat wenige Jahre vor Pinel in Paris die Zwangsjacke und die Fesseln den Geisteskranken abgenommen und bis zum Jahre 1890 galt es in Britannien als ein crimen laesae majestatis scientificae et humanitatis, eine Zwangsjacke anzuwenden. Da brachte der Glasgower Psychiater Yellowleß in seiner Präsidentenrede triftige Argumente für die Wiedereinführung der Zwangsjacke in gewissen Fällen vor. Die Zuhörerschaft war hochgradig erregt, aber im folgenden Jahre in Bournemouth war die ganze Versammlung bereits überzeugt und man beklagte, daß eine Parlamentsakte, die nach langem Kampfe von seiten der Ärzte durchgesetzt worden war, die Anwendung der Jacke verbiete.

Aufgefordert, meine Meinung kundzugeben, konnte ich erzählen, daß ich in Wien in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre diese Frage viel mit Griesinger und Baron Mundy, die beide fanatische Propagandisten für die Abschaffung der Zwangsjacke waren, zu diskutieren in der Lage war. Griesinger war damals bei seiner Übersiedlung von Zürich nach Berlin zu mir gekommen, um sich über Elektrotherapie zu orientieren, und wir besprachen natürlich alle neurologischen und psychopathologischen Fragen. Ich erklärte mich — in Übereinstimmung mit dem berühmten holländischen Psychiater Schroeder v. d. Kolk — als Gegner der absoluten Abschaffung der Zwangsjacke, weil sie oft sehr beruhigend wirke, da sie der immer sich steigernden muskulösen und damit psychischen Unruhe entgegenwirke und weil sie oft zum Schutze der Umgebung nötig sei. Doch erklärte ich damals, ich werde mich lange Zeit der Propaganda gegenüber schweigend verhalten, weil in der Medizin Extreme nur wieder durch Extreme lahmgelegt werden können und gegen den Mißbrauch der Zwangsjacke scharfes Verhalten nötig sei. Ich habe erst 1885 in Antwerpen und dann 1891 in Bournemouth meine Meinung geäußert. Ich fühlte mich glücklich, wieder mit den englischen Kollegen übereinzustimmen

In Bournemouth kam auch die Hypnosefrage zur Sprache und es wurde ein Memoire von Voisin aus Paris — der den Anschluß verfehlt hatte und daher nicht anwesend war — verlesen, in dem er die Möglichkeit von Verbrechen unter hypnotischer Suggestion behauptete. Ich habe bereits in den belgischen Erinnerungen das Thema berührt und will hinzufügen, daß die Majorität der Anwesenden in Bournemouth vielleicht überhaupt an die Fakten der Hypnose nicht glaubten. Diese fanden in Ernest Hart und mir ihre Verteidiger. Aber den riesigen Unsinn und Schwindel, der besonders in Frankreich mit der hypnotischen Suggestion getrieben wurde, wiesen wir natürlich zurück. Ich betonte besonders, daß sämtliche Vorgänge einer Tat nicht suggeriert werden können und daß bei der ersten Notwendigkeit des selbständigen Denkens oder bei einer Hemmungsvorstellung der ganze psychologische Automatismus in die Brüche gehe. Ich fragte die englischen Kollegen, ob sie glauben, daß ein Londoner Diebstahlsentrepreneur einen von ihnen, der einer hypnotischen Suggestion leicht zugänglich sei, engagieren würde? Derselbe würde sich sagen: Sie seien dafür zu dumm. Sie haben allenfalls nicht die Übung, die richtigen Momente für einen Taschendiebstahl zu merken, jedenfalls haben sie nicht die Fertigkeit des diebischen Griffes und seien nicht mit der Technik der »Mauer« vertraut. Passende Momente, Übung und Organisation lassen sich nicht einfach suggerieren.

Es hat auch nach der Diskussion in Brüssel im folgenden Jahre noch lange gebraucht, bis der Unsinn von Verbrechen durch Suggestion aus der medizinischen und juridischen Literatur verschwand.

Besonders mit den Heilungen von Morphinismus, sexueller Perversität etc. durch hypnotische Suggestion wurde viel Schwindel getrieben und die Literatur wimmelte von verlogenen Heilungen. Da erzählte ich in Brüssel die Anekdote von der Köchin, welche der Frau fälschlich den Einkauf von drei Kilo Butter verrechnete. Als die Frau die Butter sehen wollte, sagte die Köchin, die Katze habe sie gefressen. Die Frau wog die Katze, sie hatte gerade drei Kilo und sie rief aus: »Hier ist die Butter, wo ist aber die Katze?« Ebenso kenne ich eine Literatur von angeblicher Heilung der genannten Leiden, aber wo sind die Geheilten? Sie existieren nicht.

Ich komme noch auf das Schlußbankett in Bournemouth zurück. Früher will ich von meinem Besuche in Glasgow (1888) sprechen.

Als einen der freudigsten Momente meines Lebens betrachtete

ich es, als ich im Jahre 1888 in Glasgow zum Ehrendoktor beider Rechte gewählt und promoviert wurde. Es wurde mir auch die Ehre zuteil, daß bei dem Schlußbankett mein Name in Verbindung mit den »auswärtigen Gästen« gebracht wurde und ich daher in deren Namen den Gegentoast zu sprechen hatte.

Bevor ich von diesem Feste spreche, will ich aber einige Reiseabenteuer bei dieser Fahrt nach Glasgow erzählen, welche zum Teil in einem direkten Zusammenhange mit dem Toast standen.

Ich fuhr über Paris und Boulogne nach Calais, als mir der Zug in Boulogne um Mitternacht davonfuhr, während ich einen Moment das Coupé verlassen hatte. Ich war im Negligé, in dem man sich auf der Reise um diese Zeit im Coupé befindet. Ich telegraphierte dem Zuge nach, mir die Sachen nach Boulogne zurückzuschicken, und bat den Stationsvorstand, mich in ein nahes Hotel begleiten zu lassen. Als ich ankam, fragte mich der Portier, ob ich Arzt sei, und ich bejahte unwillkürlich die Frage. Da wurde ich in einen Saal geführt, in dem Badegäste mit Pariser Kokotten ein Bacchanal feierten, wobei einem der Dämchen unwohl wurde. Man hatte in der Nacht um einen nahen Arzt geschickt und aus meiner defekten Nachttoilette hatte der Portier mich für den gesuchten Jünger Äskulaps gehalten. Ich lehnte natürlich die Dienstleistung ab und verlangte auf ein Zimmer geführt zu werden. Dort erschien unmittelbar darauf das Stubenmädchen mit der Rechnung und als ich meine Verwunderung darüber ausdrückte, bemerkte sie: Herren, die ohne Gepäck kommen, sind entweder flüchtige Defraudanten oder Selbstmörder und da werde die Bezahlung der Rechnung gleich verlangt. Da ich in der Frühe meine Gentlemansausrüstung wieder hatte, konnte ich mir Boulogne anschauen und da die Karte Boulogne—Falkestone—London oder Calais—London lautete, fuhr ich nach Falkestone und London. Es war ein Sonntagnachmittag. Auf Euston-Station fand sich kein Mensch und ich mußte mein Gepäck aufs Geratewohl in der leeren Halle niederstellen. Ich ging darauf in der nächsten Umgebung der Station spazieren. Da begegnete ich zuerst der Horde der »Heilsarmee«, die mit bekanntem Spektakel zu ihrer Abendversammlung marschierte. Diese Gesellschaft muß jeden Psychologen interessieren. Besonders unter den bacchantisch-fanatisch sich gebärdenden Frauenzimmern merkt man, wie tief die Krallen des Satans in den Eingeweiden dieser Individuen herumgewühlt haben müssen, bis sie in die Heilsarmee einrückten.

Ich habe später in York so eine Schar auf einem fast leeren Platz vor der Stadt agieren gesehen und gehört und vor allem die Geständnisse und Ermahnungen der einzelnen Mitglieder. Die Heilsarmee ist offenbar ein Pönitentiarierorden, in dem mit eigenartigen drastischen Mitteln zur Rettung Verirrter und Verkommener gearbeitet wird.

Die Art und Weise, wie die Leute sich und ihr Wesen zur Schau stellen, imponierte mir und ich bekam den Eindruck, der Engländer scheue sich niemals, das zu sein und das zu tun, was er sein zu sollen und tun zu müssen glaubt.

Von dort ging ich in eine Nebenstraße und sah einen »wesleyanischen Gottesdienst« für 7 Uhr angekündigt. Zur bestimmten Zeit erschienen fünf Personen, zwei Herren und drei Damen von bürgerlichem Aussehen und sangen vor der Pforte des Hauses Kirchenlieder, unbekümmert darum, daß die benachbarte Straßenjugend sich zum Teil höhnend um sie herumtummelte. Ich sah in diesem Benehmen wieder einen Akt der Selbständigkeit und Festigkeit der Überzeugung; es handelte sich offenbar um die Mitglieder einer minimalen Sekte, die ihre Überzeugung auf die offene Straße trug. Die Eindrücke, die ich von jeher hatte, jene, welche ich auf meinen englischen Reisen sammelte und diejenigen der letzten Tage faßte ich in der Einleitung zu meinem offiziellen Toast in Glasgow zunächst in die Worte zusammen: Ich will der Versammlung sagen, was für einen Kontinentalen Britannien und die Briten in erster Linie bedeuten. Zunächst, daß, wenn ein englischer Gentleman überzeugt ist, daß etwas geschehen solle, er es auch tut. Dies ist der Grund, daß die Geschichte Englands so reich an Tragödien ist, und es ist kein Zufall, daß der größte Tragödiendichter — William Shakespeare — ein Engländer war. Sie nennen ihn den Schwan von Avon; aber eigentlich ist er der Adler unter den Dichtern. Was ferner für uns Baco von Verulam, Newton, Locke, Faraday und Darwin bedeuten, brauche ich nicht zu sagen. Harvey bis Lister beleuchten uns die Bedeutung der englischen Ärzte.

Ich sollte jetzt herkömmlicher- und logischerweise auf das Wohl der Mitglieder der »British Medical Association« trinken. Allein ich fühlte mich nach meiner Promotion zu glücklich, um logisch zu sein. Ich sagte daher: „Ich will auf das Wohl der besseren Hälfte der Mitglieder der Association — nämlich auf ihre Damen — toasten. Als Gelehrter muß ich zunächst die Definition der »Dame« geben. Sie ist ein biologisches Gedicht, verfaßt von dem größten Dichter,

der »Natur« selbst, und die Damen der Mitglieder der Association sind eine glänzende Ausgabe von auserlesenen Gedichten. Ich befinde mich in einem Kreise von Gelehrten und nach deutscher Auffassung ist ein Gelehrter ein Mann, der immer anderer Meinung ist. Hier aber glaube ich, werden alle mir zustimmen, wenn ich das Glas auf die Damen der Mitglieder der »British Medical Association« erhebe."

Der Toast, der teilweise dadurch angeregt war, daß ausnahmsweise in Glasgow die Damen dem Bankett als Zuschauerinnen auf der Galerie beiwohnten, was sonst in England nicht Sitte ist, fand außerordentlichen Beifall und Männer, wie zum Beispiel Lord Kelvyn, gratulierten mir speziell. Nach Jahren zitierten mir noch Kollegen beim Zusammentreffen einzelne Sätze aus demselben. Merkwürdigerweise hat der kühne Bruch mit der Tradition keinen Anstoß erregt.

Auf deutschen, französischen und italienischen Versammlungen und den meisten internationalen ist doch ein Toast auf die Frauen obligat.

Die ernsten Diskussionen, an denen ich in Glasgow teilnahm, sind an verschiedenen Stellen dieser Erinnerungen mitgeteilt.

Es wurde mir noch einmal die Ehre zuteil, im Namen der Fremden zu antworten; es war in Bournemouth. Ich wäre damals bald in sprachliche Verlegenheit geraten. In der vormittägigen Sitzung hatte ich gegen Voisin aus Paris in dessen Abwesenheit gesprochen. Er wurde in Bournemouth mein Nachbar beim feierlichen Schlußbankett, bei dem zu sprechen ich auserwählt war. Je oppositioneller ich am Morgen war, desto liebenswürdiger wollte ich gegen meinen Nachbar am Abend sein und sprach fast ausschließlich mit ihm, und zwar in französischer Sprache. Da bekam ich die Angst, meine englische Sprachwalze werde im gegebenen Moment versagen und entfernte mich aus dem großen Zelte, in dem das Bankett stattfand, um diese Walze einzuölen. Es gelang mir auch.

Ich erklärte den Mitgliedern der Association meine »Liebe« und sie mögen diese Erklärung nicht gering achten, wenn es wahr ist, daß, wer jung anfängt, ein Meister wird. Ich wäre schon mit sechs und dann mit sechzehn Jahren verliebt gewesen und ich möchte in meinem Liebesregister nicht fortfahren, denn am Ende sagt das Sprichwort: »Collega collegam odit« und einer von ihnen könnte mich bei meiner Frau verraten. Meine nächsten Liebes-

abenteuer galten übrigens Engländern. Shakespeare ward mein vergötterter Lehrer der Psychologie und Michael Faraday ein für allemal mein Lieblingsschriftsteller und maßgebender Meister für die Forschung. Von allgemeinen Gesichtspunkten ausgehend, die durch sie geförderten Spezialsätze zu finden und von diesen aus wieder die allgemeine Anschauung zu erweitern, ist die Methode Faradays und überhaupt der großen britischen Forscher gewesen, und diese Methode galt mir als Ideal, das mir immer vorschwebte; sie sei im großen und ganzen nicht jene der kontinentalen Gelehrtenwelt. Auf den englischen Versammlungen sah ich mich in allen ethischen Fragen, in allen wissenschaftlichen Fachfragen, welche das Gemeinwohl betreffen, also besonders den gerichtsärztlichen, und in allen Fragen, in denen der bon sens die zeitgenössische Mode und den zeitgenössischen Doktrinarismus zu bekämpfen hatte, mit den englischen Kollegen in Übereinstimmung und darum habe die kollegiale Hospitalität mein Herz sowie meinen Intellekt so erquickt und darum trinke ich mit Begeisterung auf das Wohl der Association.

Mit diesen hier schriftlich wiederholten Worten nehme ich wahrscheinlich fürs Leben Abschied von dem persönlichen Besuche Englands und dem persönlichen Zusammentreffen mit den britischen Körperschaften.

Ich habe selige Stunden dort mit ihnen genossen ...

Auch die Städte, die ich kennen lernte, haben mir viel Freude gemacht. In Edinbourgh, Dublin, selbst in Liverpool habe ich die vorauseilende Kunst der Engländer bewundert, bei den neueren Anlagen der Städte herrliche Städtebilder und Lufträume für die Lungen zu schaffen.

Auch London ist in den dreißig Jahren, die ich es kenne, inbezug auf die Kunst aus traditionellem Wirrwarr große Städtebilder zu schaffen, allen großen Städten mit ihren modernen Leistungen zuvorgekommen.

Und den Taten der Engländer in allen diesen Richtungen geht kein Kunstgeschrei und keine Kunstzankerei voraus; es ist der Abschluß eines großen Bildungsganges, der vom Komfort und der Schönheit des Home ins öffentliche Leben übertragen wird.

Von den landschaftlichen Genüssen kann ich leider wenig sprechen. Überraschend ist das fast tropische Aussehen von Bournemouth, das im Sommer zirka 10.000 Kinder zum Genusse

der Seebäder versammelt und im Winter südliche Kurorte ersetzt. Vom schottischen Hochgebirge habe ich nur den See Loch Lommord befahren; der Nebel aber hielt mich von jeder Besteigung ab. Bei dem vielen Nebel muß man sich wundern daß die Briten so klar sehende Menschen sind . . .

IX. Diverse Fragen.

I. Die Bewegungslehre.

Neben der Lehre von der geometrischen Konstruktion der Gewebe ist auch jene von den willkürlichen Bewegungen ein geistiges Sorgenkind von mir, dessen Erfolg ich kaum zu erleben erwarte. Die willkürliche Bewegung auch nur eines Muskels stellt ein höchst kompliziertes Verhältnis dar, während die Fachmänner darüber mit einer fast möchte ich sagen mittelalterlichen Naivität denken, trotzdem in der Physiologie so geniale Arbeiten über die inneren Vorgänge in den Nerven und Muskeln seit den Tagen von Du Bois-Raymond bestehen. Der Grund liegt darin, daß die Physiologen nur die gewonnene Laboratoriumseinsicht berücksichtigen, während die Frage einerseits das Studium der Bewegungen, wie sie das Leben außerhalb der Laboratorien darbietet, und anderseits Beachtung der Lehren verlangt, die wir für die Physiologie am Krankenbette machen. Die Kliniker haben aber längst verlernt, aus ihrem Gesichtskreise heraus physiologische Nutzanwendungen zu machen. Meine betreffenden Ideen sind, wenigstens in ihren Hauptumrissen, auch französich, italienisch und englisch veröffentlicht. Die beste Aussicht auf volle Beachtung der Gesamtverhältnisse bieten heute die italienischen Physiologen, Luciani in Rom an der Spitze.

Vollständig verfehlt ist die herrschende Anschauung über das Wesen des Krampfes, sowohl bei den Physiologen als bei den Pathologen. Vergebens bemühe ich mich seit mehr als dreißig Jahren, eine richtige Anschauung zur Geltung zu bringen. Der Begriff, der sozusagen als akademisch legal gilt, ist ein einfacher; der richtige Begriff ist ein sehr verwickelter und gestaltet sich eigentlich anatomisch und physiologisch ganz anders für jede der vielen Krampfformen Wenn aber alle die einfache Unwahrheit als legitime Wahrheit

anerkennen, so ist dies sehr bequem. Meine Lehre ist ein Legat, für das sich vielleicht die Fachmänner zunächst gar nicht als erbelustig erklären werden.

II. Die Alkoholisten- und Abstinenzfragen.

Diese Fragen werden auf den Patronage-, Gefängnis-, kriminalistischen und kriminalanthropologischen Kongressen und in der wissenschaftlichen Literatur seit langem mit vollstem Ernste beraten; die speziellen Antialkoholkongresse werden vorzugsweise von den Abstinenzschmöckern besucht. Ich habe an dem Wiener Kongreß zu Ostern 1901 nur teilgenommen, weil der Minister Le Jeune aus Brüssel kam.

Ich habe wegen der zu erwartenden enormen Einseitigkeit dieser Versammlung, welche der hervorragende Hygieniker Max Gruber, ein wahrer Tugendmonomane und daher auch fanatischer Alkoholabstinenzler, organisierte und leitete, zur Orientierung der Unbefangenen ein »Vorwort« geschrieben*) und dieses kam besonders den offiziellen Persönlichkeiten zustatten, die Gruber zuliebe an der Eröffnung des Kongresses teilnahmen. Als ich aus der Rede Körbers meine Schrift heraushörte und verwundert war, daß sie der Minister gelesen habe, erhielt ich die erklärende Antwort, der Minister habe sie nicht gelesen, aber jener, der ihm die Rede machte. Bei der kolossalen ökonomischen Bedeutung, welche der Wein- und Hopfenbau, die Bierbrauereien und Branntweinbrennereien besitzen, war es für einen Minister schwer, den Fanatikern gegenüber sich zu äußern, ohne sie vor den Kopf zu stoßen.

Auf solchen Kongressen wird viel falsche Karnickelwissenschaft getrieben, um zu beweisen, wie schädlich auch der vernünftige Alkoholgenuß ist. Während zum Beispiel bis auf unsere Tage die Einführung des Weinbaues in ein Land als kulturelle Tat galt, soll jetzt jeder »gute Tropfen« dumm und krank machen. Dort, wo die Trunksucht zur Volkskrankheit wird, sind auch exzentrische Hemmungsbewegungen und Maßregeln gerechtfertigt. Aber es soll die Wissenschaft nicht mißbraucht, sondern die soziale Notwendigkeit angerufen werden. Wie weit die Narretei auf einem solchen Kongreß gedeihen kann, hat der arme Gruber selbst er-

*) Wiener mediz. Presse Nr. 14, 1901. Ein Epilog erschien nach dem Kongreß ibid. Nr. 18. Als ich am Schlusse des Kongresses Le Jeune fragte, welchen Eindruck der Kongreß auf ihn gemacht habe, antwortete er: »Je suis triste.«

fahren, als seine Behauptung, Alkoholdarreichung habe bei tiefem Kräfteverfall günstige Wirkung, einen Protest des Auditoriums bewirkte, und ein polnischer Graf, der sich ein offizielles Mandat von seiten der russischen Regierung erschlichen hatte, gönnte sich den Satz: Das schlechteste Wasser sei gesünder als Wein! Und doch ist jedes nicht tadellose Wasser das gefährlichste Getränk und hat mehr Menschenleben verwüstet als alle blutigen Kriege.

Ebenso kann bekanntlich Milch sehr gefährlich sein und hat gewiß mehr Opfer gefordert als die Alkoholika. Übermäßiger Fleischgenuß erzeugt Gicht; zu viele Tiroler Knödel können Herzverfettung machen. Die Luft ist Trägerin vieler Giftstoffe und die absolute Abstinenz von Alkoholicis ist daher ebenso berechtigt als die allgemeine Warnung, zu atmen, Wasser oder Milch zu trinken, Fleisch oder Tiroler Knödel zu essen. Dabei ist die Trunksucht sehr häufig nicht die Ursache von Verbrechen und Geisteskrankheit, sondern ein Symptom der Entartung, welche zu jenen führt, und soziales Elend treibt die Leute zum Trunke, wenn sie sich nicht ordentlich nähren können, um ihre Arbeitskraft künstlich, freilich nur vorübergehend, zu steigern. Auch sonst ist der übermäßige Genuß der Alkoholika häufig die Folge der Verzweiflung Unglücklicher aus allen möglichen Ursachen.

Ernste Philanthropen haben zur Bekämpfung der Trunksucht Trinkerasyle gestiftet. Dieselben sind bei jenen wirksam, welche bloß durch Gewohnheit Trinker wurden, ohne daß schon schwere krankhafte Folgen eingetreten sind, und bei jenen, bei denen Elend zur Trunksucht führte. Bei letzteren muß aber dafür gesorgt werden, daß das Elend nicht wiederkehre, wenn die Kranken die Anstalten verlassen. Ein Sieg im Lohnkampfe nützt mehr als die Abstinenzbewegung, weil er die Ernüchterungsmöglichkeit hebt, und vor allem den Schnapsgenuß einschränkt. Hat die Vergiftung bereits den Geist getrübt, dann gehört das Individuum ins Irrenhaus oder besser in eigene Asyle für unheilbare Säufer.

Eine merkwürdige Verirrung brachte der Alkoholismus in die Strafrechtslehre. Während für die Trunkenheit Strafen geschaffen wurden, wurde Trunkenheit, besonders wirkliche oder angebliche Volltrunkenheit, als Entlastungsgrund bei schweren Verbrechen angesehen. Einen Sinn hat dies nur, wenn die Trunkenheit eine zufällige, eine gelegentliche ist. Bei dem Gewohnheitstrinker fängt die Verantwortung beim ersten Tropfen an und besonders bei jenen, welche erfahrungsgemäß wissen, daß sie jedesmal oder oft

im trunkenen Zustande mit dem Gesetze in Konflikt kommen. Bei diesen Individuen muß die Ausschaltung eine energische sein, weil sie besonders gefährlich sind, und die energische Ausschaltung sogar nicht bloß als »Straf- und Schutzmittel« der Gesellschaft, sondern auch als Heilmittel angesehen werden kann. Ist der trunksüchtige Verbrecher bereits als alkoholisch-geisteskrank und nicht bloß als vorübergehend Vergifteter anzusehen, so gehört er in die Spezialanstalt für irre Verbrecher.

III. Die Tuberkulosefrage.

Als ich im Jahre 1861 aus Italien zurückkehrte, teilte ich Oppolzer meine aus Beobachtungen gewonnene Überzeugung mit, daß Tuberkulose — oder vielmehr Schwindsucht — ansteckend sein könne und erzählte ihm, daß diese Meinung im italienischen Volke tief wurzle. Die Lehre von der Ansteckungsfähigkeit hatte eigentlich in der Wissenschaft seit dem Altertum geherrscht; deren Bedingungen waren von Galen klassisch beschrieben worden, und war erst durch einen wissenschaftlichen »Fortschritt« verloren gegangen. Die neuen Erkenntnisse der pathologischen Anatomie hatten nämlich den Tuberkel für eine Neubildung erklärt und damit war die Lehre von der Ansteckungsfähigkeit verloren gegangen. Meine Worte waren nicht in die Luft gesprochen; Oppolzer hat seitdem die Ansteckungsfähigkeit der Tuberkulose in seinen Vorlesungen öfters betont.

Ein neuer Fortschritt der Wissenschaft — die Entdeckung des Tuberkelbazillus durch Koch — brachte die Wissenschaft in die unheilvollste Verwirrung, in die ich (1901) einzugreifen begann, als ich die Einladung zum britischen Tuberkulosenkongreß erhielt. Da ich über das Thema keine Zeile geschrieben und nie öffentlich das Wort ergriffen hatte, setzte ich voraus, daß die britischen Kollegen mich als »Denkmethodiker« aus der alten Skoda-Oppolzerischen Wiener Schule beriefen, und da ich persönlich nicht teilnehmen konnte, so richtete ich einen »offenen Brief« an den C mbridger Kliniker Professor Clifford Albutt.*) Ich fürchtete vor allem, der großmütige britische Philanthropismus werde riesige Heilstätten errichten, und ich machte darauf aufmerksam, daß nichts gefährlicher sei, als die Anhäufung von tuberkulösen Kranken. Solche große Sanatorien,

*) Wiener mediz. Wochenschrift Nr. 26, 1901. Siehe auch meinen »Offenen Brief an Dr. Clarke Bell in Newyork«. (Wiener mediz. Presse 1902, Jänner.)

wie so viele alte Spitäler, Kasernen, Gefängnisse und manche Spezialkurorte sind und werden Pflegestätten [für diese Krankheit, töten sonst heilbare Fälle und infizieren auch das Wärter- und ärztliche Personal. Heilstätten für Tuberkulöse mögen so einfach als möglich — in Barackenform und kleinen Pavillons — angelegt werden, so daß ihre Zerstörung ohne große Opfer erfolgen kann, wenn sie einmal infiziert sind.

Die Kochschen Seuchenkörperchen haben eine wahnwitzige Angst erregt und man glaubte, jeder Kranke sei gefährlich, bei dem irgendein solches Körperchen im Auswurfe gefunden wurde. Dadurch wurden viele Individuen aus den im Dienstverhältnisse stehenden Klassen unglücklich gemacht. Es gab die lächerlichsten Spuckverbote auf der Straße, während auch das diffuseste Sonnenlicht diese Körperchen in wenigen Augenblicken tötet. Man hat dieses Spucken an manchen Orten unter Strafe gestellt. Nun spucken auch Magen- und Rachenkranke und Raucher. Es wäre also, da das Corpus delicti — der Bazillus — sofort verschwindet, auf den »Amtseid« des Polizisten angekommen, ob der Auswurf Bazillen enthielt oder nicht. Auf einmal wurde die Erblichkeit der Tuberkulose geleugnet und auf eine der bewährtesten und wichtigsten Denkregeln der Pathologie vergessen, daß für jede Ansteckung eine gewisse Anlage — Prädisposition — vorhanden sein müsse. Man vergaß auch auf den wichtigen Unterschied, den die Kliniker seit langer Zeit gemacht haben, nämlich zwischen Tuberkulose und Schwindsucht, und man vergaß, daß nicht nur die Luft, sondern noch mehr der Schweiß ein wichtiges Übertragungsmedium ist. Galen hat die Bedingungen der Ansteckung klassisch beschrieben; die Modernen vor Koch haben darauf vergessen. Daß große Kliniker aber auf die Ansteckungsfähigkeit vergessen konnten, beweist allein genügend, daß dieselbe nicht so bedeutend ist, als im ersten Koch-Delirium angenommen wurde.

Daß die Volkswohnungsfrage für die Tuberkulose von größter Bedeutung ist, läßt sich aus Galen herauslesen und es gereicht den britischen Ärzten zur größten Ehre, daß sie dies längst erkannt haben. Wenn die Tuberkulose in Deutschland so bedeutend abgenommen hat, so ist dies zunächst der Fürsorge für die Verbesserung der Volkswohnungen und der Verbesserung der Lebensbedingungen der arbeitenden Klassen viel mehr als den Heilstätten zuzuschreiben. Die Niederreißung der frühergenannten Infektionsstätten, der infizierten Spitäler, Kasernen und Gefängnisse ist eine Hauptsache

Außerdem ist die Trennung der Tuberkulösen von den Schwindsüchtigen von fundamentaler Bedeutung. Letztere sind für Tuberkulöse natürlich viel gefährlicher als für Gesunde. Man hat früher nur klinische Unterschiede zwischen beiden Infektionen gekannt und die eine als eine Steigerung der anderen angesehen. Durch Schröns Entdeckung des Schwindsuchtsmikroben ist die Scheidung enorm erleichtert. Die Schwindsucht entwickelt sich auf der Basis der Tuberkulose; letztere ist oft heilbar, die Schwindsucht kaum je.

Sowohl bei den gefährlichen Alkoholikern wie bei den gefährlichen Schwindsüchtigen ist eine gesetzliche Bestimmung nötig, welche es erlaubt, die betreffenden Individuen wie gefährliche Irre zwangsweise in eine passende Anstalt zu bringen. Betrifft eine solche Maßregel den Ernährer der Familie, so hat die Patronage oder die Fürsorgebehörde die Aufgabe, der Familie die entgehende Unterstützung zu leihen. Sonst wiederholt sich die Beobachtung, daß eine von einem Trunkenbold furchtbar mißhandelte Frau keine Anzeige macht, weil sie und ihre Kinder sonst verhungern müssen, oder daß ein Schwindsüchtiger mit seiner letzten Kraft fortarbeitet, weil seine Familie ohne seinen Arbeitslohn nicht leben kann.

Eine wichtige womöglichst gesetzlich zu regelnde Frage ist die Verhütung der Vererbung der Degeneration auf die Deszendenz von Alkoholikern und Schwindsüchtigen. Dort, wo die nötigen Anstalten für Säufer bestehen und dieselben auch rechtzeitig an dieselben abgeliefert werden, ist wohl vieles in dieser Richtung geleistet. Ein Eheverbot für Schwindsüchtige würde relativ wenig nützen, höchstens mit Sicherheit die schwindsüchtigen Mädchen aus jenen Kreisen unschädlich machen, bei denen eine außereheliche Schwangerschaft nicht eintritt. Am wirksamsten ist noch, wenn, wie im italienischen Volke, der Gedanke allgemein verbreitet ist, daß das sexuelle Zusammenleben mit Schwindsüchtigen lebensgefährlich ist.

Die in der »Allgemeinen österreichischen Gerichtszeitung« 1902 erschienene Abhandlung unter dem Titel: »Ein Tuberkulosegesetz« war, wie offiziös eingestanden wurde, die Grundlage einer Regierungsverordnung zur Regelung einiger betreffender Fragen, die aber nicht sehr glücklich ausgefallen ist, weil man, um die Mehrzahl der Krankensäle zu sichern, alle Tuberkulösen in einzelnen Gelassen vereinigte, was für viele mehr oder minder Heilbare geradezu ein Todesurteil ist. Man hätte gleich richtig organisierte Spezialanstalten errichten müssen, in denen für die Isolierung eines jeden Kranken vorgesorgt ist.

IV. Die Zirkulationslehre und meine Röntgenstudien.

Das Problem der Blutzirkulation ist ein nicht minder kompliziertes als jenes der Bewegung und auch dieses wird in der offiziellen Wissenschaft nicht mit jener Vollständigkeit behandelt, wie es notwendig wäre. Der Grund ist und bleibt für alle diese Verhältnisse, daß die mathematische und mechanische Vorbildung auch der Theoretiker im engeren Sinne und der Kliniker eine zu unvollständige ist, als daß sie in so komplizierten Gleichungen so denken könnten, wie sie die Natur ihnen vorlegt. Sie behelfen sich damit, Verhältnisse, die sie in ihrem Denkgleichgewichte stören und die von anderen aufgedeckt sind, zu ignorieren.

Ich will hier zur Illustration einige pikante Details anführen. In einer wichtigen Abhandlung: »Über multiple Pulsfühlung« (Wiener mediz. Presse 1875, Nr. 18) hatte ich auf die grobe Tatsache aufmerksam gemacht, daß die Pulse in den gleichnamigen Arterien beider Seiten, besonders bei Gesunden, nicht gleich sind. Es dauerte ein Vierteljahrhundert, bis diese für die Statik und Dynamik des Kreislaufes bei Gesunden und noch mehr bei Kranken so wichtige Tatsache Eingang fand und dann ignorierte man natürlich die Quelle, aus der man schöpfte.*) Im Jahre 1887 habe ich hervorgehoben, daß nicht das Herz und sein Nervensystem die eigentliche Kraftquelle des Blutumlaufes ist, sondern der Hunger und der Durst und das Atembedürfnis der Gewebe, die durch die Nerven die nervösen Zentren des Herzens und damit das Herz anregen und ebenso auch die »Lokalherzen« — der Ausdruck rührt von mir her — das ist den nervösen und muskulären Apparat der Blutgefäße, deren Weite oder Enge in der Zirkulation eine große Rolle spielen.

Ich bin auf diese Fragen in einer Abhandlung auf dem Wiesbadener Internistenkongreß im Frühjahr 1896 zurückgekommen. Schon in demselben Jahre — also ein Jahr nach der Entdeckung der Röntgenstrahlung — habe ich in einer Reihe von Abhandlungen die Bedeutung des Röntgenlichtes für die Physiologie und Pathologie der Zirkulationsorgane erkannt und hervorgehoben.**)

*) Die damalige Abhandlung war auf Grund von Tatsachen aufgebaut, die damals noch unbekannt waren — Krampf großer Gefäße — und auf Grund von Studien und Betrachtungen über den Kreislauf, die bis in die Studentenzeit zurückreichten.

**) Siehe »Weitere Beiträge zur Biomechanik des Kreislaufes« (Wiener med. Wochenschrift, 1896, Nr. 17). Weiters: »Beobachtungen und Betrachtungen

Ich habe aber schon auf einige Grunderscheinungen auf der Frankfurter Naturforscherversammlung im Herbste 1896 aufmerksam gemacht.

Vor allem konnte ich nachweisen, daß die Skodasche Lehre vom Herzstoße unrichtig war, daß die Herzspitze, im Beginne der Herzzusammenziehung nicht nach links unten, nach dem Prinzip des Segnerschen Rades, sondern nach rechts oben gezogen wird. Die lange aufgestellte und ignorierte Lehre Rektorziks, eines früh verstorbenen Assistenten von Hyrtl, daß bei der Herzzusammenziehung die große Brustschlagader — die Aorta — gestreckt und dann wieder eingebogen wird und dabei das Herz Drehungen vollzieht, konnte ich besonders in pathologischen Fällen erweisen. Wichtig war der Nachweis, daß das Herz bei jeder Zusammenziehung nur einen kleinen Teil seines Inhaltes entleert. Noch im Jahre 1903 war Luciani in Rom über diesen Ausspruch erstaunt und ich lieferte ihm in einem Röntgenkabinett den Beweis hierfür; damit waren viele Lehren über die Herzarbeit über den Haufen geworfen und gab mir Veranlassung, die prinzipiell hochwichtige Lehre von der »Schichtarbeit« der Muskeln auszusprechen.

Bei dieser Gelegenheit konnte ich die einzig richtige Lehre vom Herzstoße wenigstens ans Tageslicht heranziehen. Sie rührt von einem genialen österreichischen Landarzte, Dr. Karl Schmid in Bruck a. d. Mur, her und beruht auf dem Prinzip des »hydraulischen Widders«.*) Ich bin auf diese Lehre zu wiederholtenmalen zurückgekommen und da sie auch in der französischen Übersetzung meiner »Biomechanik« enthalten ist, so dürfte sie doch endlich durchgreifen.

Mir ist nicht bekannt, daß diese für jeden mechanisch Gebildeten zweifellos richtige Lehre heute in irgendeiner physiologischen oder klinischen Vorlesung bereits tradiert und anerkannt wird. Ich bin aber sicher, diesen österreichischen Ehrenanspruch für alle Zukunft gerettet zu haben.

Ich bin auf die Entdeckung Schmids nicht weniger stolz als auf jene von Betz und Schrön. Die Verzögerung der Anerkennung liegt wohl darin, daß weder Schmid noch ich zu den »Herz-Geheimräten« gehören.

Der Hauptgrund, warum ich die Röntgenstudien aufnahm, war aber ein medizinisch-praktischer. Es gibt eine Reihe von Krankheiten im Bereiche meiner Tätigkeit, die — frühzeitig erkannt — geheilt werden können, wenn sofort das richtige Heilverfahren

---

aus dem Röntgenkabinette«, ibid. Nr. 32—53, 1896 und (II. Serie) ibid. 1897, Nr. 9 etc.

*) Siehe dessen Abhandlung: »Über Herzstoß und Pulsnerven« (Wiener mediz. Wochenschrift 1892, Nr. 15—17).

eingeschlagen wird. Dahin gehören viele Rückenmarkserkrankungen, die Basedowische Krankheit, die Entzündungen der Wirbelsäule und beginnende Gefäß- und Herzentartungen. Das Erkennen im ersten Beginne ist oft Sache persönlicher sinnlicher Feinfühligkeit, instinktiver glücklicher Impressionabilität (Eindrucksfähigkeit) und des Scharfsinnes. Es sind sozusagen die Elemente der ärztlichen »Kunst«, welche oft erkennen lassen, wo die ärztliche Wissenschaft noch im Stiche läßt.

Ich will hier eine pikante Geschichte erzählen. An einem 8. Februar wurde ich zu einer Frau zum Konsilium wegen schweren »nervösen« Erbrechens gerufen. Ich fand bei der Untersuchung eine — nicht bedeutende — Schwellung eines Eierstockes und bezog das Erbrechen darauf. Ich habe etwas von der Feinfühligkeit der berühmten »Oppolzer-Finger« geerbt. Die beiden Ärzte der Kranken konnten sich von meinem Befunde nicht überzeugen und ich versprach ihnen, der Familie nichts von meinem Befunde zu sagen. Die Sache werde schon für alle Welt »greifbar« werden. Zu Ostern untersuchte ein Gynäkolog und fand nichts. Zu Pfingsten erst konstatierte ein anderer Gynäkolog die Geschwulst und im September wurde sie von Billroth operiert, aber nicht gerettet. Die Familie hatte nach meinem Besuche die Kranke assekuriert und der Hausarzt verriet — offenbar in der Hoffnung einer großen Prämie — der Versicherungsgesellschaft meinen Ausspruch. Befragt, erklärte ich, daß ich eben der Familie von meiner Diagnose keine Mitteilung gemacht habe und daß daher dieselbe optima fide gehandelt haben kann.

Die Bekämpfung der früher geschilderten Initialzustände schwerer Krankheiten, besonders der beginnenden Rückenmarks- und Wirbelentzündungen und der Herz- und Gefäßentartungen, verlangt eine strenge Behandlung, zum Beispiel längere Bettruhe, die Wirbelentzündungen auch das frühzeitige Tragen von Miedern, das besonders bei Erkrankung der Halswirbel wegen Sichtbarkeit der Apparate unangenehm ist etc. Die Kranken folgen nicht gern und fragen herum. Konnte ich in den letzten 30 Jahren sicher sein, daß die Wiener Ärzte aller Kategorien mir bei den einfachsten und bestgegründetsten Lehren und Maßnahmen widersprachen, so war dies gewiß der Fall, wo meine frühzeitig erratende Feinfühligkeit und Feinsinnigkeit in Frage kam. Man diagnostizierte Hypochondrie, Nervosität, Rheumatismus und dergleichen und versäumte nicht nur die richtigen Maßnahmen, sondern verordnete Verkehrtes und

Schädliches. Ich hatte dann oft den Schmerz, die Kranken wieder in einem Zustande zu sehen, in dem wenigstens eine radikale Hilfe nicht mehr möglich war. Ich suchte daher nach objektiven Methoden, um die Diagnose in den ersten Stadien so objektiv als möglich sicherzustellen und für die Wirbelsäuleentzündung und für die Herz- und Gefäßentartungen hielt ich die Röntgenuntersuchung für wichtig. Die Technik der Apparate war in der ersten Entwicklung. Ich reiste nach Paris, Berlin und Erlangen und verschaffte mir so ein geeignetes Instrumentarium, an dem ich nicht nur den Wiener ärztlichen Kollegen, sondern zum Beispiel auch dem berühmten Physiker Boltzman die ersten ordentlichen Durchleuchtungsbilder des menschlichen Körpers demonstrierte. Wie wenig Anerkennung ich für diese materiellen Opfer und für meine geistige Arbeit hierfür in Wien fand, will ich nicht erzählen.

Als mich der Sekretär des Deutschen Internistenkongresses aufforderte, auf dem Kongreß in Berlin (1897) einen Vortrag zu halten, und ich ihm antwortete, daß ich »Über Röntgenlicht im Dienste der inneren Medizin« sprechen wolle, stimmte er natürlich zu, fragte mich aber erstaunt, ob schon Material genug über dieses Thema vorliege. Der Vortrag hat bekanntlich großes Interesse erregt.

Ich habe meinem leider früh verstorbenen Sohn, Dr. Hermann Benedikt, die professionelle Ausübung des Röntgeneas überlassen, aber die Untersuchung der mich interessierenden Fälle mit ihm und nach seinem Tode mit Kienböck vorgenommen.

Die Röntgenstudien, besonders die Röntgenlichtbilder (Photographien), traten für mich sozusagen in ein neues Stadium, als ich die sogenannten traumatischen Neurosen nach allen Seiten studierte.

Ich hatte nämlich erkannt, daß die Chokneurosen und überhaupt schwere traumatische Neurosen keine einfachen Neurosen (Hysterien) seien, sondern, daß bei vielen Fällen anatomische Erkrankungen des Schädels, des Gehirnes und der Wirbelsäule vorkommen, und es handelte sich darum, ob man diese Veränderungen, die, beiläufig bemerkt, nicht notwendig unheilbar sein müssen, durch Röntgenen nachweisen könne. Ich erhielt bald aus den Tatsachen bejahende Antworten, um so mehr, als die Beleuchtungs- und Bildererzeugungstechnik immer größere Fortschritte machte. Die Deutung der Befunde war nicht Sache der Röntgenspezialisten.

Ich habe mich für die Unfälle nicht bloß als Fachmann interessiert, sondern auch als Menschenfreund. Mir blutete das Herz,

wenn ich sah, wie in Betrieben Verunglückte und Zugrundegerichtete einfach entlassen wurden und Rechtskundige mir sagten, daß das Gesetz keine Handhabe für deren Schutz biete. Ich habe einmal angeregt, eine Art »juridische Poliklinik« für die armen Hilflosen zu errichten, und dieser Gedanke hat im »Rechtsschutzverein« seine Verwirklichung gefunden. Als dann das Unfallversicherungs- und das Haftpflichtgesetz erschienen, wendeten sich besonders bei Nerventraumen die Verunglückten und deren Rechtsfreunde mit Vorliebe an mich. Ich instruierte letztere, da diese Fälle viele Eigentümlichkeiten für die Prozeßführung boten. So zum Beispiel war ich frühzeitig auf die »Spätsymptome« aufmerksam geworden.*)

Es gibt Fälle, bei denen anfangs relativ leichte Erscheinungen vorhanden sind, die sich später zu schweren entwickeln. Dies ist manchmal bei vorwaltend nervösen Erscheinungen der Fall, viel häufiger, wenn durch die Verletzung Herz- und besonders Gefäßentartungen eingeleitet werden. Ich mahnte deshalb viele solche Kranke, sich nicht voreilig »abfertigen« zu lassen. In vielen Fällen bestehen anfangs äußerst schwere Erscheinungen, besonders schmerzhafte, und die verzweifelte Überzeugung der Kranken, daß sie nie gesund und arbeitsfähig werden. Solche Kranke können ganz, was selten ist, aber bisweilen doch wesentlich gesund werden. In solchen Fällen haben die Richter öfters voreilig hohe Renten — ohne nachträgliche korrigierende Rechtsprechung — bewilligt.

Die Expertise beging schwere geistige und moralische Fehler. Sie nahm die schweren hysterieartigen neurasthenischen Beschwerden, die oft rapid nachlassen, wenn die Aufregung des Prozesses vorüber ist, in frivoler Weise als geringwertig an, obwohl die Verletzten oft ein Leck, und oft ein schweres, fürs ganze Leben zurückbehalten und ihr seelisches Gleichgewicht so gestört bleibt, daß sie als minderwertige Menschen und als Leidende zurückbleiben. Die deutschen Neurasthenikerheime wissen davon Manches zu erzählen.

Der schwerste wissenschaftliche Irrtum bestand aber darin daß man alle Erscheinungen von seiten des Nervensystems, welche zum Beispiel nach schweren Eisenbahnunfällen auftraten, als rein nervöse ansah. Es war aber unzweifelhaft, daß dabei Sprünge in den Kopfknochen, Blutungen an der Oberfläche und im Innern

*) »Berliner Klin. Wochenschrift« 1888, Nr. 52.

des Gehirns, traumatische blutige Gehirnhautentzündung (Pachymeningitis homorrhagica) und Wirbelverletzungen auftreten. Es gelang mir auch, solche Verletzungen durch Röntgenlichtbilder nachzuweisen, deren Bedeutung daraus erhellte, daß die Herde der äußeren Untersuchung — zum Beispiel bei der Perkussion des Kopfes — oder der Herddiagnose aus den Symptomen entsprachen. Selbstverständlich wurden diese Ergebnisse in Wien von den Kollegen verneint und ich habe bei Gericht öfters die Erklärung abgegeben, daß ich diese Röntgenbefunde als für die Rechtsprechung nicht für maßgebend gehalten haben möchte, solange die Untersuchungen nicht international nachgeprüft und bestätigt sind. Ich wollte nicht allenfalls in den Fehler Bertillons im Prozesse Dreyfus verfallen, eine noch persönliche Untersuchung als Rechtsbeweis anzugeben.

Diese Röntgenbilder gewannen an Wert, als ich sie von Dr. Kienböck herstellen ließ, der ein wahrer Virtuos in der Röntgentechnik ist, so daß eine der größten Autoritäten, der Direktor der Wiener Reproduktionsakademie Herr Hofrat Eder, erklärte, daß er nie geglaubt hätte, daß solche Plattenbilder möglich seien. Die Deutung der Bilder war natürlich meine Sache, da ich die pathologische Anatomie, die Lokalisationsgesetze und Klinik dieser Traumen kennen mußte. Viele der so hergestellten Platten waren so fein, daß die photographische Kopierung nicht möglich war. Nach Beratung mit Hofrat Eder ließ ich zum Beispiel die in Amerika bei Gelegenheit des Kongresses von St. Louis veröffentlichten Fälle zeichnen und danach die Klischees anfertigen, alles auf meine Kosten, zum Beweise, daß ich für die Auffindung der Wahrheit jedes Opfer brachte, obwohl ich wußte, daß diese Opfer für Wien vergebens waren, weil man die Wahrheit nicht wissen und nicht anerkennen wollte.

Es hat sich inzwischen etwas Ungeheuerliches ereignet, was kein ehrlicher Mann diesseits und jenseits des Ozeans für möglich gehalten hätte. Als 1901 Le Jeune beim Alkoholikerkongreß in Wien war, besprachen wir die Jurisdiktion inbezug auf die Haftpflicht bei Eisenbahnunfällen. Er selbst war Vertreter der belgischen Staatsbahnen. Er erzählte mir, daß es in seinem Vaterlande zwei Gerichtshöfe gebe, die in erster Instanz über diese Fälle entscheiden, nämlich in Brüssel und in Lüttich. Beide Gerichtshöfe hätten ständige Sachverständige und die Prozesse spielen sich meist in Brüssel ab, weil die dortigen Sachverständigen im Rufe standen, die Leiden der Kranken gewissenhafter abzuschätzen. Er selbst rekurriere gegen die auf Grundlage der Expertenaussage gefällten Urteile höchstens,

wenn die Rente vom Gerichtshofe höher angenommen wird, als dem wirklichen Einkommen des Klägers zu entsprechen schien.

Ich sagte ihm, ich halte das Prinzip der ständigen Sachverständigen nicht für richtig; es solle jeder Partei freistehen, den ihr beliebigen vorzuschlagen. Eigentlich sollen die Sachverständigen immer ganz objektiv sein. Allein es liegt in der menschlichen Natur, daß der von der Klagepartei gewählte Experte gewissenhafter die Existenz der Leiden festzustellen sucht und der Vertreter der haftpflichtigen Partei kritischer verfährt. Ich selbst, der so häufig als Vertrauensmann der Geschädigten funktionierte, habe zwar zu wiederholtenmalen erklärt, daß niemand so reich und niemand so elend sei, als daß ich eine von meiner Überzeugung abweichende Angabe mache; für mich ist die wissenschaftliche Wahrheit souverän. Bei uns haben die Richter das Recht, Sachverständige anzunehmen, zurückzuweisen oder selbst zu bestellen. Bis dahin waren die Richter ethisch korrekt vorgegangen und haben die Sachverständigen, die von den Parteien verlangt wurden, ernannt. Da geschah bald nach der Unterredung mit Le Jeune etwas Außerordentliches. Die Gerichtshöfe hatten — was richtig ist — die Haftpflichtigen überlastet. Das österreichische Bürgerliche Gesetzbuch von 1803 — obwohl veraltet, noch heute ein gerechter geistiger und sittlicher Stolz jedes Österreichers — hat das Prinzip des »Schmerzensgeldes« ausgesprochen und die Richter haben zuweilen weit übertriebene Summen als Schmerzensgelder bewilligt. Auch haben sie oft zu hohe Renten — ohne spätere Remedur — angenommen, die einerseits dem wirklichen Einkommen nicht entsprachen und anderseits ungerecht waren, weil die Betreffenden oft mehr oder minder bald nach der Zuerkennung der Rente wieder teilweise oder ganz berufsfähig wurden. Ich merkte diese Übelstände und nahm mir vor, dieselben im Laufe meiner »Juristischen Briefe« zu besprechen. Es entstand aber eine höchst inkorrekte Agitation.

Der Herr Chefarzt einer Staatsbahn, Dr. Großmann, stellte in einem Vortrage im Eisenbahnklub die Verhältnisse so dar, daß er des Wohlwollens seiner Vorgesetzten gewiß sein konnte, obwohl er der Wahrheit mit der Faust einmal von rechts nach links und einmal von links nach rechts ins Gesicht schlug. Im Gerichtsgebäude aber erschien irgendein Geist, der den Senatspräsidenten suggerierte, mich niemals mehr als Experten anzunehmen, was die Herren getreulich befolgten, obwohl sie bis dahin meine Autorität und meine Wahrheitsliebe anerkannten.

Ich hatte kurz vorher in einer medizinischen Gesellschaft einen Vortrag über Nerventraumen gehalten, worin ich drei Kategorien feststellte und ich hatte die Absicht, in einem meiner »Juristischen Briefe« auch die juridische Welt nicht nur sachlich aufzuklären, sondern auch die Übelstände der Jurisdiktion aufzudecken, welche die Haftpflichtigen zu sehr belasteten. Da aber der Redakteur dieser betreffenden Gerichtszeitung ein Eisenbahnbeamter war, lehnte er die Veröffentlichung ohne Kenntnis des Manuskripts ab. Ich war bei den Eisenbahnern verfehmt und es gibt kein geistig und sozial so tiefstehendes Individuum unter ihnen, das sich nicht erlauben würde, über ein Gutachten von mir abzusprechen.

Man akzeptierte aber Sachverständige, von denen man wußte, daß sie in jedem Falle für die haftpflichtigen Körperschaften eintraten.

Ich war sogar Impertinenzen von behördlicher Seite ausgesetzt und man gewöhnte sich, von meinen vorliegenden Gutachten abzusehen; es wurde sogar im Sinne des »justament nicht« — gegen die von mir Untersuchten entschieden. Ich will einige eklatante Fälle von Unfallsjustiz anführen. Einst kam ein Mann, der infolge eines Unfalles an hochgradiger, rapid fortschreitender Entartung des Herzens und der Gefäße litt, mit den Worten auf die Poliklinik: »Ich bin ein Sterbender, nehmen Sie mich auf die Spitalsabteilung auf.« Ich verlangte einen Aufnahmeschein von seiten der Genossenschaft zur Deckung der Kosten. Da sagte der Kranke, das sei unmöglich, von dem Krankengelde lebe die Familie, und ich nahm ihn auf meine Kosten auf. Er hatte eine Unfallsrente von 6 Prozent! Der Arzt hatte zwar schon die Entartung der Gefäße konstatiert, erklärte aber nach Wiener Expertensitte die Klagen des Kranken für Übertreibung und die Unfallsbehörde begnadete ihn zu den besagten 6 Prozent Unfallsrente. Der Kranke lag zirka vier Wochen auf der Abteilung. Wenige Tage vor seinem Tode stellte ich ihn der k. k. Gesellschaft der Ärzte mit dem Versprechen vor, wahrscheinlichst schon in der nächsten Sitzung die Präparate, welche die Sektion ergeben würde, zu demonstrieren. Ich konnte mein Versprechen halten; ich hatte die Absicht, das Gewissen der Experten aufzustacheln, was mir freilich nicht gelang. Die Unfallsbehörde bemühte sich dann, die Witwe einigermaßen zu entschädigen.*)

*) Der Fall ist ausführlich beschrieben in der Zeitschr. f. klinische Medizin, 50. Bd., Berlin 1903.

Einer der schwersten Fälle von Kopftrauma, den ich je beobachtet habe, hat zu wiederholtenmalen auf der Spitalsabteilung der Poliklinik epileptische und Tobsuchtsanfälle mitgemacht, und ist überhaupt schwachsinnig und unruhig und daher die Qual seiner armen Frau. Obwohl ich ein Gutachten ausgestellt hatte und das Gericht die Pflegeschwestern und Hilfsärzte unter Eid vernehmen konnte, erklärte doch ein Experte den Mann für teilweise arbeitsfähig und seine Rente wurde von 90 Prozent auf die Hälfte herabgesetzt! Es ist dies der schwere Fall, den ich als ersten dem Kongreß in St. Louis vorlegte und der im »The Archive of Physiological Therapy« (Februar 1905, Boston) beschrieben und abgebildet ist. Diese Bilder reden nicht; sie schreien!*)

In einem Falle eines Schlages auf die rechte Stirn konnte ich zwei symmetrische Herde an jeder der beiden Schläfen nachweisen und als Blutaustritt erklären. Dies waren die Stellen, an denen der Kranke über Schmerzen klagte und die bei der Perkussion des Kopfes empfindlich waren. Später zeigten neue Bilder das Verschwinden des Herdes auf der einen Seite und eine Abnahme auf der anderen. Eine spätere Aufnahme zeigte das Anwachsen des einen Herdes, nachdem man den Mann zur Arbeit zwang. Ich schrieb dem Chefarzt den Befund, in der Voraussetzung, daß ihm die Wahrheit am Herzen liege. Er ließ durch einen minderwertigen Radiologen eine Aufnahme machen, die selbstverständlich negativ ausfiel, da niemand in Wien Kienböck als Techniker erreicht. Ich schrieb dem Chefarzt, daß ein solcher Befund von einem »minderwertigen« Fachmanne noch nicht zu erwarten sei und lud ihn und seinen betreffenden Vertrauensmann ein, die Platten anzusehen. Die Herde, die dem Zeichner, dem Hofrat Eder und dem Kollegen Größinger, der Amateurphotograph ist, ebenso wie Fräulein Dr. Mead aus New-Haven in Nordamerika auf den ersten Blick auffielen, sah der betreffende Fachmann nicht! Aber bei der Ärztekammer wurde ich denunziert, daß ich den betreffenden Kollegen — auf einem für den Chefarzt berechneten Informationszettel — als »minderwertig« bezeichnete, und die Ärztekammer war der Ansicht, daß es keinen minderwertigen Arzt gebe, der in einer schwierigen neuen Frage nicht so kompetent wäre, wie ein Künstler ersten Ranges wie

*) Hinterher wurde der Mann doch als »siech« anerkannt, als die »Schwester«, welche den Kranken auf der Abteilung pflegte, den Herren Experten ihre Diagnose auf »traumatische Hysterie« energisch über den Haufen warf.

Kienböck, und wie ein Gelehrter von meinem Kaliber, der so oft bewiesen hat, daß er den Spürsinn für neue Tatsachen und neue Gesetze besitze. Wie wahr hat leider der Franzose gesprochen, welcher die Gefahr prophezeite: die Ärztekammern werden die Verschwörung der Unbedeutenden gegen die Bedeutenden erzeugen.

Der Mann ist einfach als Simulant entlassen worden und ein Chef eines staatlichen Eisenbahnbureaus schrieb mir bei Gelegenheit einen impertinent bübischen Brief, den ich in Händen habe, ich möge mich in die Fragen nicht einmischen. Der Herr wollte mir also verbieten, Verletzte zu untersuchen und Gutachten abzugeben! Ich denke, jeder Beamte, der den Anspruch erheben will, ein Gentleman und Ehrenmann zu sein, hat die patriotische und sonstige Ehrenpflicht, einen landsmännischen Gelehrten meines Ranges zu respektieren. Ich habe den Brief Herrn Minister Wittek persönlich gezeigt; ich habe eine Genugtuung abgelehnt. Ob sie spontan hätte gegeben werden sollen, überlasse ich dem Urteil aller Ehrenmänner.*)

---

*) Dieser Fall ist mit den Bildern in der Abhandlung: »Ein weiterer Beitrag zur Radiologie der Kopftraumen« in der »Zeitschrift für Elektrotherapie und die physikalischen Heilmethoden«, Heft 7, 1904, als erster (Burian) mitgeteilt. Ich bin den auswärtigen Kollegen eine Aufklärung schuldig. Sie fragen gewiß verwundert, warum Kienböck nicht für seine Meisterleistungen einsteht. Er hat keinen Grund gegen mich zu sein. Als im Professorenkollegium Dozenten für Radiologie vorgeschlagen wurden, fehlte sein Name im Vorschlage der Kommission. Es gelang mir, ihn durchzusetzen. Ebenso verschaffte ich ihm — nicht ohne Opposition — seine jetzige Stellung auf der Poliklinik und ich habe mündlich und literarisch seine Superiorität über seine Wiener Kollegen international verkündet. Um sein Verhalten zu verstehen, wird folgende Anekdote genügen. Es wurde ein Mädchen zu mir mit Hüftschmerz gebracht und mir mitgeteilt, ein bekannter Radiolog habe vor einigen Monaten eine Röntgenphotographie gemacht und er und ein bekannter Chirurg hätten aus diesen herausgelesen, daß das Gelenk frei sei. Ich erklärte, daß ich zu dem Röntgenschreiben und -lesen dieses Herrn kein Vertrauen habe und daß ich eine neue Aufnahme durch Kienböck verlange. Dieses geschah und ich erkannte sofort, daß eine Gelenkserkrankung vorliege. Da brachte Kienböck ein Buch, in dem ein solches Bild vorhanden war und sagte: »Es ist doch ein Vergnügen, wenn so etwas schon beschrieben ist. Ich machte ihm Vorwürfe über diese Freude, da ein junger Gelehrter glücklich sein solle, wenn er etwas zum erstenmal sieht und erkennt. Diese Mutlosigkeit, einen abweichenden Befund als solchen zu erkennen und zu erklären, bekennt er auch den mir gelieferten Meisterplatten gegenüber, obwohl ich ihn natürlich von der Zustimmung zur Deutung enthebe. Er wagt es nicht, eine schriftliche Erklärung abzugeben und jedenfalls handelt er bei den Wiener Verhältnissen sehr klug.

Da ich nicht, wie Zola seinerzeit in der Dreyfus-Affäre, hoffen kann, daß Wahrheit und Recht auf dem Wege sind, habe ich den Kampf aufgegeben. Für die Geschichte und für das Ausland war er gewiß nicht umsonst.

Ich hingegen habe den Mut, bei Aufsuchung neuer Pfade auch auf dem einen oder dem anderen partiellen Irrtum ertappt zu werden. Errando discimus. Bei aller kritischen Reserve ist Kühnheit bei jeder schöpferischen Tätigkeit nötig.

Gesellschafts-Buchdruckerei Brüder Hollinek, Wien, III., Erdbergstraße 3.

Berichtigung.

Auf Seite 66 ist angegeben, daß die k. k. Gesellschaft der Ärzte zum Leichenbegängnisse die Orden Rokitanskys ausgelöst habe. Dies ist ein Irrtum. Die Gesellschaft hat das Leichenbegängnis bestritten unter der Motivierung der Ehrung ihres langjährigen Präsidenten.

